„Mamsellchen, es ist Zeit aufzustehen!

Wunderliche Streiche

eines

gebornen Barons,

der

zuerſt ſtudirte,

dann Schulmeiſter,

nachher gemeiner Soldat,

und zuletzt

geheimer Finanzrath

ward.

Erſter Band

Mit einem Titelkupfer.

1808.

Stadtbibliothek

Wunderliche Streiche eines gebornen Barons.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Nur Geduld, liebe Leſer! er wird wohl nicht tode ſeyn.

„Sieh doch 'n mal, Chriſtjan, was die Hunde dort im Dickicht vorhaben! treiben ja 'n gewaltgen Lärmen;“ ſagte der Oberſte Ehrlichheim zu ſeinem Jäger.

Chriſtjan arbeitete ſich flugs durch das dick verwachſene Gehölz; und bald darauf rief er

seinem Herrn zu: „Ihr Gnaden, 's liegt hier 'n Mensch zwisch'm Gesträuch; ganz blutig und wenn ich recht seh, mausetodt." —

Diese Worte waren ein Sporn, welcher den alten Obersten sogleich nach dem Ort hin in Bewegung setzte, wo die Hunde eine so traurige Entdeckung gemacht hatten. — Er fand bald die Bestätigung von dem, was Christian ihm berichtet hatte; nemlich, einen jungen, dem Anschein nach todten Menschen, der in seinem Blute sich so zu sagen badete.

Obschon Ehrlichheim blutende und todte Menschen genug gesehen hatte; so schlug doch eine Art von Herzen in seiner Brust, dessen Fühlbarkeit durch den öftern Anblick des menschlichen Elends und des Todes in seiner schaudervollsten Gestalt nicht hatte abgestumpft werden können. Dies Herz war noch so reitzbar, so theilnehmend, wie er es als Jüngling auf die Schreckengefilde des Krieges gebracht hatte. Ganz natürlich traf er daher auf der Stelle die wirksamsten und kürzesten Anstalten, um wo möglich dem Knöchler eine Beute zu entreißen: denn, daß nicht

Alle, welche todt scheinen, es wirklich sind, wußte er gar wohl aus Erfahrung *).

Der menschenfreundliche Oberste faßte den gefundnen Körper unter die Arme; der Jäger mußte sich der Füße bemächtigen: und so ward er von den beiden Männern auf den, einige tausend Schritt davon entfernten Landsitz des wackern Ehrlichheim gebracht.

Kaum war man angelangt, als sogleich der Dorfbarbier, ein alter, erfahrener Exfeldscheer, welchem der Oberste das Gnadenbrod gab, seine Künste anwenden mußte, um zu erfahren, ob man des Todtengräbers mehr als seiner bedürfe. Nachdem er die Wunden besehen und sondirt hat-

*) Wir wollten von Herzen wünschen, daß diese auf Erfahrung gnugsam gegründete Wahrheit, endlich einmal von einem gewissen Volke beherziget würde, welches theils aus religiösem Vorurtheil, theils aus niederträchtiger Nachgiebigkeit gegen einige langbärtige Dummköpfe, den Würmern so manchen Lebendigen auftischet!

Anm. des Verf.

te, erklärte er nach einer kleinen Weile: es sey noch Leben im Körper und dem Anschein nach, keine der Wunden tödtlich. Nun wurden alle in dergleichen Fällen gewöhnliche Hülfsmittel mit gröſstem Eifer angewendet; und eh' eine halbe Stunde verlief, öfnete der junge Mensch seine matten Augen.

Der Oberste hatte den Verwundeten während der Manupulation des Wundarztes mit unverwendeten Augen betrachtet, und er fand an ihm eine so interessante Physienomie, daß sein Wunsch, ihn dem Leben wiedergegeben zu sehen, mit jeder Minute lebhafter geworden war. Welche Freude empfand er daher, als derselbe erfüllt wurde! Seine Sorgfalt glimmte nun in neuem Zunder und war aufs eifrigste dahin gerichtet, den eben aufgefachten Lebensfunken nicht wieder verlöschen zu lassen.

So viele Stücke er auch auf seinen alten Strigelius hielt; — und zwar aus dem sehr gerechten Grunde eigner Erfahrung, indem er ihm so manche tüchtige Schuß- und Hiebwunde mit der gröſsten Geschicklichkeit geheilt hatte; — so wollte er seinen Geretteten den Händen eines nun abgelebten Greises doch nicht allein anver-

trauen. — Sobald die Verbände daher gehörig aufgelegt, der Verwundete in allen Stücken aufs beste besorgt und zur Ruhe gebracht war, mußte noch denselben Abend ein Wagen nach der benachbarten Stadt, um den dortigen, sehr berühmten Wundarzt abzuholen.

Ehe dieser ankommt und inzwischen der Patient ruhet; können wir nun weiter nichts vornehmen, als höchstens — mit den Lesern noch ein Wenig schwatzen; und zwar etwan vom Wetter, von den Franzosen, die jetzt in die Stelle ihrer ehemaligen Moden getreten und statt dieser, Gemeinplatz geworden sind; oder von — u. s. w. u. s. w. — Allein das viele Schwatzen kostet unserer Bequemlichkeit ein Opfer; und da wir nicht wohl wissen können, ob unsre Leser dasselbe mit angemessener Dankbarkeit aufnehmen möchten: so schweigen wir lieber und genießen nun in Ruhe des angenehmen Selbstgefühls, an diesem unsern ersten Kapitel ein so wohlgestaltetes — Stück ans Taglicht gebracht zu haben.

Zweites Kapitel.

Das ist mir noch ein Kriegsmann!

Mit unserm Patienten ist noch nichts anzufangen. Denn, ob zwar der herbeigeholte Wundarzt das Urtheil des alten Strigelius bestätiget hat, nehmlich, daß keine der Wunden tödtlich sey und also zur Genesung große Hofnung wäre; so hat der starke Blutverlust ihn doch zu sehr entkräftet, um, wenn man's ihn auch erlaubt hätte, sprechen zu können. Ein sanfter, stärkender Schlaf hat von Mutter Natur den Auftrag erhalten, die verlohrnen Lebensgeister wieder zu rekrutiren. Wir mögen in keinem Stücke hinderlich seyn. Er schlafe so lange, als es diese gute, sorgsame Mutter für heilsam befindet! — Wir wollen indeß, um nicht ganz müßig zu seyn, den Leser etwas näher mit dem Obersten bekannt machen.

Ehrlichheim stammte aus einer alten P** schen adlichen Familie; und seit Jahrhunderten hatten seine Vorfahren — mit dem Schlendrian zu reden — dem Vaterlande, oder — der dür-

ren Wahrheit gemäß, sich auszudrücken — dem Ehrgeize und der Politik der Fürsten mit ihrem Degen gedient. Er selbst, war unter dem Geräusch der Waffen empfangen und gebohren worden. Waffen, waren sein erstes Spielzeug; unter Kriegern reifte er zum Knaben; Wunden und jede Beschwerlichkeit des Soldatenstandes, waren der Antheil seines frühsten Jünglingsalters; und eh' er noch Mann ward, hatt' er schon Lorbeern um seine Schläfe gesammelt, die mancher graue Held nicht verschmähen würde.

Die Wahrheit zu sagen, so hatt' ihn Natur nicht zu diesem Stande geschaffen. Sie hatt' ihm ein mit demselben nicht sehr verträgliches Herz — ein sanftes, weiches, menschenfreundliches, im höchsten Grade theilnehmendes Herz gegeben. Dennoch, war er in jedem Betracht ein vollkommner Soldat; und dieses läßt sich sehr wohl zusammenreimen, wenn man für wahr annimmt, daß Erziehung und Beispiel eben so viel zur Bildung des Menschen, als die Organisation beitragen.

Durch das, was er täglich sah und hörte, hatte sich Enthusiasmus für militairische Ehre in ihm gebildet, der ihn sein ganzes Leben hindurch

begleitete. Den Geboten dieſer Ehre ward nun das Herz, ſo oft jene es nothwendig machten, ſubordinirt; und erſt dann durft' es wieder laut mitſprechen, wenn die Ehre es vom Stillſchweigen dispenſirte. Zwar wollte, das wenig zur Unterwürfigkeit gewöhnte Herz ſich zuweilen gegen ſeinen Tirannen auflehnen und ſeine ihm angebohrne Rechte reklamiren: allein dieſer war, wie es allemal bei Vorurtheilen der Fall iſt, ſtärker als die Natur und behielt am Ende den Sieg. Doch wußte der brave Ehrlichheim, ſo viel ſichs thun lies, eine gewiſſe Harmonie zwiſchen dieſen beiden einander entgegenſtrebenden Kräften herzuſtellen. — Nie vergoß er Blut ohne Noth: ſo wollt' es ſein Herz. Er erhielt lieber durch ein mühſames Manöuver was ein Andrer kürzer, aber durch Ströme von Blut erworben hätte. Doch, wie der Würgengel ſtürzte er auch in den Feind hinein, wenn Ehre ihm kein andern Ausweg lies.

Der wehrloſe, der gefangene Feind, war ſein Bruder, ſein Sohn. Der Bürger und der Landmann — ſelbſt in den feindlichen Provinzen — fanden an ihn einen Vormund, der ſich ihrer aufs Aeußerſte annahm, ohne jedoch dadurch

die so gerechte Verpflegung seiner Soldaten aus den Augen zu setzen; und dieses gelang ihm dadurch, daß er streng auf eine verhältnißmäßige Vertheilung der ausgeschriebenen Kontributionen sah. Wer zu geben im Stande war, konnte sich durch keine Gunst davon befreien; und der geringe Mann fand in ihm einen besonders thätigen Beschützer, wenn man demselben einen Theil derjenigen Last auf den Nacken wälzen wollte, welche reiche Schwelger oder knausrige Krösusse, von rechtswegen allein tragen sollten. Mit unerbittlicher Strenge verfuhr er gegen jene Blutigel von Beamten, die unter dem Schutz der allgemeinen Verwirrung, sich auf Kosten des Landes bereichern wollten. Er verlangte nie mehr, als die Bedürfnisse seiner Soldaten erforderten; und zugleich hielt er genau darauf, daß auch von Andern nicht mehr auf seine Rechnung gefordert würde. . . . . .

Doch, ich sehe eben, daß ich mir da einen ziemlichen Abstecher erlaubt habe. Ich muß wohl wieder einlenken, so sehr das Gesagte auch ein Work zu seiner Zeit, seyn mag.

Was man eigentlich bei Leuten von einem gewissen Stande, Erziehung nennt, hatte unser

Oberſte gar nicht erhalten. Sein Vater ein rauher Major, aber ein Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit, hielt dafür, daß: Routine im Exerciren, Manduvriren und andern Theilen des militairiſchen Dienſtes, verbunden mit einiger Fertigkeit im Leſen, Schreiben und Rechnen, das non plus ultra der zu einem tüchtigen Officier erforderlichen Geſchicklichkeit ſey. Mehr lies er daher ſeinen Sohn auch nicht lehren; und unſer Ehrlichheim wäre, ohngeachtet ſeiner ſchönen, natürlichen Anlagen, ein gewöhnlicher Major Mops geblieben, hätt' er nicht das Glück gehabt, ſein Leben einer Mutter zu verdanken, welcher eine der vorzüglichſten Erziehungen zu Theil geworden war.

Ans Wiſſenſchaftliche durfte die zärtliche Mutter ſich zwar nicht machen: denn das litt der Major nicht, daß man dem Jungen, wie er ſich ausdrückte, ſolch unnützes Zeug in den Kopf einpfropfte; aber auf eine, ihrem rauhen Gatten unbemerkbarere Art an der Vervollkommung ihres Sohnes zu arbeiten, das lies ſie ſich deſto angelegener ſeyn.

Ihr erſtes Augenmerk war dahin gerichtet, die ſchönen Keime, welche ſie mit mütterlicher

Wonne in dessen Herzen gewahrte, zu pflegen und zu entwickeln: und es gelang ihr nach Wunsch. Ihr nächster Gegenstand, waren die Sitten und die Bildung ihres Zöglings fürs gesellschaftliche Leben. Hier fand sie mehr Schwierigkeiten, weil die militairischen Modelle, welche der junge Mensch täglich und stündlich vor Augen hatte, durch ihr Beispiel großentheils wieder niederrissen, was die sorgsame Mutter aufzuführen sich bemüht hatte; und sie sah sich genöthiget, manche rauhe Ecke stehen zu lassen, die sie gern gleich so vielen andern auch hinweggeschliffen hätte. — Was bei diesen natürlichen Anlagen, bei dieser Art von Erziehung, aus unserm Ehrlichheim für ein Schlag Mannes wurde, das mögen nun meine Leser, um ihnen auch etwas zu thun zu geben, selbst abstrahiren.

Der Oberste war, wie wir schon gehört haben, von seiner Jugend an Soldat und erzeigte seinem Fürsten beträchtliche Dienste, welche durch schnelles Avancement belohnt wurden. Im dreißigsten Jahre war er schon Major. Im sechs- und dreißigsten heirathete er ein Fräulein, welches bereits seit geraumer Zeit das Mädchen seines Herzens war. Er genoß des Glücks dieser

Ehe nur zehn Jahr; eine Tochter war deren einzige Frucht, welche nach dem Tode ihrer Mutter sein theuerstes Kleinod wurde.

Als sein erster Souverain, ein Fürst, der es eben so gut verstand, verdienstvolle Männer an sich zu ziehen, als sie zu belohnen, verstarb, war unser Ehrlichheim schon seit einigen Jahren Oberste und Inhaber eines Regiments. Hätte jener weise Monarch länger gelebt, hätt' er gewiß bald eine noch höhre Ehrenstaffel erstiegen und hätte dann wohl nie den Dienst verlassen. Allein, der neue König dachte nicht wie sein Vorgänger. Bei diesem waren Verdienste das Maas, wornach Belohnungen zugemessen wurden: bei jenem hingegen, galt wegen seiner grossen Gutherzigkeit, oft ein Vorwort, eine zur gelegenen Zeit angebrachte Bitte, um Wohlthaten für gewisse Protegés zu erlangen; wodurch dann eine Quelle nach dem andern verstopft ward, aus welchem sonst zweckmäßige Belohnungen hergeflossen waren.

Eine solche Benutzung der königlichen Gutherzigkeit zur gelegenen Zeit, brachte unsern Ehrlichheim außer Dienst. Es war die Reihe an ihn, General zu werden; allein die Generals-

ſtelle ward für einen ausländiſchen Schmarotzer erſchlichen und unſer Oberſter forderte den Abſchied, welchen er auch in den gnädigſten Ausdrücken erhielt. — Seit dieſer Zeit lebte er nun auf ſeinen beträchtlichen Gütern das Leben des Weiſen, des Menſchenfreundes und insbeſondre, des Vaters ſeiner Unterthanen.

Drittes Kapitel.

Der Verfaſſer hat im Buche der Zukunft geleſen.

Fräulein Adelheid (das Buch weglegend. *)

— — — — — — — — — —

Das iſt unausſtehlich langweilig! Das iſt ein Schneckenkriechen! . . .

*) Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß das in dieſem Kapitel enthaltene Geſpräch zwiſchen Fräulein Adelheid und unſrer Wenigkeit, ein Traum iſt; und daß das Buch, welches wir das Fräulein weglegen ſahen, die Fahrten unſers Sebaſtians, waren.

Anm. des Verf.

Verfasser. Ich bin in Verzweiflung, schönes, blauäugiges Fräulein, daß ich bis jetzt noch nicht den Weg zu Ihrem Beifall fand. Glauben Sie mir auf mein Autorwort, es thut mir weher, als wenn mein Machwerk von den Richtern des Helikons zum — Exil in den Käsehöckerkeller verurtheilt worden wäre; und wenigstens eben so weh, als wenn ich das Kind meiner Muse bei lebendigen Leibe zu Dieten transchiren sähe. — Aber — lassen Sie doch hören, was haben Sie denn auszusetzen?

Fr. Adelh. Ja nun, daß — es mich nicht unterhält.....

Verf. Ei, wenn ich doch nur wüßte, wodurch man Sie interessiren könnte. — Ich dächte doch, ich hätte die Aufmerksamkeit schon so ziemlich gespannt. Das erste Kapitel beginnt gleich mit einem Abentheur, das fürwahr nicht frapanter hingestellt werden kann! Was darf man sich nicht von einem Roman versprechen, in welchem man gleich auf der ersten Seite Mord und Todschlag findet? —

Fr. Adelh. Das ist ganz gut, aber — —

Verf. Erlauben Sie! Hätten Sie noch einen Augenblick geduldet, würden Sie sogleich ver-

ſchiedne Perſonen kennen gelernt haben, deren Bekanntſchaft Sie mir künftig verdanken werden. Wenn Sie mir's nicht ungütig nähmen — Sie waren in der That ein Wenig zu voreilig. . . .

Fr. Adelh. Kann wohl ſeyn. Aber — es iſt überall zu viel Raiſonnement über Dinge, die ein Mädchen nicht viel angehen. . . .

Verf. Wodurch — durch welche Dinge könnte man Ihnen denn nun aber gefallen?

Fr. Adelh. Weil Sie denn ſo gütig ſind, meinen Beifall für etwas gelten zu laſſen; ſo will ich's Ihnen ſagen. — Sie müſſen mehr fürs Herz ſchreiben.

Verf. Sie wollen doch wohl ſagen: mehr für das Herz eines Mädchens. . . .

Fr. Adelh. Nun — ja.

Verf. Was hat aber denn für ein Mädchenherz das meiſte Intereſſe? Sollte es wohl die Liebe ſeyn?

Fr. Adelh. (erröthend,) Vielleicht —

Verf. Ich will Ihnen ein Geſtändniß erſparen, das Ihr Geſicht mit einer ſo liebenswürdigen Röthe übermalt. Ich weiß nun, was ich zu thun habe, um Ihnen zu gefallen; und um Ihnen den Beweis auf der Stelle zu geben, wie

schätzbar Ihr Beifall mir sey; so sollen Sie sogleich etwas von der Liebe hören. — Die Liebe ist eine Leidenschaft, welche mit unumschränkter Eigenmacht herrscht; welche ihren Nacken unter kein Gesetz beugt; welche eines Ungestüms, einer Kühnheit fähig ist, die sie sich zuweilen selbst nicht zutraut; und — es liegt ihr ein Naturtrieb zum Grunde, welcher die mächtigsten Schranken durchbricht. Sie ist eine Zauberin, welche die unglaublichsten Wunder verrichtet und mehr Verwandlungen vornimmt, als alle Feen der Fabel. — Mercier, nennt sie die Königin im Reiche der Einbildungskraft. — So, wie sie den Dingen ausser sich tausenderlei verschiedne Gestalten giebt; eben so, nimmt sie selbst tausenderlei verschiedne Gestalten an. Sie ist ein Kamäleon, das die Farbe jedes Karakters annimmt; ein geschmeidiges Wesen, das sich in jeden Umstand hineinpaßt, wie der Abguß in seine Form. Dem zufolge, ist sie bald blöde, furchtsam, zurückhaltend; bald kühn und unternehmend; bald scheint sie, wie ihr das Sprüchwort Schuld giebt, blind zu seyn; bald ist sie scharfsichtig, verschlagen, listig, erfinderisch. — In einem schönen, gut organisirten Herzen, wird sie die Mutter al-

les

tes Großen, alles Edeln, aller Tugenden. Die Liebe eines Thoren, eines Niederträchtigen, eines Böſewichts hingegen, iſt einer unreinen Pfütze ähnlich, aus welcher jede Unordnung, alle Verirrungen und alle Verbrechen herfließen. Die Liebe wird.....

Sr. Adelh. Länger halt' ich's nicht aus! Sie haben meine Geduld auf eine ſchreckliche Probe geſetzt. Wer hat denn eine Abhandlung über die Liebe von Ihnen verlangt? — Wenn ich's Ihnen alſo denn doch ſagen muß — uns iſt eben nicht gerade dran gelegen zu hören, was die Liebe Alles ſey und ſeyn kann. Die Liebe muß man — empfinden — Sie in Handlung geſetzt, auftreten zu ſehen; die Geſchichte zweier Liebenden zu leſen, deren Herzen durch jene Sympathie verbunden werden, welche dem empfindſamen Seelen ſo gut bekannt iſt; deren Beſtändigkeit allen Gefahren trotzet, welche ihre Liebe bedrohen; deren Treue über alle Hinderniſſe, über alle Schickſale ſiegreich dahin ſchreitet — — o, das iſt's, was uns intereſſirt. —

Verf. Mein Wunſch nach Ihrem Beifall, wird mir ein Sporn ſeyn, die Möglichkeit zu erſchöpfen. — — — Ich erwachte hier. — — —

Viertes Kapitel.

Woll'n doch hören, was sie sprechen.

Leonore.

Also, gesehen hast Du ihn, sagst Du?

Sophie. Ja, aber so zu sagen, nur auf einen Blick. — Papa hatte Niemand bei der Hand; da kam ich ihm in den Weg und mußte ihm ein Kohlfeuer bringen, worauf Strigelius ja wohl Wein zum Verbande wärmen wollte. Indem ich das nun durch die halb geöfnete Thüre hinein reichte, hatt' ich Gelegenheit den Fremden zu sehen.

Leonore. Sieht er gut aus? —

Sophie. So viel ich in der Geschwindigkeit bemerken konnte, ja, obschon er sehr blaß ist. Ein interessanter Gesicht, ein so ehrliches Auge erinnere ich mich nicht, daß mir je vorkam. . .

Leonore. Für wie alt hältst Du ihn wohl?

Sophie. Aufs höchste schätz' ich Ihn vier und zwanzig Jahr.

Leonore. Mein Gott! Noch so jung und dem Grabe schon so nahe gebracht! — Der ar-

ne junge Mann! Welche Böſewichter mögen ihn nur in dieſen Zuſtand verſetzt haben? und wer mag er nur ſeyn? . . . Wenn er doch nur erſt ſprechen dürfte! — Sein Aeußeres, ſagt Papa, zeige einen Menſchen von nicht gemeiner Herkunft an.

Sophie. Und wenn's nicht zu voreilig wäre, von Jemand zu urtheilen, auf den man nur eben einen flüchtigen Blick geworfen hat, wollt' ich ſagen: daß ſelbſt ſeine Miene die feine Bildung ſeiner Seele verrathe. . . .

Leonore. Ob er nur wieder beſſer werden wird? —

Sophie. Strigelius hat ja zu Chriſtian geſagt, daß er die beſte Hofnung dazu habe. — Wenigſtens wird gewiß nichts verſäumt, was zu ſeiner Geneſung beitragen kann. Unſer liebe Papa kommt nicht von ſeinem Bette weg. Seine wohlthätige Menſchenliebe raſtet nicht auf Alles zu denken, für Alles zu ſorgen. — Ach! wie lebhaft, wie rührend erinnert mich dieſe neue Aeußerung ſeines vortreflichen Herzens an dasjenige, was auch ich dem Edeln zu danken habe, den Du, meine Leonore, Vater nennſt und der

auch mir Vater ward! (Eine Thräne perlt über Sophiens Wange).

Leonore. (Sophien bei der Hand faſſend;) Gutes, dankbares Mädchen! Gewiß, wenn mein Vater auch weniger Antrieb zum Wohlthun in ſich ſelbſt fände: Du und der Lohn, den Dein erkenntliches Herz ihm darbieten, müßten ihn dazu ermahnen! — O, ich bin ein recht glückliches Geſchöpf, einen ſolchen Vater und eine ſolche Freundin zu haben! .... (Umarmung) ....

Sophie. Kannſt Du Dir vorſtellen, daß der Fremde in allen zehen Wunden hat! — Die beiden gefährlichſten ſind eine Quetſchung am Kopf und ein Stich in der Bruſt. —

Leonore. Schrecklich! In welche unmenſchliche Hände muß der Arme gefallen ſeyn! Der Gedanke verſtimmt mich ganz, daß es ſolche böſe Menſchen in Gottes ſchöner Schöpfung giebt....

Sophie. Komm, liebes Lorchen, ſetz Dich ans Klavier und ſpiel uns die herrliche Arie vom Menſchenfreund, welche ich ſo gern höre, weil darin Papa ſo recht geſchildert iſt: die wird Dich auf einmal wieder aufheitern....

Leonore. Ja, das will ich auch! Du mußt aber mit mir ſingen. ...

Fünftes Kapitel.

Noch ein Dialog.

(Leonore arbeitet in einer Weinrebenlaube, welche ihr Lieblingsplätzchen ist).

Oberste (im Eintreten).

Dacht' ich's doch, daß ich dich hier finden würde, Lorchen! Ist Dir 's aber nicht zu windig, Kind? 's ist heut Aprillust. —

Leonore. (Legt die Arbeit weg und küßt ihrem Vater schmeichelnd die Hand). Nein Papa; meine liebe Laube schützt mich schon etwas wider den Wind, ob sie schon nur erst Knospen trägt. Wenn er mich aber auch ein Wenig durchweht, das thut mir nichts. Im Gegentheil merk' ich, daß es ganz wahr ist, wie Sie mir so oft gesagt haben, daß das Anwehen der freien Luft die Nerven stärke. — Aber ich freue mich recht, Sie heut heitrer zu finden, als ich Sie seit drei Tagen sah. Sie haben gewiß gute Aussichten für die Genesung unsers Kranken? —

Oberste. Wohl, hab' ich die, Lorchen! Der Wundarzt, ein Kerl, der fürwahr sein Metier versteht, hat mir eben gesagt, daß er in

den zwei Tagen, da er ihn nicht gesehen, die Wunden so verbessert und mit so guten Anzeichen begleitet fände, daß er nun gar keinen Zweifel habe, ihn in fünf bis sechs Wochen völlig gesund zu liefern. Er hat ihm nun auch erlaubt mäßig zu sprechen. Unser Patient machte von dieser Erlaubniß sogleich Gebrauch, und zwar auf eine Art, welche mir recht an die Seele gieng. Ich kann Dir's nicht so wiederholen, was er mir Alles sagte, um mir seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Es war aber Alles so schön, so rührend, so — ich kann 's nicht ausdrücken, Lorchen; aber ich fühlt' es bis ins Innerste. Man sah es ihm recht an, daß das, was er sagte, kein leerer Schnikschnak war, wie mein Schwager Pastor wohl macht. — So wahr ich ehrlich bin, er sprach, wie 's ihm um's Herz war; und es gieng auch Alles geradenweges nach meinem Herzen. Ich dank' es jetzt meinem Vater dort oben, noch einmal so herzlich, daß er mich diesem braven, jungen Manne zu Hülfe schickte. Was nur in meinen Kräften stehet, will ich ferner für ihn thun. Braucht er einen Vater; so will ich 's ihm seyn. . . . . Wirst doch nicht neidisch seyn, Lorchen?

Leonore. Ich schätze mich glücklich in der Ueberzeugung, daß Sie diese Frage nicht im Ernst' an mich thun. — O, mein bester Vater, ich wäre der Wohlthat nicht werth, in Ihnen das Muster des Menschenfreundes und jeder Tugend täglich vor Augen zu haben, wenn ich eine solche häßliche Regung, wie der Neid es ist, in mir könnte aufkommen lassen. Wenn ich ja neidisch seyn könnte, so möcht' ich es auf das Vorbild seyn, welches Sie mir aufstellen, und dem ich immer noch so weit nachstehe. —

Oberste. Schmeichlerin! — Aber, Du bist doch meine gute, liebe Tochter, daß ich, ohne Gefahr dabei zu besorgen, es Dir in die Augen sage, daß ich ganz mit Dir zufrieden bin; und daß ich gewiß glaube, ich werde es stets seyn. (Sie in seine Arme schließend). Mein gutes Lorchen! Meine Goldtochter!

(Gegenseitige Umarmung und Ergüße väterlicher und kindlicher Zärtlichkeit; und nachdem sich selbige wieder zum ruhigern Gesprächston herabgestimmt).

Leonore. Haben Sie noch nichts von den Umständen entdeckt, welche unsern Fremden betreffen? Nicht. . .

Oberste. So gar sehr neugierig bin ich nicht, wie Du weist. Ich mag den Leuten nicht gern etwas abfragen, was sie vielleicht gern für sich behielten. — Wenn er 's nicht für nöthig hält, mir aus seiner Geschichte ein Geheimniß zu machen, wird er wohl von selbst davon anfangen. Eine Frage hielt ich indeß für nothwendig, an ihn zu thun; nehmlich: wer ihn in den Zustand, worin ich ihn gefunden, versetzt habe? — Und diese that ich deshalb, um zu erfahren, ob es vielleicht noch Zeit wäre, den Thäter zur Strafe einzuholen.

Leonore. Nun? und was antwortete er?

Oberste. Seine Antwort war merkwürdig. Er kenne, sagte er, seine Mörder recht gut. „Allein," setzte er hinzu, „man kann nichts gegen dieselben ausrichten. Meine künftige Sicherheit erfordert vielmehr, daß meine Rettung ein Geheimniß bleibe," — Er wollte sich noch weiter auslassen, aber ich gab's nicht zu, um ihn nicht so viel auf einmal sprechen zu lassen. Vielleicht erhalt' ich nächstens mehr Aufklärung über dieses Räthsel. —

Leonore. Wohl ein Räthsel! — Ich kann die Auflösung kaum erwarten. . . . Einem Mäd-

chen iſt dieſe Neugierde ja wohl zu verzeihen: nicht wahr, lieber Vater?

Oberſte. Je nun; vollends dann, wann ſie, wie bei Dir der Fall iſt, mitleidigen Antheil an dem Gegenſtande derſelben, zum Grunde hat. — —

Sechſtes Kapitel.

Der Gürtel der Venus wird geplündert.

Da unſer prophetiſcher Geiſt uns einen Wink gegeben hat, daß die lieben Mädchen Leonore und Sophie in dieſen Blättern nicht ganz Meteore ſeyn dürften, die faſt in eben dem Augenblick, als man ſie hat leuchten ſehen, auch ſchon wieder verſchwinden, ſondern vielmehr, daß ſie eine ziemlich anſehnliche und intereſſante Nebenrolle darin ſpielen werden, welche unſern Leſern in der Folge eine nähere Kenntniß derſelben ſehr angenehm machen möchte: ſo eilen wir — wie es immer unſer Streben ſeyn ſoll — Ihnen auch hier einen Beweis unſrer Sorgſamkeit für Alles, zu geben, indem wie eine kleine Schilderung der beiden Schönen unternehmen. Wir

wenden uns billig zuerſt zu der Tochter des Oberſten. —

Fräulein von Ehrlichheim war mehr liebenswürdig und einnehmend, als regelmäßig ſchön. Ihre Länge prätendirte nicht das Prädikat, majeſtätiſch; und ihre Taille war nicht, was man einen feinen Wuchs nennt. Aber,

„Sie war ein Mädchen, wie ein Kern,
„Kurz, rund und wie gedrechſelt. —“

Ihre Hand war weiß, fleiſchicht und klein; ihr Fuß niedlich; und — wir wollten zehen gegen eins wetten — daß ihre Wade ſo ſchön geweſen ſey, als Atalante bei ihrem Wettlaufe ſie den neugierigen Gaffern nur zeigen konnte. Ihr Buſen — ja, wenn ich den geſehen hätte — weis ich ſicher, hätt' ich einer gewiſſen Klaſſe meiner Leſer viel Reitzendes von wohlgerundeten Schneehügeln und von jungen Roſenknöspchen erzehlen können: allein, die eigenſinnige Leonore lies da Niemand hinſehen: ein Eigenſinn den wir unſern Stadtdamen — und beſonders allen denjenigen wünſchen und anrathen wollten, bei welchen man zu der Vergleichung mit den angenehmen Hügeln und mit der Weiße des Schnees, eben keinen Grund finden kann. — Allein, ſo ſehr Leonore

auch versteckte und sich benadelte; so verrieth doch:

„Das knappe Korset
„Das schließende Mieder
„Die reitzendsten Glieder. —"

Ihr Haar war braun; und sie entweihte dessen volle, natürliche Löckchen nie durch Brenneisen oder durch Puder. Unter einer nicht hohen aber auch nicht platten, recht gut geformten Stirn, blitzten ein Paar feurige, wohlgespaltene, schwarze Augen hervor, die auf die Männerherzen unwillkürlich Funken sprühten. Ihre Nase war nicht die, der mediziäischen Venus; denn sie war ein Wenig stumpf und aufgebogen aber sie stand allerliebst zu dem Ganzen. Das regelmäßigste und hübscheste in ihrem Gesichte, war der Mund, der sehr klein und mit den schönsten Zähnen besetzt war, und um den die Scherze und das Lächeln der Grazien gelagert lagen. Ihre Haut war fein und ein liebliches Gemisch von Lilien und Rosen. Grübchen in Wang' und Kinn, wenn sie lachte, gaben diesem Lachen viel Anmuth und zugleich eine Schalkhaftigkeit, die jedoch nichts zum Nachtheil ihres Herzens sagte.

Und dieses Herz — war auch in der That ein recht gutes, liebes Herz das Jedermann

wohlwollte und Jedermann gern Gefälligkeiten und Dienste erzeigte. So lebhaft sie war, so gern sie schäkern, lachen, springen, tanzen und singen mochte; so verbreitete sich doch gleich Ernst und mitleidige Theilnahme über ihr ganzes Wesen, wenn sie einen Leidenden sah; und man kann sagen, daß bei einer Veranlassung dazu, ihr die Thränen der Rührung und des Mitleids jedesmal eben so leicht entrannen, als sie zum Lachen bewegt werden konnte. — Nach ihrem Vater, hatte Sophie den ersten Platz in ihrem Herzen; und wir werden nun sehen, in wie weit diese ihn verdiente. —

Wenn wir die Herzensgüte ausnehmen, in welcher Sophie mit Leonoren um den Vorrang stritt; so war sie dieser ganz unähnlich.

Sie war groß, schlank, von einem vollkommen schönen Wuchse. Die Weiße ihres Teints und die Zartheit ihrer Haut übertraf noch die ihrer Freundin beiweiten; und war — ausser einem feinen Roth, das auf ihren Wangen schimmerte, fast unvermischt. Ihr langes, seidenreiches Haar war lichtaschfarbig; ihre Augen, die mit einer hohen königlichen Stirn beinah horizontal lagen, waren groß, rein und blau; und

es lag in denselben eine unbeschreibliche Sanftheit nebst etwas Schwärmerischen. Die Nase war etwas lang und das, was man eine griechische Nase nennt; der Mund und die Zähne schöner, als man's sagen kann; und ein kleines rundes Kinn vollendete die Ovallinie, in welcher ihr Gesicht eingeschlossen war.

Ohngeachtet ihrer Schlankheit, war sie mehr fleischicht als mager; und ihr Busen hatte eine Völligkeit, den bei aller Sorgfalt ihn zu verbergen, das Halstuch bei einem verstärkten Wogen desselben, kaum in Respekt zu erhalten vermochte. Ihre Hand war äußerst zart; und feine blaue Adern schlängelten sich auf derselben unter den Fettkügelchen hin, als wenn sie der Pinsel einer Buhlerin darauf gemalt hätte. Sie war, so wie der Fuß, nicht so klein als Leonorens; aber sie war in Verhältniß ihres übrigen Körperbaues, doch auch nicht groß.

So sehr Sophiens Aeußeres von demjenigen ihrer Freundin abwich, so verschieden waren auch ihre Karaktere. Statt, daß Leonore ein kleines, wildes Ding war, das den ganzen Tag hüpfte, trallerte und kickerte; war Sophie im Gegentheil ernsthaft und etwas melancholisch;

zuweilen auch sehr empfindsam. Sie konnte zwar auch recht froh und vergnügt seyn: allein sie war es seltener und mit weniger Geräusch, als das Fräulein von Ehrlichheim. Man kann mit dem, etwas trivialen, Ausdruck sagen, daß sie, wenn sie sich vergnügt fühlte, in sich lustig war. Kurz, Sophie war ein Mädchen, von welchem man, wie über die Alceste, mit recht sagen konnte:

„Sie würd' als Schäferin
„Die Flur entzücken;
„Sie würd' als Königin
„Die Welt beglücken:
„Doch immer würd' in ihr
„Sie selbst geliebt." —

Ohngeachtet dieser Verschiedenheit ihrer Karaktere, waren die beiden Mädchen doch ein Herz und eine Seele. Es schien, als wenn der zwischen ihnen stattfindende Kontrast ihrer Freundschaft gleichsam zu Würze diente. Wenn sie einander lange genug ungleich gewesen waren; so fanden sie sich am Ende in der Güte ihres Herzens doch übereinstimmend und einander ähnlich. Da übrigens, die rasche, lebhafte Leonore von

ihrer Freundin, das was ſie von ihr wünſchte, nur mit der liebreichſten Beſcheidenheit forderte; und da dieſe ſanfte Seele ein Vergnügen dabei fand, gefällig zu ſeyn: ſo wurde die Harmonie unter den guten Kindern nie unterbrochen. — Wir werden ſehen, was künftige Verhältniſſe thun möchten. —

Was wir beſonders an Leonoren ſehr rühmen müſſen und welches einer der ſprechendſten Beweiſe ihrer ſchönen, groſsmüthigen Seele iſt, war, daſs ſie es Sophien noch nicht einmal hatte empfinden laſſen, daſs Sie die reiche und einzige Erbin des altadlichen Oberſten von Ehrlichheim und jene nur ein armes unbekanntes Mädchen war, das ihres Vaters Wohlthätigkeit Alles verdankte. — Dies war ein Zug, der ſie — wenn wir anders wagen dürfen es heraus zu ſagen — ſehr von dem groſsen Haufen ihres Geſchlechts unterſchied. —

Doch, ich merke eben, daſs ich hier einen Punkt berührt habe, über welchem ich meinen Leſern noch eine Erläuterung ſchuldig bin. Ich habe geſagt: die unbekannte Sophie. Das war ſie in der That: nehmlich, ein Findelkind, welches das Findelhaus der benachbarten Stadt,

der Gewohnheit dieser Stiftung gemäß, als ein kleines Kind bei einer Bauernfrau auf unsers Ehrlichheims Landgute, an die Brust verdungen hatte. Der edelherzige Oberste, der das Mädchen bei Gelegenheit gesehen und den das Schicksal der armen Verlassenen rührte, hatte sie zu sich genommen und mit seiner Tochter auferziehen lassen. Sie ward der Letztern völlig gleich gehalten, genoß mit ihr gleichen Unterricht; und noch nie hatte von irgend einer Seite das demüthigende Wort Wohlthat ihr Ohr berührt. —

Siebendes Kapitel.

Der Verfasser spinnt an dem Faden der Geschichte.

Nach Verlauf von vier Wochen, hatte es sich mit Fahrmann so weit gebessert. . . . Doch eben fällt mir ein, daß ich meinen lieben Lesern es ja noch nicht einmal gesagt habe, daß jener Verwundete, den der biedre Ehrlichheim dem Tode entrissen hatte, kein Andrer, als derselbe Sebastian von Fahrmann war, dessen Abentheuern diese Blätter gewidmet sind. Wir trösten uns indeß

indeß wegen dieser kleinen Unachtsamkeit, da wir nicht finden, daß wir mit dieser Benachrichtigung zu spät kommen. —

Also — nach Verlauf von vier Wochen, hatte es sich mit unserm Helden so weit gebessert, daß er nun schon den ganzen Tag außer dem Bette bleiben konnte. Der Oberste, der gar wohl wußte, wie sehr ein bekümmertes Herz der Genesung eines Kranken entgegen sey; und der stets darauf dachte, Fahrmanns Schwermuth zu zerstreuen, führte nun seine Tochter und deren Gespielin ins Krankenzimmer ein, wo die Ehrlichheimsche Familie so lange, bis Fahrmann dasselbe verlassen durfte, den größten Theil des Tages zubrachte und daselbst auch speiste.

Man kann sich keinen vergnügtern Zirkel denken, als denjenigen, den diese vier gute Menschenseelen hier zusammen ausmachten. Die jungen Leute wurden bald traulicher mit einander und trieben tausenderlei Kurzweil, worüber der alte Oberste sich denn weidlich freute und ihnen auch seinerseits manchen Schwank und manch Anekdötchen aus seinen jüngern Jahren zum Besten gab.

Wenn man genug geschäkert und gelacht hatte, setzte sich eines von den Mädchen ans Klavier wozu denn beide sangen; und die weißen Fingerchen, wenn sie so auf den Klaven herum gaukelten, und die Silberkehlchen, brachten da zuweilen Tächelchen aufs Tapet, die unserm Fahrmann ganz warm ums Herz machten. Er hätte den Mädchen auch gern wieder ein Konzert gegeben, denn er spielte Klavier und Flöte sehr gut und sang einen schönen Tenor; allein ein verwundeter Arm, den er noch immer in einer Binde trug, und der Stich unter der Brust, erlaubten es ihm nicht. —

Nachdem die Wundärzte nun sechs Wochen lang an unserm Helden geheilt und geflickt hatten, und seine Wunden nun alle geschlossen waren, durfte er endlich auch das Zimmer verlassen und des schönen Mai's, der eben die ganze Schöpfung mit Wonne berauschte, genießen. Nun wurden der Mittel, ihn seiner noch immer von Zeit zu Zeit zurückkehrenden Schwermuth zu entreißen, immer mehrere. Zu dem Vergnügen, welches die Unterhaltung in muntern und geistreichen — oft sehr empfindsamen — Gesprächen und die Musik darboten, gesellten sich nun auch

die Spaziergänge und der Genuß der schönen Natur. Bei dem nur sehr geringen Hange Fahrmanns zum Trübsinn, bei dessen guten Leibesbeschaffenheit, bei einer so angenehmen Lebensart in der Gesellschaft so liebenswürdiger Menschen; und bei den heilsamen Einflüßen der Jahrszeit und der reinen Landluft, konnte es nicht fehlen, er mußte Gesundheit, Munterkeit und Frohsinn zugleich wieder erhalten.

So waren einige fröhliche Monate hingeflossen, als nach und nach die muntere Laune unter den jungen Leuten sich so sichtbar zu verlieren anfieng, daß selbst der Oberste eine Veränderung an ihnen wahrnahm. Fahrmanns Gesicht nahm wieder etwas Düstres an; er suchte öfters allein zu seyn und wandelte dann gern in schattigten Wäldern und an murmelnden Bächen. Selbst in Gesellschaft versank er oft in tiefes Nachdenken, welches er, wenn der alte Ehrlichheim ihn daraus erweckte, auf die Lage seiner Angelegenheiten schob. Er that beinah nichts mehr ohne Zerstreuung, und nie war er zerstreuter, als wenn er sich etwan mit Sophien allein befand. Oft schlich er sich am stillen Abend, wenn Alles schon schlief, in ein nahgelegnes Buchengehölz

und phantasirte da auf seiner Flöte noch einige Stunden weg.

Fast dieselben Symptomen zeigten sich an Leonoren. Alle ihre vorige Fröhlichkeit, ihre muthwillige Laune, war dahin. Ihr Klavier rauschte nicht mehr in Angloisen und Walzern dahin, welche Tischen und Stühlen hätten Füsse machen können, auch ertönte es nicht mehr von Frohsinn schaffenden Allegros und Prestos. Nur langsam und melancholisch lies sie jetzt die Hämmer an die Saiten schlagen, welche schmelzende Adagios, zärtliche Andanten und herzschmelzende Arien zurück gaben. Sonst konnte ihr keine Lektür launigt und munter genug seyn. Die Itzehoer Müller, die Wielande, die Klaudiusse, die Blumauer, u. s. w. das waren ihre Leute, mit welchen sie sich unterhalten mochte. Von den empfindelnden Produkten des mondsüchtigen siebziger Jahrzehends, von Elegien und ähnlichen weinerlichen Dingen, konnte sie kaum sprechen hören. Und jetzt — verschlang sie die Leiden des jungen Werthers, den Siegwart, den Karl von Burgheim und andre Sächelchen von gleichem Schlage. — Gleich unserm Jahrmann suchte sie die Einsamkeit; gleich ihm

verſank ſie oft in Tiefſinn, war zerſtreut, und — was das Sonderbarſte war, — nie zeigte ſie ſich zerſtreuter, als wenn ſie ſich mit Fahrmann allein befand.

Mit Sophien ſelbſt, war eigentlich keine Veränderung vorgegangen; allein, da ſie, wie wir wiſſen, von Natur ein ſanftes, ſtilles Geſchöpf war, das zur Fröhlichkeit Veranlaſſung erhalten mußte; ſo ſtimmte ſie zur Geſellſchaft auch in den Ton der Mehrheit ein.

Wir haben ſchon erwehnt, daß es von dem guten Ehrlichheim gar nicht unbemerkt geblieben war, wie ſehr der Barometer der ſcherzhaften und muntern Laune ſeiner jungen Geſellſchaft gefallen war. Von unſerm Fahrmann wunderte ihm das, wie geſagt, noch nicht ſo ſehr, weil er es für eine natürliche Folge ſeiner Verhältniſſe annahm. Aber, was er von ſeiner Tochter denken ſollte, darüber konnt' er nicht mit ſich einig werden. Zwar hatte er ſie ſchon einigemal ins Verhör genommen; allein Leonore wollte nichts geſtehen, weil ſie vielleicht ſich ſelbſt noch zu ſehr Räthſel war, um etwas geſtehen zu können. Ja, ſie wollt' es nicht einmal auf ſich kommen laſſen, daß ſie anders, als gewöhnlich ſey.

Der Oberſte mußte es endlich dabei bewenden laſſen und erwarten, ob die Zeit ihm über dieſe, ihm ſo unbegreifliche Umändrung eine Auflöſung geben werde, welche er aus Mangel an genugſamer Kenntniß im Fache der Herzensprüfung, ſich nicht ſelbſt zu geben vermochte. Wir wollen es vor der Hand wie der wakre Ehrlichheim machen.

Achtes Kapitel.

Der Verfaſſer ſpinnt weiter.

Eine gewiſſe Delikateſſe, die es unſerm Helden zum angelegenſten Wunſche machte, ſeinem Erretter näher bekannt zu werden, hatte ihn bewogen, ſobald er nur anhaltend ſprechen durfte, dem würdigen Ehrlichheim ſeine Geſchichte mitzutheilen. Der Oberſte fand die ihm anvertrauten Geheimniſſe ſo wichtig, daß er ſeinen jungen Gaſt ernſtlichſt anmahnte, mit denſelben aufs verſichtigſte umzugehen. Er theilte nicht einmal ſeiner Tochter davon etwas mit. Auf ſein Anrathen, wurd auch ſein wahrer Name, von Sahrmann, in den, von Saherenheit, verwan-

delt. Indeß nannte man ihn im Kreiſe der Familie, Jahrmann, weil man, noch ehe der Oberſte dieſe Vorſichtsmaasregel für nöthig hielt, ſich ſchon an den Namen gewöhnt hatte; und Jahrmann hies er nur in Beiſein Andrer.

Aus gewiſſen Gründen, wovon einer der iſt, daß wir jetzt den angeſponnenen Faden noch nicht zerreiſſen mögen, verweiſen wir unſre Leſer, in Anſehung der frühern Geſchichte unſers Helden zu derſelben Geduld, welche das Stillſchweigen des Oberſten den lieben Mädchen Leonore und Sophie auflegte.

Der brave Ehrlichheim, der ſich ſo warm für unſern Freund intereſſirte, hatte in deſſen Angelegenheiten einen ſichern Menſchen abgeſchickt. Dieſer war jetzt zurück gekommen und brachte Briefe mit, die ſehr erfreuliche Nachrichten enthielten und Jahrmann — jedoch nur auf ſehr kurze Zeit — aufheiterten. — Die bald zurückkehrende Schwermuth deſſelben, machte den Oberſten ganz irre. Jahrmann war ihm nun ein ſo unauflösliches Räthſel als ſeine Tochter. Alle ſeine Muthmaſſungen blieben in einer weiten Entfernung von der Grenze der Wahrheit. — Ihr Gebiet wäre für uns vielleicht eben ſo unzu-

gänglich, als die Insel der Kal-pso geblieben, wenn nicht diejenige Erfahrung uns zum Wegweiser gedient hätte, welche wir durch unsere Belesenheit in Romanen rühmlichst acquerirt haben. Vermöge derselben sind wir also im Stande, unsern lieben Lesern das Räthsel zu lösen, ohne uns erst auf dem Dreifusse des Delphischen Apolo räuchern lassen zu dürfen.

Kund und zu wissen sey es daher männiglich, daß der, an unserm Helden so auffälligen Schwermuth nebst deren Aeußerungen und Folgen keine andre Ursach zum Grunde lag, als — die Liebe. Gleiche Bewandniß hatte es mit der niedlichen, sonst so schalkhaften Leonore. Indem wir Ihnen diese Konfidenz machen, ist es unsrer Gutherzigkeit zugleich aber äußerst kränkend, daß wir den beiden Liebenden kein gutes Prognostikon stellen können.

Liebe macht erst sehr glücklich, wenn Hofnung ihre Gefährtin und Gegenliebe ihr Lohn ist. Aber — welche Leiden, welche kummer- und trauervolle Stunden bereitet sie nicht, wenn sie auf einen Gegenstand fällt, welcher sie nicht erwiedert! Im ersten Fall ist sie eine Huldgöttin, welche unsern Pfad mit Rosen bestreut; im zweiten —

eine Furie, welche uns mit Nattern peitscht. — Armer Fahrmann! bedauernswürdige Leonore! für Euch wird die Liebe kein Röschen pflücken: möchte die Egide Eures Schutzgeistes Euch nur wider ihre schmerzhaften Streiche bedecken! . . . .

„Wezu, diese Jeremiade?" wird Mancher, der bis jetzt noch nicht die Oberfläche durchschaut, unsre ehrbare Autorschaft ziemlich unsanft anfahren. „Ist nicht der Oberste," wird man weiter deraisonniren, „ein vernünftiger, ein im hohen Grade gütiger Mann, der seine Tochter aufs zärtlichste liebt; der auch den guten Fahrmann hochschätzt und ihm herzlich wohl will; und der bei seiner richtigen, geraden Art zu denken, gewiß der Vereinigung der beiden Liebenden kein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen wird? Und — da man nicht einsieht, wer anders als er dieses könnte — wo ist denn nun ein Grund zu jener traurigen Prophezeihung? Gewiß, die ganze Jeremiade ist nur ein gewöhnlicher Autorkniff! — —"

Diejenigen, welche so mit uns sprechen — sprechen, wenn wir es sagen dürfen, wie der Blinde von der Farbe. Wer hat ihnen denn gesagt — wie

ſie doch ganz eigenmächtig voraus ſetzen, — daß eine Verbindung zwiſchen dieſen Beiden, das gemeinſchaftliche Intereſſe ihrer Liebe ſey? — Wie denn aber, meine Werthen, wenn nun Leonore gar nicht der Gegenſtand der Fahrmannſchen Liebe wäre, wie wir Ihnen, wenn Sie es hätten bemerken wollen, ſchon durch einen Wink zu verſtehen gegeben haben? — — „Oh!" — Ja, oh! — So gehts, wenn man Alles am beſten wiſſen will. — Diesmal will ich Sie noch, um der andern, nicht ſo vorlauten Leſer willen, auf den rechten Weg helfen. Allein, ich verbitte mir für die Zukunft dergleichen Eingriffe in mein Autorrecht und überhaupt jede Einmiſchung in Dinge, die ich am beſten wiſſen muß!

Hören Sie alſo. — Fahrmann liebte nicht Leonoren von Ehrlichheim, ſondern — Sophien, deren Freundin, und Leonore liebte zwar unſern Fahrmann, aber — wie Sie nun wohl einſehen werden — ganz hoffnungslos, weil ſein Herz ſchon eine Andre gewählt hatte. Im Grunde müſſen wir — ohngeachtet unſers vorzüglichen Intereſſes für unſern Helden, die arme Leonore am meiſten beklagen; denn außer, daß in einem weiblichen Herzen eine Leidenſchaft

immer tiefer wurzelt als in dem männlichen, so liebte das arme Mädchen auch platterdings ohn' alle Hofnung; da sich hingegen in Ansehung Fahrmanns noch immer die Möglichkeit denken läßt, daß das Marmorherz der spröden Sophie — obschon sie jetzt noch nichts der Liebe Aehnliches für ihn empfand — doch in der Zukunft sich vielleicht noch werde erweichen lassen. — Indeß bitte ich die gutmüthige Klasse der Leser, die immer Alles hübsch einen guten Ausgang mögen nehmen sehen, doch recht sehr, diese angenommene Möglichkeit ja für nichts mehr, als für — eine Möglichkeit anzusehen; die vielleicht nie realisirt wird. Diese Warnung find' ich für nothwendig, um mich auf alle Fälle gegen nachherige Verwürfe zu verwahren.

Da ich nun einmal angefangen habe, den Schleier des Geheimnißes zurückzuziehen, will ich also fortfahren so mit meinen Lesern umzugehen, als mit Leuten, welchen man nichts zu verschweigen hat. Dem zufolge sollen Sie sogleich Alles haarklein erfahren, was ich von dem Liebeswesen unsrer jungen Leutchen weis.

Fahrmann war bald über die Natur seiner Empfindungen, — so neu sie ihm auch waren

— mit ſich einig geworden. Eben ſo wenig konnt' er's ignoriren, daß Niemand anders, als die ſanfte Sophie der Gegenſtand derſelben ſey. Die Flamme, die in ihm loderte, ſchlug bei ſeinem Herzen voll feuerfangender Materie, bald ſo heftig in ihm auf, daß die Löſchungsmittel der Vernunft zu deren Unterdrückung nicht mehr helfen wollten. Es dauerte nicht lange, ſo ſtand der Entſchluß, ſich dem Gegenſtande ſeiner Liebe zu entdecken, feſt in ihm, und er ſuchte ſchon ſeit einiger Zeit eine Gelegenheit dazu, die er bis jetzt ſchon einigemal ungenutzt hatte vorbeiſtreichen laſſen, weil, ſo feſt ſein Vorſatz, ſeinen Empfindungen Worte zu geben, auch war, er doch jedesmal einer ihn plötzlich überwältigenden Furchtſamkeit nicht hatte Meiſter werden können. Ueber ſolche Widerſprüche bei der Liebe muß man ſich nicht wundern, denn ſie iſt ja deren Mutter.

Leonore ihrerſeits, war der Art, der in ihr vergegangenen Veränderung nicht ſobald auf die rechte Spur gekommen, als Fahrmann; oder — wenigſtens hatte ſie ſich die Kenntniß ihrer Herzensbeſchaffenheit nicht ſobald eingeſtehen wollen. Am Ende konnte ſie ſichs aber doch nicht

länger verbergen, daß das, was sie empfinde, Liebe sey.

Wie hätte sie auch — ohngeachtet aller ihrer Unerfahrenheit und Unschuld — zweifelhaft bleiben können? Wie sollte sie die Empfindung nennen, die sie unwiderstehlich dahin zog, wo sie Fahrmann vermuthete; die ihre Brust mit herzeinengender Wonne schwellte, so oft er sie anredete; die ihr Gesicht mit hoher Röthe färbte, ihr Blut in schnellern Kreislauf brachte, wenn er sie zufällig oder absichtlich berührte; die sie zerstreut, verlegen und stumm machte, wenn sie mit ihm allein war; die neidisch, eifersüchtig über jeden Blick war, den er nicht auf sie richtete, über jedes Wort, das er mit Jemand anderm sprach? Wie sollte sie, frag' ich, eine Empfindung, die alle diese so fremden, so neuen Wirkungen hervorbrachte, wohl anders, als — Liebe nennen? —

Ein weibliches Geschöpf, in dessen Herzen diese Leidenschaft genistet hat, ist weit übler dran als die Männer. Diese dürfen sogleich offensive Pläne entwerfen und zu deren Ausführung schreiten. Sie können das Herz, welches sie erobern wollen, nach Gutbefinden blockiren, be-

ſchießen, bombardiren, oder gar beſtürmen; und — wenn ſie es auch unüberwindlich finden ſollten, ſo ziehen ſie doch den Nutzen aus dieſem offenſiven Gange, daß ſie bald erfahren werden ſie ſind; und daß ſie nicht lange eine Ungewißheit mit ſich herumtragen dürfen, die bisweilen beſchwerlicher, als die traurigſte Gewißheit ſelbſt iſt. — Mit den Frauzimmern iſt es ganz anders. Ihr Schickſal iſt — ſo will es die weibliche Delikateſſe und der despotiſche Eigenſinn der Männer — ſich immer leidend zu verhalten; und — ſo groß ihre Ungeduld auch ſeyn mag, ſich mitzutheilen — es ruhig zu erwarten, wenn und ſogar — ob es dem Gegenſtande ihrer Wünſche wohl gefallen werde, ihnen ſein Herz anzutragen. Und ſo nähren ſie oft, bei immer hingehaltner Hofnung Jahre lang eine Leidenſchaft, die ſie nie beglücken ſoll; und unterliegen derſelben am Ende; ſtatt, daß ſie ſelbige auszurotten bemüht geweſen ſeyn würden, wenn Wohlſtand und Uebereinkunft es ihnen erlaubt hätten, ſich früh genug zu überzeugen, daß kein erwünſchter Erfolg ihre Liebe krönen werde. —

Neuntes Kapitel.

Herr Sebastian von Fahrmann — meine Leser und Leserinnen!

Wer sich etwan gelüsten lassen, dem Verfasser mit seiner voreiligen Einbildungskraft vorzugreifen und sich aus eignem Mitteln ein Portrait unsers **Fahrmanns** zu entwerfen, der möchte vielleicht genöthigt werden, den Pinsel von neuem zur Hand zu nehmen, um das Gemälde ganz umzuarbeiten. Denn, zeichnete man etwan einen idealisch schönen Jüngling, eine Kopie des belvederischen **Apols**, oder einen zweiten **Antinous**; lies man einen schlanken, hohen Jüngling sitzen, mit blauen, in Zartgefühlen schwimmenden Augen, mit einer schöngebognen Nase, mit rosigen Wangen, mit einem zum Küssen gebildeten Munde, mit blonden lockigen Haaren: so betrog man sich. — Doch ich will die Negativen bei Seite setzen und nun sagen, wie und was unser **Fahrmann** war.

Er zählte noch nicht volle fünf und zwanzig Jahr, und hatte die mittlere männliche Größe.

Der Bau seines Körpers war nichts weniger als schlank, sondern vielmehr körnigt, gedrungen und muskulös. Ein kleiner Fuß, eine volle, runde Wade, stämmige Lenden, ein eingezogener Unterleib, eine breite Brust, starke Schultern und nervige Arme, gaben ihm ein athletisches Ansehen, das, wie man behauptet, einige Damen von feinem Geschmack nach Verdienst zu schätzen wissen. —

Der Kopf, dieser Theil des menschlichen Körpers, aus dessen Profil sapiens Lavater die Menschen frischweg zu Engeln oder zu Teufeln schaft; oder nach dem kunstmäßigen Ausdruck, die Physiognomie unsers Helden, bleibt uns noch zu studiren übrig.

Eine freie, etwas erhabne Stirn, auf welcher Offenherzigkeit und Redlichkeit mit deutlichen Zügen geprägt standen, erzeugte für das Ganze ein günstiges Vorurtheil. Ein Paar dichte, schwarze Augenbrannen, die sich in gut gewölbten Bogen über die Augen lehnten, gaben ihm ein etwas finsteres, äußeres Ansehen, welches aber nur im Anfang auffiel und hernach sehr bald verschwand. Sein braunes Auge war lauter Feuer, es hatte aber bei all seiner Lebhaftigkeit,

so

so einen gewissen ehrlichen Blick, der es machte, daß man unserm Fahrmann nicht anders als gewogen seyn konnte. — Die Nase war ziemlich groß und ein Wenig aufwärts gebogen. Der Mund — nun, der hätte zwar kleiner seyn können; aber zwei Reihen weißer, gesunder Zähne, ließen diesen scheinbaren Fehler bald vergessen. — Die Lippen waren aufgeworfen und von einer lebhaften Röthe. Das Kinn war rund und mit einem Grübchen versehen, das es gewiß nicht entstellte. Volle, ausgestopfte Wangen, von einem bräunlichen Kolorit, gaben dem Ganzen einen Anstrich von Jovialität und Temperamentswärme, deren Daseyn man im Umgange mit Fahrmann sehr bald bemerkte.

Sein braunes Nackenhaar trug er gewöhnlich in einem kurzen Zopf; den übrigen Theil der Frisur überlies er meist der Natur, welche sein Haar etwas gekräuselt hatte. — Seine Stimme war ein reiner, vollklingender Tenor; sein Gang fest und männlich, und seine Stellung hatte zuweilen wirklich etwas Edles.

So weit die Beschreibung seines Aeussern. Nun noch einen flüchtigen Blick in sein Inneres und auf seinen Karakter. —

Die Offenherzigkeit Fahrmanns, war für einen Mann, der — wie wir wissen — in der Nähe des Hofes gelebt hatte, ausserordentlich. Sein Herz glich einem offnen Buche, dessen Inhalt Jedem, der nur irgend in einem Herzen zu lesen wußte, verständlich war. Einige Erfahrungen hatten ihm bei reifern Jahren freilich die Nothwendigkeit gezeigt, dieser Offenherzigkeit, die zum Theil eine Folge seiner Erziehung war, einige Schranken zu setzen; allein es hatte ihm niemals damit recht gelingen wollen. Es durfte nur Jemand ein erkünsteltes Gefühl, oder eine verstellte Theilnahme heucheln: und er gab ihm willig die Geheimnisse seines Herzens hin.

Theilnehmend, wohlwollend und gutherzig, war er ebenfalls in einem hohen Grade. Es waren dies mehr Temperamentstriebe eines Sanguinikus, als mühsam eingepflanzte Tugenden. Er kannte keinen Hülfsbedürftigen, keinen Nothleidenden, keinen Unglücklichen sehen, ohne ihm Beistand zu leisten; oder, ohne ihm wenigstens Beistand leisten zu wollen. Er that und gab, ohne auf Verdienst zu sehen, jedesmal nach Vermögen. Erst nach der Zeit, da seine Glücksumstände eingeschränkter wurden und er bemerkte,

daß eine Mildthätigkeit ohne weise Haushältigkeit, sich die Mittel benehme, da zu helfen, wo es am ersten Pflicht ist: erst dann fing er an, mit seinem Wohlthun Mäßigung und eine gewisse Klugheit zu verbinden.

Dies waren die hervorstechendsten Züge auf der Fläche seines Karaktergemäldes: Züge, welche von einer schönen Seele gewiß sprechende Beweise sind.

Ausserdem besaß er noch eine Menge liebenswürdiger und schätzbarer Eigenschaften. Er war ein warmer, man könnte sagen, ein leidenschaftlicher Freund. Seine Dankbarkeit war unbegrenzt, wenn ihm Jemand gedient hatte. Rache, kannte er nur dem Nahmen nach. Es that ihm weh, wenn sich ein Mensch so gegen ihn betragen hatte, daß er ihm nicht wohlwollen konnte; und seine Versöhnlichkeit ging so weit, daß er seinem Beleidiger zuerst die Hand zur Versöhnung bot, wenn er nur irgend einen Wunsch dazu in denselben wahrzunehmen glaubte. Man darf aber ja nicht wähnen, daß diese Nachgiebigkeit eine Folge von Kleinmuth oder Furcht gewesen sey. Vielmehr hatte er Muth genug, wo er erfordert wurde, und eine Herzhaftigkeit, wel-

wir ihn genauer kennen, wir wollen ihn deswegen nicht lasterhaft nennen, wenn wir ihn der Verführung unterliegen sehen! —

Ohne unsern Helden eben schmeicheln zu wollen, kann man überhaupt sagen, daß alle die an ihm gerügten Fehler nur in Beziehung auf die Beschaffenheit des gesellschaftlichen Lebens und der Menschen, Fehler waren; Fehler dazu, die auch als solche — einige besondre Kollisionsfälle ausgenommen — immer nur den Fehlenden selbst nachtheilig bleiben. **In Wielands Welt unschuldiger Menschen, hätte unser Fahrmann** vielleicht auf Vollkommenheit Anspruch machen können.

Das sey genug für eine Skitze: denn diese wollt' ich meinen Lesern auch nur liefern. Am Ende des Werkes, werden wir unsern Helden völlig ausgemalt dastehen sehen, mit allen Veränderungen, welche Zeit und Umstände in seinen Zügen indeß vorgenommen haben möchten.

Zehntes Kapitel.

Und das Band seiner Zunge ward los. —

In einer kleinen Entfernung von dem Landsitze des Obersten, zog sich zwischen zwei hohen felsigten Bergen ein enges, tiefes Thal hin, das schwarze Tannen, welche seit Jahrhunderten am Abhange wurzelten, mit einer ewigen Dämmerung bedeckten. Hier, in dieser schauderlichen Einsamkeit, die recht dazu gemacht war, die Schwermuth eines Liebenden zu nähren, hatte unser Fahrmann sich sein Lieblingsplätzchen gewählt, wo er manche Stunde verträumte und verstöhnte.

Er saß gemeiniglich in einer Art natürlichen Grotte, welche mit Moos und Epheu bewachsen war, und über welche ein sich herabneigendes Felsenstück den Einsturz drohte. Nahe bei stürzte ein wildes Wasser mit fürchterlichem Getöse sich über hervorragende Klippen herab und verlohr sich rauschend im sumpfigen Thal. Traurige Echos verhallten in einem Haufen grauer Ruinen, welche am Abhange des Felsens die Verwüstungen der Zeit bezeugten. Raubvögel, die hier nist-

che zuweilen an Verwegenheit grenzte. Beweise davon wird man künftig finden.

Bei diesen Vorzügen des Karakters und des Herzens besaß er einen sehr ausgebildeten Geist, viele nützliche und angenehme Kenntnisse und einen Geschmack in allen Dingen, den man fein nennen kann. —

Wir haben unsern Lesern in unserm Herzen fest versprochen, Alles so hübsch sublunarisch zugehen zu lassen. Da man nun unterm Monde keinen Sterblichen ohne Fehler sieht: so dürfen wir, um unserm Versprechen getreu zu seyn, also wohl auch die Schattenseite unsers Helden nicht ganz vergessen.

Allerdings, hatte Fahrmann gleich allen Adamskindern auch seine Fehler. Allein, diese Fehler waren von der Art, daß sie in einer genauen beinah unzertrennlichen Verbindung mit seinen guten Eigenschaften standen. Man kann sagen: daß wenn er die Letztern in einem geringern Grade besessen hätte, er den größten Theil seiner Fehler gar nicht gehabt haben würde. Sie waren eigentlich geile Auswüchse seiner Tugenden, und meistentheils Folgen einer Erziehung, die

man dennoch nicht umhin kann, vortreflich zu nennen.

Ein Fehler dieser Art war seine Unbedachtsamkeit, mit welcher er, ohne Rücksicht auf Personen und Umstände zu nehmen, geneigt war, Alles zu sagen, was er dachte; wodurch er sich oft Schaden that und manche Verdrießlichkeit sich bereitete. Da dieser Fehler im geringsten nicht aus Schwatzhaftigkeit entstand, indem er ein ihm anvertrautes Geheimniß gar wohl zu bewahren wußte; so sieht man leicht, daß derselbe diejenige liebenswürdige Offenherzigkeit und Freimüthigkeit zum Grunde hatte, zu welchen schon Natur den Keim in ihm gelegt, und welche man von seiner frühsten Jugend an, in ihm zu nähren, sich bemüht hatte. — Seine Aeltern — die unsre Leser noch kennen lernen werden — und seine Lehrer, hatten sich ihm nie anders, als liebreiche, theilnehmende, rathertheilende Freunde gezeigt, und sich dadurch sein ganzes Herz zu eigen gemacht. Dies bewirkte in ihm ein so unbeschränktes Zutrauen zu denselben, daß es ihm zum Bedürfnis wurde, ihnen kaum einen Gedanken und selbst keinen seiner kleinen Fehltritte zu verschweigen. Da seine Offenherzigkeit alle-

zeit gute Folgen für ihn hatte: da er, auch wenn er sich vergangen hatte, immer nur bemitleidende, tröstende, warnende, rathgebende und aufmunternde Freunde fand; so ist es wohl kein Wunder, wenn er das war, was wir an ihm gerühmt und getadelt hatten.

Seine Gutherzigkeit, sein unbegrenztes Wohlwollen gegen alle Menschen, seine warme Theilnahme an deren Schicksale, an deren Leiden und Freuden, wurden ebenfalls Quellen einiger seiner Fehler. Da sein Vater das Wachsthum jener schönen Pflanzen auf keine Weise hatte hemmen wollen, weder durch Klugheitsregeln, wie man sie aus der Erfahrung sammelt, noch durch Bemerkungen und Lehren, welche sich zum Theil auf den Unwerth der Menschen beziehen; so schossen diese von der Natur eingepflanzten Tugenden, die durch keines der gewöhnlichen Hindernisse aufgehalten wurden, üppig auf; und es erzeugte sich zugleich eine Vorstellung von den Menschen in ihm, welche leider! in diesem sterilen Zeitalter wenig Originale findet, und welche durch das Zutrauen, das er in diese idealischen Menschen durchgängig setzte, ihn beständig in den Fall brachte, betrogen und gemißhandelt zu

werden. — Und wenn ihn auch in der Folge, Lektür, Studium der Geschichte, seine akademischen Jahre und andre nachherige Erfahrungen, gelehrt hatten, daß die Menschen im Allgemeinen bei weiten nicht so gut wären, als er sie sich bis dahin gedacht hatte; daß es sogar schlechte und sehr boshafte unter denselben gäbe, gegen welche man nicht genug auf seiner Hut seyn könne; so zog er aus dieser Ueberzeugung seines Verstandes doch wenig praktischen Nutzen, da sein Herz immer jedes Individuum, das sich ihm irgend von einer guten Seite zu zeigen wußte, als eine Ausnahme ansah, und selbst zu jeder Zeit bemüht war, für augenscheinlich üble Seiten, Entschuldigungen aufzusuchen.

Bei unsers Fahrmanns warmen, leidenschaftlichen Temperamente; bei seiner Empfänglichkeit für jeden sinnlichen oder moralischen Eindruck, mußte ihm diese Stimmung äusserst gefährlich werden. Der Verführer erhielt dadurch freie Gewalt sich in sein, durch kluges Mißtrauen nicht verwahrtes Herz, einzuschleichen, sich desselben zu bemächtigen und ihn zu seinem Zwecke hinzuleiten. Wir werden ihn in der Folge öfter in diesem Falle erblicken: aber wir, die

ten, hatten alle Singvögel aus dieser schauderlichen Einöde vertrieben, und ausser den hellsten Stunden des Tages, da die Sonne die höchsten Ränder des Thales mit einem schmalen goldnen Saum umzog, hörte man hier immer das Unglück verkündende Geschrei des Nachtvogels, und nie verstummte das melancholische Gestöhne der Unken im Sumpfe.

An einem schönen Junimorgen, schlenderte unser Jahrmann wie gewöhnlich, sehr früh nach seiner Eremitage. Die Herrlichkeiten der Natur, die bei jedem Schritt, ihm aufstießen und welche die Heiterkeit des Tages, die auch seine Seele ein Wenig aufgehellt hatte, ihm bemerkbar machte, nebst dem wohlthätigen Einfluße der balsamischen Luft auf seine Lebensgeister, hatten ihn in eine Stimmung versetzt, die schon seit langer Zeit ihm fremd war. Das Hofnungsbäumchen stand ihm auf einmal voller Blüten, die ihm die schönsten Früchte für die Zukunft versprachen, und es erwachte dadurch in ihm ein Muth, den er zu zeigen, bald Gelegenheit fand.

Als er seiner Grotte nahe kam, wunderte er sich nicht wenig seinen gewöhnlichen Platz mit einer schneeweißen, weiblichen Gestalt besetzt zu

sehen. Er stutzte — entschloß sich aber doch, dieselbe näher ins Auge zu nehmen, und da entdeckte er denn bald .... „ha, ha, Sophien!" — Schon wieder verlaut? — Sie werden mich noch böse machen, daß ich .... Doch nein, um meiner guten, geduldigen Leser willen, unterdrücke ich meine Empfindlichkeit. — — Also — er entdeckte — Leonoren.

Um Sie der Mühe des langen Hin- und Herrathens über das wie? und warum? zu überheben, will ich Ihnen nur in wenig Worten sagen, daß das Fräulein, das wegen Mangel des Schlafes alle Morgen schon früh auf den niedlichen Füßchen war, von ihrer Herzensunruhe umhergetrieben, durch ein Ohngefähr an diesen einsamen Ort geführt worden war, den sie sonst recht gut gekannt, aber seit langer Zeit nicht besucht hatte, weil er mit ihrem Geschmack kontrastirte. Jetzt fand sie ihn ausserordentlich reizend, und sie hatte schon länger als eine Stunde hier im Gebiete der Einbildungskraft herumgeschwärmt, als Fahrmann sie antraf. Der Eindruck, den diese unerwartete Zusammenkunft auf die beiden Leutchen machte, war sehr verschieden.

Leonore fühlte, als sie Fahrmann gewahrte, eine Beklemmung des Herzens, ein Herzudrängen des Blutes nach diesem seinem Mittelpunkte, daß sie weder aufzustehen, noch ein Wort zu sprechen vermochte. Was sie Alles gedacht und gefühlt haben mag, können wir so genau nicht sagen, denn, wer mag der Liebe hinter alle ihre Schliche kommen! ihr, die sich kaum einen Augenblick gleich ist, die kaum einen Augenblick lang, denkt und gleich handelt. —

Von unserm Fahrmann, können wir etwas Bestimmteres angeben. Er hatte sich zwar anfangs gewundert, Leonoren bei so frühen Morgen an diesem Orte zu finden, wo er, ausser irgend einen Hirtenjungen, vorher noch nie Jemand angetroffen hatte. Aber, unangenehm war ihm diese Begegnung gewiß nicht; auch nicht einmal verlegen machte sie ihn bei seiner heutigen muthvollen Stimmung. Im Gegentheil hatt' er nach einem neuerlich entworfenen Plan schon längst gewünscht, Fräulein von Ehrlichheim ohne Zeugen und ohne Besorgnis gestört zu werden, sprechen zu können. — Fahrmann redete sie an.

Er. Guten Morgen, mein Fräulein! Schon so früh auf? — Fürchten Sie nicht durch einen so abgekürzten Schlaf Ihrem Teint zu schaden? Man sieht, daß Sie keine Stadtdame sind; denn diese, so wenig sie auch größtentheils zu verlieren haben, sind doch sehr besorgt dafür. —

Sie. (die alle ihre Kräfte aufgeboten, um sich ein Wenig zu sammeln) Ihre Dienerin, Herr von Fahrmann! — Aber — Sie irren — es ist nicht so früh . . . oder, ist's es wirklich noch? — Ich weis es nicht recht. —

Er. Eben fünf Uhr. — Aber, mit was beschäftigten Sie sich so allein? —

Sie. (unwillkührlicher Seufzer) Ich — hatte mein Vergnügen an dem — Gesange der Vögel. —

Er. Sie scherzen! Könnten die Eulen, die hier residiren, Ihr Ohr ergötzen? denn — keinen andern Vogel giebts in dieser Einöde doch nicht. —

Sie. (verlegen und erröthend) So? — Ich dächte doch, ich hätt' eine Nachtigal gehört....

Er. Die müßte blos hierher gekommen seyn, um Ihnen die Kour zu machen. —

Sie. (zerstreut) Meynen Sie? — Aber — was wollt' ich doch sagen. . . . Ich bin doch

wohl zu früh aufgestanden; ich habe noch gar nicht ausgeschlafen.

Er. Ich glaubs wohl; Sie sind das nicht gewohnt. Ich bin indeß heute mit Ihrem Frühaufstehen sehr zufrieden, weil es mir das Glück verschaft, Sie hier zu finden, und ....

Sie. (von neuem erröthend) Sie sind zu gütig (furchtsam) Ich glaube nicht, daß meine Gesellschaft Sie sehr interessirt....

Er. Können Sie daran zweifeln? — Doch, wenn Sie erlauben, setz' ich mich ein Wenig bei Ihnen —

Sie. (kaum hörbar) Wir haben beide Platz.

Er. (Nachdem er sich gesetzt hat). Wie schön doch diesen Morgen Alles ist! — Sehen Sie nur, wie der weiße Nebel dort eben auf dem Gipfel des Berges, sich auf den schwarzen Tannen schaukelt. — Hier im Thal ist's zwar ein Wenig melancholisch, aber — (ein Seufzer) es ist doch so angenehm —

Sie. (auch ein Seufzer) Ja wohl —

Er. Sind Sie nicht glücklich, daß Ihre Bestimmung bisher das Landleben war! Ich möchte auch immer auf dem Lande wohnen: aber —

Sie. (unruhiger) Was kann Sie daran verhindern?

Er. (ein langer Seufzer) Mein Schicksal. — Weiß ich's noch, wozu es mich ausersehen hat?

Sie. (warm) Sie werden, Sie müssen recht glücklich seyn! (gerührt) Gewiß, Niemand wünscht das mehr als ich. . . .

Er. Sie sind sehr gütig, Fräulein Leonore (sich ermannend) Allein — dürft' ich es wohl mit einiger Hofnung wagen, Ihre Güte gegen mich auf eine Probe zu setzen?

Sie. (feuerroth und äusserst verlegen) Ich — ich werde Ihnen gern dienen, wenn ich kann.

Er. (feurig) O, Sie können es, vortrefliche Leonore! Sie können es! Der Dienst, um welchen ich Sie bitten will, soll Ihnen kein Opfer kosten; und nur wird er von äusserster Wichtigkeit seyn. Von demselben hängt das Glück und das Unglück meiner künftigen Tage ab.

Sie. (mit gespannter, ängstlicher Erwartung) Reden Sie! Erklären Sie sich näher! Alles, was ich thun kann und — darf, sag' ich Ihnen zu. —

Er. Nun, so hören Sie, gütiges Mädchen! — Ich liebe — (Leonorens Unruhe ersteigt den höchsten Grad) und Sie, theures Fräulein, Sie

können mir, die meinem Herzen so nothwendige Auskunft verschaffen, ob Seeligkeit oder Verzweiflung mein Loos seyn soll. —

Sie. Verschaffen! — (ungeduldig) Vollenden Sie, Herr von Fahrmann!

Er. Ja, diese Auskunft mir zu verschaffen, erwart' ich von Ihrer Güte. — Ich selbst — habe den Muth nicht dazu. Ich liebe. — Die Person, welche ich anbete, ist — Ihre Freundin Sophie. Eröfnen Sie ihr das in meinem Namen, sagen Sie ihr, daß mein Herz — ich ganz — ihr angehöre, ewig ihr angehören werde; daß von ihrem Ausspruche meine Ruhe, mein Glück, mein Leben abhänge. Sagen Sie ihr....

Hier wurde Fahrmann erst gewahr, daß Leonore blaß und beinah leblos an seiner Seite saß und dem Hinsinken nahe war.

Er. Was fehlt Ihnen, Fräulein? Himmel, wie sehen Sie aus? — — (Er hält ihr Salz vor und sie erholt sich).

Sie. Nichts — Herr von Fahrmann (sich mit Gewalt ermannend) Gewiß nichts, als eine kleine Uebelkeit, woran wohl — das frühe Aufstehen Schuld hat. — Aber, Sie erlauben, daß ich mich nach Hause begebe.... Ihren Wunsch

(ein

(ein tiefer unwillkührlicher, nur halb unterdrückter Seufzer) werd' ich erfüllen — Sie können darauf rechnen —

Er. Sie sind gut wie ein Engel! Wie kann ich Ihnen meinen Dank ausdrücken? . . .

Sie. Nichts davon! — (mit Anstrengung) Möchten Sie glücklich werden! — Aber ich muß machen, daß ich nach Hause komme — es ist mir noch gar nicht recht wohl. . . .

Er. (reicht ihr den Arm) Ich begleite Sie. —

Und so schlich die arme Leonore an Fahrmanns Arm dem väterlichen Hause zu; aber, in welcher Stimmung — das überlasse ich dem Leser, sich selbst vorzustellen. — Geredet wurde unterwegs wenig.

Eilftes Kapitel.

Berge und Thäler kommen nicht zusammen, aber wohl — Menschen: besonders — wenn sie sich suchen.

Leonore war seit der mit Fahrmann gehaltenen Unterredung in einer Gemüthslage, die eigentlich mehr ein Gegenstand der Vorstellungskraft

als der Beſchreibung iſt; allein da wir ſo ziemlich unterrichtet ſind, wollen wir doch einen Verſuch damit wagen. — Das erſte, was ſich in ihr regte, war — Empfindlichkeit der gekränkten Liebe und — wie dies dabei wohl immer der Fall iſt — der gekränkten Eitelkeit. Der Rath, den dieſe ihr gaben, war: den undankbaren Fahrmann nicht nur aus ihrem Herzen zu reiſſen; ſondern ihn von nun an zu — haſſen und ihn durch ein Betragen, in welchem ſie ihm ſichtbare Geringſchätzung zeigen wollte, für ſeine Ungerechtigkeit gegen ſie zu beſtrafen. Sie war nicht übel gewillig, ihm nicht nur ihr ſo raſch gegebnes Wort, (das vielleicht auch ſchon Würkung einer weiblichen Empfindlichkeit war), nicht zu halten; ſondern ſelbſt, ihm bei Sophien zu ſchaden, wenn dieſe ja für Fahrmann ebenfalls etwas fühlen ſollte. Sogar gegen ihre unſchuldige Freundin wollte ſich ein heimlicher Unwille einniſten. —

Wir ſehen da unſre Leonore an einem ſehr gefährlichen Wege ſtehen, der ein anderes weibliches Geſchöpf von weniger ſchönen Herzen, an einen Abgrund geführt haben würde. Aber — Fräulein von Ehrlichheim war nicht dazu geſchaffen, lange zu fehlen. Rache, Haß, Un-

wille, welche ihr ganz heterogene Empfindungen waren, fanden nicht in ihr den Boden, in welchem sie gedeihen konnten. Ihr Herz legte ihr bald verschiedne Fragen vor. Zum Beispiel: Warum sollt' ich Fahrmann hassen? — War er mir unter allen Töchtern Evens allein Liebe schuldig? War ich allein und ausschliessend würdig, von ihm geliebt zu werden? Kann er mich durch die Wahl einer Andern zurücksetzen, da er meine Neigung zu ihm gewiß nicht einmal muthmasset? Darf ich ihn ungerecht nennen, da er mir durch nichts verpflichtet war? Und — was hat mir Sophie gethan? — Kann ich es ihr zum Vorwurf machen, daß sie in Fahrmanns Augen mehr Reize und mehr Verdienste als ich hatte? Hat sie mir ein Herz entrissen, auf das ich mehr Recht als sie habe? Hat sie dies Herz an sich zu ziehen, wohl selbst die Absicht gehabt? Scheint es nicht vielmehr, daß sie ihm auch nicht die geringste Aufmunterung gegeben, da er es nicht einmal wagt, von den Angelegenheiten seines Herzens selbst mit ihr zu sprechen? ...

Diese und ähnliche Fragen brachten Leonoren wieder ins Gleis. Sie trug bald einen entscheidenden Sieg über alle jene heftigen Regungen da-

von, welche eine ungegründete Empfindlichkeit in ihr hatte einpflanzen wollen, und sie kam nach einigen letzten Kämpfen mit ihrer Weiblichkeit endlich so weit, daß ihre Gutherzigkeit, ihr Edelmuth und ihre Großmuth ein Prädominium in ihrer Seele erhielten, das ihnen nichts mehr streitig machte.

Eine Folge hiervon war der Entschluß, dem Glücke Sahrmanns nicht nur keinesweges hinderlich zu seyn; sondern sogar — wenn sie auch bei Sophien einen Hang für denselben fände — Alles anzuwenden, um diese Beide in den Hafen ihrer Wünsche zu steuern.

Daß schön und edelhandeln, wenn auch das schwerste Opfer damit verbunden ist, einen davon unzertrennlichen Lohn mit sich führe: diese Wahrheit empfand auch Leonore. Die beseeligende Zufriedenheit ihres Herzens über diesen gefaßten Vorsatz, unterstützte sie gar sehr bei ihrem widrigen Schicksal, das so manches schöne spanische Schlößchen in Staub und Schutt verwandelte, welches ihre Einbildungskraft aus lauter künftigen Freuden aufgeführt hatte. — Der Gedanke, das Glück einer werthen Freundin und zugleich dasjenige, eines schätzbaren Mannes

zu machen, den sie immer noch über Alles liebte, und der nach kälterer Ueberlegung, nichts von seiner Liebenswürdigkeit in ihren Augen verlohren hatte, obschon er nicht für sie liebenswürdig zu erscheinen, sich angelegen seyn liess; machte sie beinah vergessen, was sie selbst dabei verlohr.

Da Leonorens Entschluß nicht bloßes Aufwallen einer rohen Gutherzigkeit, sondern ein fester, mit Beistimmung ihrer Grundsätze genommener Vorsatz war; so verweilte sie nicht lange dabei, ohne zur Ausführung zu schreiten. — Sophien auszuforschen, war nun das Erste, wozu sie Gelegenheit suchte. Da diese, wie wir bald sehen werden, auch seit einiger Zeit Etwas auf dem Herzen hatte, weshalb sie mit Leonoren ein Wort im Vertrauen zu sprechen wünschte; so konnte es nicht fehlen, daß so gleiche Absichten sie bald auf einen Punkt zusammen brachten.

Wir finden die beiden Mädchen in einer abgelegenen Laube des Ehrlichheimischen Lustgartens, in einem Gespräch begriffen, von welchem wir nur mittheilen wollen, was zur Sache gehört.

Leonore. Wodurch verdien' ich diese Vorwürfe? Womit hab' ich Dir Anlaß gegeben, meine Freundschaft gegen Dich für kälter als ehemals zu halten?

Sophie. Verzeih es der Aengstlichkeit meiner Freundschaft, die mir die Deinige so leidend macht — wenn ich es mit Dir zu genau nehme. Aber — das kannst Du mir nicht abläugnen, daß du seit einiger Zeit eine Zurückgezogenheit gegen mich beobachtest, die ich nicht länger ertragen kann, ohne wenigstens deren Grund zu wissen. Sag' es selbst — vermiedest Du sonst wohl so, mit mir allein zu seyn, als jetzt? Erlaubtest Du mirs nicht — wünschtest Du's nicht sogar, daß ich Dich überall, wo Du warst, begleitete? — Und jetzt — o, Leonore! Du wirst mich nie beruhigen, wenn Du mir die Ursach dieser Veränderung nicht angiebst. — Du kannst mich nicht von dem Besorgnis heilen, einen Theil Deines Vertrauens und Deiner Freundschaft verlohren zu haben, wenn Du mich nicht wie sonst in Deinem Herzen lesen läss't. —

Leonore. Wann ich Dir nun aber betheure, bei Allem, was mir heilig ist, daß ich Dich eben noch so schätze, als jemals; daß meine Freund-

schaft zu Dir, auch nicht im Geringsten eine Veränderung erlitten habe — bist Du da mit mir zufrieden?

Sophie. Du sagst mir sehr Vieles zu meiner Beruhigung, liebes Mädchen; aber — Du läßt es immer noch an Einem ermangeln — an dem Zutrauen. Solltest Du Deiner Freundin nicht sagen, was die Ursach jener Schwermuth sey, welche seit einiger Zeit über Dein ganzes Wesen gleich einem schwarzen Flor ausgebreitet ist und die mich so besorgt für Dich macht? — Solltest Du mir nicht entdecken, was Dich so oft von mir entfernt, warum Du Dich stundenlang einer Einsamkeit überlässest, die sonst Deiner Freundin und dem gesellschaftlichen Vergnügen gewidmet waren? — Nagt irgend ein geheimer Kummer an Deiner Seele, warum schüttest Du ihn nicht in den Busen Deiner Freundin aus, wenn diese dasjenige Zutrauen nicht verlohren hat, dessen Du sie ehemals werth hieltest? — Du schweigst? — Fühlst Du Dein Unrecht, oder — siehst Du blos an mir zu sagen, wodurch ich so viel bei Dir verlohr? —

Leonore. Du sollst ganz befriediget werden, gute Sophie. Aber, vorher erlaube, daß wir

erſt einen andern Gegenſtand mit einander abmachen, der zwar Dich am nächſten angeht, der aber auch mich — — das Intereſſe der Freundin an Allem, was die Freundin betrift, gar nicht in Anſchlag gebracht — aufs lebhafteſte intereſſirt. Willſt Du mir einige Fragen recht aufrichtig beantworten?

Sophie. Fängſt Du auch an, meine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen? — Wenn war ich anders, als aufrichtig gegen Dich? — Da ſiehſt Du, liebes Mädchen, wie gern wir unſre eigne Fehler auch bei Andern vermuthen. . . .

Leonore. Du haſt recht, gute, ehrliche Seele! Ich bitte Dich um Verzeihung — ich meinte es nicht ſo übel. Wenn Du mit dieſer Genugthuung zufrieden biſt, ſo laß uns nun zur Sache kommen.

Sophie. Vollkommen —

Leonore. Vors erſte: Was denkſt Du von unſerm Fahrmann?

Sophie. So unerwartet mir die Frage iſt, ſo wenig ſeh ich den Zweck ein . . . .

Leonore. Der, wird Dir wohl am Ende klar werden. Jetzt beantworte nur meine Frage.

Sophie. Ich dächte, darüber wären wir längst einig. Wir haben uns ja schon so manchmal von ihm unterhalten und ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die er meines Erachtens verdient.

Leonore. Hättest Du auch allezeit das von ihm gesagt, was Du von ihm dachtest? Niemals weniger?

Sophie. Du hast mir ein für allemal auferlegt, mich um Zweck und Absicht ganz unbekümmert zu lassen — ich will gehorsamen, so sonderbar mir das Alles auch vorkommt; will mich blos auf die Beantwortung Deiner Frage einschränken. Ich erwiedre Dir also: ich habe Dir in Ansehung desselben nie mehr und nie weniger gesagt, als ich von ihm dachte.

Leonore. Ich sehe, auf diesem Wege gewinne ich nichts. Also — einen andern eingeschlagen!

Sophie. Ich lasse mir Alles gefallen.

Leonore. Hast Du je von einer Empfindung gehört, genannt, Liebe?

Sophie. Wozu das? — Nun — ja.

Leonore. Hast Du von Hörensagen oder aus Büchern eine Idee von derselben erhalten?

Sophie. Auch das.

Leonore. Hast Du je in Deinem Herzen etwas empfunden, das demjenigen gleich käme, was Du von der Liebe gehört oder gelesen hast?

Sophie. Nein.

Leonore. Mädchen — Wahrheit!

Sophie. Reine Wahrheit! —

Leonore. Da wären wir schon wieder am Ende. — Aber, noch ein Wenig geduldige Unterwerfung. — Höre also, wenn ein rechtschaffener, ein junger, ein angenehmer Mann von Person und Geist, der Dich nun so recht herzlich — mehr, als sein Leben liebte, zu Dir sagte: Mädchen, hier ist mein Herz und meine Hand — verschmäh sie nicht! Deine Verweigrung würde mich auf immer unglücklich, die Annahme derselben, mich zum glücklichsten der Menschen machen. O, nimm es an, dieses Herz! gieb mir auch das Deinige und glaube, daß noch mein letzter Gedanke dahin streben werde, Dich glücklich zu machen. .... Wenn nun ein guter, rechtschaffner, liebenswerther, junger Mann das zu Dir sagte: fühlst Du Dich fähig, ihm zu willfahren? — Was meinst Du?

Sophie. Aufrichtig — ich weis es nicht. Ich habe nie über einen solchen Fall nachgedacht. Ein armes, verwaißtes Mädchen, das zu delikat iſt, um ſich einem Manne hinzugeben, auf welchen es bei der Zweideutigkeit ſeiner Geburt und bei ſo armſeligen Glücksumſtänden, nie Anſpruch machen darf, und das thöricht handeln würde, ſeine Wünſche in eine höhere Regien zu erſtrecken — muß gar nicht an Liebe und an Vergebung ſeiner Hand denken. — Was willſt Du mehr von mir, liebe Leonore?

Leonore. Daß Du mir meine Frage gehörig und beſtimmter beantworteſt. Ich habe Dich nicht gefragt: ob Du je an Lieben und Heirathen gedacht habeſt. Ich wollte nur wiſſen, ob ein Mann, wie ich ihn Dir dargeſtellt habe und unter den von mir feſtgeſetzten Umſtänden, nicht befürchten dürfte, ein Körbchen von Dir zu erhalten?

Sophie. Die Frage ſetzt mich in Verlegenheit. Ich möchte ſie Dir gern recht wahr und recht aufrichtig beantworten, und weis ſie Dir eigentlich doch nicht zu beantworten. — Mich deucht, um in Anſehung eines Mannes zu entſcheiden, ob man ihn lieben könne oder nicht,

muß man ihn — wäre man auch alles Guten und alles Liebenswürdigen von ihm verſichert — zuvörderſt doch ſelbſt ſehen. Die Liebe, glaub' ich, hat ſehr wunderliche Grillen. Die würde vielleicht auch die meinige haben, wenn ich einmal davon angeſteckt werden ſollte. — Ich bilde mir ein, um gegenſeitige Liebe zu bewirken, müſſe ein gewiſſes Zuſammentreffen der Seelen in einem ſympathetiſchen Punkt, da ſeyn, und ohne dieſes kann ich mir nicht vorſtellen, wie zwei Perſonen, — wären ſie auch beide noch ſo liebenswürdig — ſich eine Wechſelliebe einflößen können. — Ich weis nicht, ob ich mich richtig und deutlich ausgedrückt habe. Ich ſchöpfe nur aus dunkeln Gefühlen, aus unordentlich untereinander liegenden Ideen. . . .

Leonore. Ich habe dich verſtanden, und Du magſt wohl recht haben. Dies nöthigt mich nun ſogleich zu meiner letzten Frage überzugehen.

Sophie. Alſo noch immer eine Frage?

Leonore. Die wichtigſte. Diejenige zu welcher ſich die bisherigen, wie das Mittel zu ſeinem Zweck verhalten. Die kleine Schilderung, die ich Dir vorhin entwarf, hat wirklich ihr Ori-

ginal. Es existirt wirklich ein Mann, der Dir sein Herz und seine Hand anbietet; der Dich gewiß glücklich machen will und würde, und der wohl die Wahl eines Mädchens rechtfertigen könnte. Dieser Mann heißt — Sahrmann. — Ich lese in Deinen Augen Verwundrung — aber, es nicht anders. Er hat mich ersucht, Dich von seiner Liebe und von seinen Wünschen zu unterrichten. — Meine Frage ist nun: welche Antwort darf ich ihm in Deinem Namen geben?

Sophie. Ich will Dir sie — und zum Beweis, daß ich aus dem Herzen rede, sogleich und ohne mich zu besinnen — sagen. Merke wohl auf! — Ich schätze unsern Sahrmann ausserordentlich; ich fühle sogar, daß sein Antrag mich beehrt und meiner Eitelkeit gar nicht mißbehaget: aber — hier sind' ich schon, daß auch mein Herz seine Grillen habe — ich zweifle gänzlich, ob ich je etwas Anderes als Freundschaft für ihn fühlen werde. Sag' ihm das, und ersuch ihn zugleich in meinem Nahmen, eine Empfindung zu unterdrücken, die ich gewiß nie werde erwiedern können und die nur unsre beiderseitige Ruhe stören würde. — Dir, meine Leonore, dank' ich herz-

lich für die gütige Absicht, welche ich in Deiner Einmischung in diese Sache, deutlich genug erkenne. — Hast Du mir nun noch etwas über einen Gegenstand zu sagen, von welchem ich wünschte, daß wir hernach auf immer schwiegen? —

Leonore wollte eben noch etwas erwiedern — was? — das können wir dermalen nicht wohl bestimmen — als die beiden Mädchen den Obersten um die Hecke herumkommen sahen. Nun war der Faden dieses interessanten Gesprächs unplötzlich abgerissen. Sophie hatte nur noch Zeit, Leonoren zu ermahnen, auch ihrerseits das ihr gegebne Versprechen zu erfüllen, welches diese ihr auch auf den Abend beim Schlafengehen zusagte.

Da der Wohlstand nicht verstattet, sich zu einer solchen Stunde in dem Schlafzimmer junger Mädchen einzufinden: so haben wir nicht Gelegenheit gehabt, die Fortsetzung des in der Laube abgebrochnen Gesprächs zu hören, woraus die natürliche Folge fließt, daß wir sie unsern Lesern auch nicht mittheilen können. — Indeß haben wir doch nicht gerastet, bis wir — wie? das kann Ihnen ja wohl gleich seyn — den Haupt-

Inhalt von denjenigen erfahren haben, was die beiden Schönen unter sich verhandelten.

Die Frage war jetzt an Sophien gewesen, und sie hätte die gute Leonore nicht eher losgelassen, als bis sie Alles haarklein wußte, was diese bisher so sorgfältig in ihrem Herzen verschlossen gehalten hatte. Diese Eröfnung gab nun zu einem sehr sentimentalen Hin- und Herreden Veranlassung. Sophie ermüdete nicht, den Edelmuth und die Großmuth ihrer Freundin zu erheben; wobei die Bescheidenheit der Letztern Gelegenheit erhielt, auch ihre Rolle zu spielen. — Ferner ergoß sich die gute Sophie in Klagen über ein Misgeschick, das sie dazu ersehen habe, das unschuldige Hindernis des Glückes ihrer Freundin zu werden. Das Finale von allen diesem, war endlich eine Berathschlagung, wie man sich von beiden Seiten bei so bewandten Umständen zu verhalten habe, und wovon Folgendes das Resultat war.

Leonore sollte von heute an mit aller Macht eine Leidenschaft bekämpfen, die sie nicht glücklich machen konnte; welcher Beschluß mit in sich faßte, den Gegenstand derselben — so weit die Schicklichkeit es nur irgend erlaubte — mög-

lichst zu vermeiden. Aus diesem Grunde wurde ferner festgesetzt, daß Leonore unserm Fahrmann die Nachricht von dem ungünstigen Erfolg ihrer Verwendung für seine Liebe, da sie ihm selbige doch nicht gut versagen könnte, schriftlich geben sollte. — In Ansehung Sophiens, war zuletzt die Abrede, daß dieselbe ihr bisheriges Betragen gegen unsern Helden nur in soweit verändern sollte, daß sie Alles sorgfältig vermiede, was irgend einige Hofnung in dem unglücklich Liebenden anfachen oder nähren könne.

So zufrieden wir uns im Ganzen bei Endigung dieses Kapitels in der Ueberzeugung fühlen, auch in demselben vorzüglich den weiten Umfang unsrer Autorpflicht erfüllt zu haben; so finden wir doch auch Veranlassung zu einigem Misvergnügen. Dieselbe besteht darinn, daß der leidige herrschende Geschmack dieses unempfindsamen Jahrzehends uns nicht erlaubt, den hier vorliegenden reichhaltigen Stof zu einer recht herzbrechenden Wertheriade zu benutzen. Ausser, daß sich unsre Bequemlichkeit besser dabei gestanden hätte — indem es für einen Schriftsteller weit leichter ist, winseln und lamentiren, als — handeln zu lassen; so hätten wir uns auch ein

Ver-

Verdienst um so manches, jetzt ganz vernachlässigte Herz, erwerben können, dessen Geschmack bei dem Moderon des Tages so wenig Nahrung findet.

Zwölftes Kapitel.

Es tritt abermals eine neue Person auf.

— monstrum horrendum, informe, ingens.

Virg.

Frau Ursula Rundmann, gebohrne von Dürrbrand, die Ehehälfte des Herrn Pastor Adam Lebrecht Rundmann, war von Mutterseite eine Schwester unsers lieben — (ich sag' es im Namen aller meiner Leser) — unsers lieben Obersten Ehrlichheim. Die Mutter des Letztern hatte sich nemlich nach dem Ableben des Majors von Ehrlichheim aus Konvenienz zu einer zweiten Ehe mit einem Präsidenten von Dürrbrand entschlossen, und in derselben das Produkt ans Licht der Welt gebracht, welches wir eben näher wollen kennen lernen; das aber diese würdige Frau, deren wir schon im zweiten Kapitel rühmlichst gedacht haben, nicht unter ihre

mütterliche Obhut nehmen konnte, weil sie an den Folgen desselben Wochenbettes starb.

Die Dame Rundmann war . . . . . Doch, meine theuerste Leser, ehe ich Ihnen eine kleine Skize der körperlichen und geistigen Qualitäten derselben zu entwerfen wage, muß ich Sie bitten, doch Ihre Einbildungskraft ein Wenig bei der Hand zu haben, um mir zu Hülfe zu kommen, wenn es mir etwan nicht glücken sollte, mein Original frapant genug darzustellen.

Denken Sie sich also eine weibliche Gestalt von fünf Fuß zehn Zoll Höhe, die so wenig Embonpoint hat, daß ihr Körper auf einem anatomischen Hörsaale dem Professorlegens eben so gut zur Erklärung der Osteologie hätte dienen können, als — das sauberste und am besten ausgekochte Skelet. Denken sie sich auf diesem klapperdürren Leichname einen Kopf, den Mutter Natur in einer misantropischen Laune gebildet zu haben schien, so scheuslich war er. — Denken Sie sich an diesem Kopfe ein ungeheures Maul, dem zwei bläulichte Lippen gleichsam zur Vormauer dienten; Lippen, die dem Anblicke einer eiternden Hiebwunde völlig glichen, und die bei einem grinsenden Lächeln, die Aussicht in eine

Schlund eröfneten, deſſen mephitiſche Düfte das halbe Dutzend Zähne, die noch hin und wieder im Vordergrunde ſtanden, mit einem gelben Ruſe überlackirt hatten. — Denken Sie ſich über dieſes Mäulchen eine Naſe, die eine große Aehnlichkeit mit dem Veſuv hatte; eben ſo wie dieſer, mit kleinen Erhabenheiten überſäet war; eben ſo wie dieſer ſich entzündete, wenn eine Fermentation der innern Theile durch Aergerniß — (Frau Rundmann war ſehr oft ärgerlich,) — veranlaſſet wurde. — Denken Sie ſich endlich, ein Paar beinah unſichtbare Kalmuckenaugen, welche ohne die mindeſte Spur von Augenbraunen, tief in ihren Hölen liegend, grünlichgelbe Blitze hervor leuchten ließen, und — Sie haben den vollendeten Kontur dieſes Antipoden eines Grazienkopfes! —

Um dieſes Bild zu ergänzen, darf ich nicht vergeſſen, daß beſchriebner Schädel mit einem dünnen, hochrothen Haar bewachſen und von einer runzlichen, quittengelben Haut überſpannt war, auf der ſich die rubinfarbne Naſe ſehr vortheilhaft ausnahm. — Der Buſen — der Buſen? — Ja, meine Herren, ſo gern ich Ihnen auch etwas von einem, ſonſt ſo reitzenden Ge-

genſtande ſagen möchte; ſo ſteht das doch nicht in meiner Gewalt, weil — keiner da war. Frau Rundmann hatte ſich genöthiget geſehen, die eine Bruſt wegen eines Krebsſchadens, den ſie in einem ihrer zahlreichen Wochenbetten davon getragen hatte, dem Wundarzt zu überlaſſen, und die andre, die — exiſtirte nur noch im Grundriß.

Ihr moraliſcher Karakter — — ruf! ! . . . Erſt muß ich mich ein Wenig erholen. Die Schildrung dieſer Dame hat mich in der That ſehr — abgemattet . . . . . Ihr moraliſcher Karakter, alſo? — der entſprach ihrem körperlichen Reitze völlig. Neid, Habſucht, Verläumdung, Schadenfreude, Geitz, Zankſucht, Unverſöhnlichkeit und noch eine Menge ſolcher liebenswürdigen Eigenſchaften, führten wechſelsweiſe das Prädominium in ihrer Seele. — Sie war mit einem Wort, eine würdige Schweſter der Dame Rebecka, die uns Maler Müller ſo ſchön karakteriſirt hat. Beide, wären würdige Kandidatinnen zur Furienwürde geweſen, wenn dieſes Aemtchen im Reiche des Eredus noch vergeben würde; beide hatten ihre Männer unter dem Pantoffel und ließen ſie nach

ihrer Pfeife tanzen; beide besassen eine ausserordentliche Geläufigkeit der Sprachwerkzeuge, besonders, wenn sie in Hitze geriethen, welches nicht selten geschah; beide waren gleich häßlich, gleich eckelhaft; beide hatten endlich das mit einander gemein, daß sie ausserordentlich gewisse Flüßigkeiten liebten.

Die Veranlassung, welche das ehemalige Fräulein Ursula von Dürrbrand in die bürgerlichen Arme des Pastor Rundmanns, und dieses Subjekt in Besitz einer einträglichen Pfründe gebracht hatte, war ein sogenannter faux-pas, gewesen. Ehrn Rundmann, der als Kandidat, ein rothbäckiges, gedrechseltes Herlchen war, erhielt bei dem, damals nicht so unangenehmen Fräulein Ursel das reitzende Aemtchen ihres Lehrers. Eigentlich sollte er sie nur im Christenthum und im Klavier unterrichten; allein, nachdem dieser Unterricht einige Jahre gedauert, und das Fräulein bereits sechzehn Sommer verlebt hatte, lies er sich durch deren Wißbegierde verleiten, ihr wider die Instruktion des Vaters auch einen gewissen Theil der Experimental Physik vorzutragen. Unter einem solchen Lehrmeister, nahm das Fräulein von Dürrbrand denn

bald so zu, daß selbst dem Vater, die Fortschritte seiner Tochter nicht verborgen blieben. Dieser wollte anfänglich über das eigenmächtige Verfahren beider, des Lehrers und der Schülerin, aus der Haut fahren: da er aber im Grunde ein herzens guter Mann war; so lies er sich bald besänftigen, gab dem Kandidaten die eben vakante und sehr einträgliche Pfarre auf dem Ehrlichheimschen Landguthe, welche er als Vormund seines Stiefsohns zu besetzen hatte, und — in der Person seiner einzigen, wohlgerathenen Tochter Ursel, eine Frau Pastorin dazu.

Dreizehntes Kapitel.

Klapperschlangen, Tiger, Pfaffen, Bäuche, Ehrn Rundmann, und etwas von dem Rundmannschen Ehestande.

Die Natur gab der Klapperschlange eine Klapper, um sie von andern ihres Geschlechts zu unterscheiden und den Menschen durch deren Geräusch ihre gefährliche Nähe anzuzeigen. Dem

Tiger schmückte sie den Balg mit lebhaften Farben, damit man seinem hämischen Ueberfall bei Zeiten ausweichen könnte. Den Pfaffen gab sie — aus welchem Grunde? überlaß' ich der Entscheidung meiner Leser — dicke Bäuche; weswegen auch der oft eben so wahre, als liebenswürdige Bahrdt *), sie mit vieler Präcision, Bäuche nennt. —

Es begab sich aber manchmal, daß ein allzulebhaftes Knäblein der bildenden Mutter unter den Händen entschlüpfte, ehe sie noch dem übrigen Korpuskulo das Bäuchlein einverleibet hatte. Daher kommt es denn, daß wir zuweilen (im Ganzen genommen, ein seltner Fall!) auch einen magern Pfaffen sehen. Ueberdem hatten viele der übrigen Erdensöhne durch ein Ohngefähr auch Bäuche erhalten, die denn oft zu der unverdienten Ehre gelangten, von ihren Nebenmenschen deswegen für Pfaffen angesehen zu werden, und so geschah es denn, daß jene Regel wegen der mancherlei Ausnahmen davon, nicht mehr allgemein anwendbar blieb.

*) In seinem Buche: Zamor', oder der Mann aus dem Monde.

Dieſes bewog das Geſchlecht der Sterblichen, ihren Pfaffen zu den natürlichen Kennzeichen noch künſtliche zuzugeſellen. Und — nun entſtanden: Wolkenperücken, Kragen, Bäffgen, Summarien, Kapuzen, Meßgewänder, Biſchofsmützen und Pabſtkronen, Tonſuren; weiſe, ſchwarze, braune und eiſelsfarbige Kutten; Chorröcke, Bäte, Hirtenſtäbe, Fiſcherringe, Pantoffeln, Sandalen und all der Plunder, womit wir noch heut zu Tage magre und fettwampige Pfaffenperſonnagen umgeben ſehen. — Bei alledem bleibt der Bauch noch immer ein weſentliches Abzeichen der Prieſter. Begegnen Sie alſo, liebe Leſer, einer Menſchengeſtalt, die einen anſehnlichen Bauch vor ſich herträgt, und dabei mit einigen von oben benannten künſtlichen Unterſcheidungszeichen verſehen iſt: dann ſchlagen Sie drei Kreutze und — gehen fürbaß; denn ein Solcher iſt von der Natur und von den Menſchen zum — Pfaffen geſtempelt.

Einer von dieſer Gattung war denn auch Magiſter Adam Lebrecht Rundmann. Sein Vater, der auſſer ihm als dem Aelteſten, noch acht lebendige Kinder zu erziehen hatte, war ein

ehrlicher Schneider gewesen. Unser kleine Rundmann hatte das unverhofte Glück, von einer alten Jungfer, für welche sein Vater arbeitete und der er die fertige Arbeit immer ins Hauß brachte, in Affection genommen zu werden. Diese glaubte sich eine höhre Stufe der Seeligkeit im Himmel zu erwerben, wenn sie aus dem Knaben einen Geistlichen machte, und beschloß daher diese himmlische Eingebung auszuführen. Von Stund' an mußte der junge Rundmann die Stadtschule besuchen, die er von Oktava bis Prima im Schneckenschritt durcheilte.

Sobald er sich hier gehörig habilitirt hatte, bezog er auf Kosten seiner Wohlthäterin die Universität. Nach absolvirten Studien kehrte Studiosus Rundmann in seine Vaterstadt zurück, lies sich examiniren, ward Candidatus reverendi Ministerii, predigte ein paarmal gratis, weit öfter aber gegen ein erkleckliches Honorar von sechzehn Groschen, da er besonders den weiblichen Zuhörern wegen seines durchdringenden Basses sehr gefiel, und erwartete nun, daß ihm eine fette Pfründe ins Maul geflogen käme. Er harrte lange — beinahe acht Jahr — und würde

vielleicht noch lauern, da er weder Vettern noch Freunde hatte und auch seine Wohlthäterin gestorben war, wenn nicht so ein Deus ex machina ins Mittel getreten wäre, wie wir im vorigen Kapitel des Nähern gesehen haben. — Sieben Söhne und fünf Töchter, die er in einem zwanzigjährigen Ehestande mit seiner Gattin erzeugt hatte, wovon aber keines mehr am Leben war, dienten statt eben so viel Beweisen seiner pflichtmäßig thätigen Dankbarkeit gegen diejenige, die sein Glück gegründet hatte.

Rundmann war übrigens ganz Pfaff: das ist genug gesagt, um die Leser mit seinem Karakter bekannt zu machen. Sein Aeusseres kontrastirte sehr mit dem seiner Gattin. Er mochte ohngefehr fünf Fuß zwei Zoll Länge messen, und war also um einen reichlichen Kopf kleiner, als Frau Uresel. Dabei war er so unförmlich dick, daß mancher Bauch, der sonst unter den Bäuchen einen ziemlichen Rang behauptete, neben dem seinigen doch wie eine märkische Rübe gegen einen Erfurter Rettig, wegschwand. — Diesen ehrwürdigen Bauch unterstützten ein Paar wohlbewadete Beine, die, wenn sie wechselsweise in

Bewegung kamen, dem übrigen Körper ein recht gravitätiſches Anſehen mittheilten.

Wir machen einen Sprung über das Gebirge des Bauches zum Kopf, den gewöhnlich eine ſchwarze, ungepuderte Perücke bedeckte, zu der ein Paar buſchichte, ſchwarze Augenbraunen ſehr wohl paßten. Zwei große graue Augen waren gleichſam die Wächter einer der reſpektabelſten Habichtnaſen, die je auf einem Mannsgeſichte ihren Sitz errichtet hat. Ein Mund endlich, der — genau nach den Regeln der Verhältnißlehre analiſirt — um ein weniges zu groß war, ſchloß mit einem dreifachen Unterkinne das Profil des Geſichts. Auf ſeiner von Fett glänzenden Wange, blühte noch jetzt in ſeinem drei und funfzigſten Jahre, die Farbe der Geſundheit, und ſeine Stimme war noch eben ſo ſtark, noch eben ſo impoſant, als in ſeinen jüngern Jahren. Beſonders bemerkte man dies, wenn er auf der Kanzel den Zuhörern ſein Lieblingsthema, die ewigen Strafen der Sünder im Höllenpfuhl, vertrug; oder über die Vernachläßigung des Beichtſtuhles eiferte; wobei er jedesmal in eine Art heiliger Wuth gerieth. Seine Stimme glich dann dem Rollen des Donners und nicht ſelten geſchah

es, daß die größte Orgelpfeife die Resonanz angab, wenn er gerade ihren Ton berührte. Man denke sich die Stentorstimme!

Aber diese Stimme war auch nur auf der Kanzel, wo er das Recht hatte allein zu reden, so stark. Zu Hause hatte der kreischende Sopran seiner Ursel, die beim geringsten Versehen eines ihrer Dienstbothen oder auch ihres Gatten, sogleich ihre Zuflucht zum Keifen und Zanken nahm, ihn determinirt, seine sonore Stimme zu einem kleinlauten Brummen zu reduciren, und so dem ewigen Nörgeln und Schelten seiner Xantippe einen sokratischen Gleichmuth entgegen zu setzen. — Diesem Gleichmuthe hatte Ehrn Rundmann es auch einzig und allein zu verdanken, daß seine Frau nie recht mit ihm anbinden konnte. Denn, da er ihre Schimpfworte und Drohungen unerwiedert ließ, so sah sie sich genöthiget, entweder mit sich allein zu zanken, oder gar still zu schweigen, und dann hatte unser Magister ja das erreicht, was er haben wollte — Ruhe!

Doch genug indeß von diesen Beiden. Wir müssen nun in der Folge sehen, da wir sie doch einmal hier eingeführt haben, was wir mit ihnen anfangen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Der Verfasser spricht fast immer allein, und unter andern auch von den feuerspeienden Bergen im Mond.

Es hatte doch wenigstens vier Tage gedauert, ehe Leonore sich des Fahemannschen Auftrags an ihre Freundin entledigte, und hernach brauchte Fräulein von Ehrlichheim wieder ein paar Tage, ehe sie mit Abfassung des Rapports von ihrer verunglückten Expedition auf Sophiens Herz, zu Stande kommen konnte; weil, wie man wohl einsehen wird, die Ausdrücke darin sehr gewählt, jedes Wort genau gemessen und gewogen wurde, und sogar kein Komma, ohne das küßliche Fingerchen bedenklich an das Näschen zu legen, aufgenommen worden war; nicht zu gedenken, der wiederholten Recensionen und Revisionen, welche das Ganze von beiden Mädchen noch auszuhalten hatte. Wir werden bald sehen, was diese schwere Geburt für ein Meisterstück zur Welt gebracht habe, und ob Arnaud uns Wahrheit sage, wenn er den Rath giebt:

„Evite l'art: un travail regulier
„Gâte souvent les traits de la nature. *)

Für unſers guten Fahrmanns Ungeduld waren das ſechs ſehr ſaure Tage. Der berühmte Herſchel kann nicht ſorgſamer nach den feuerſpeienden Bergen im Monde ſpähen, als derſelbe jeden Muskelzug auf dem Geſichte der Schönen beobachtete. Jedesmal, wenn er eines der Mädchen ſah, forſchte er, ob die Entdeckung wohl ſchon geſchehen ſey. In Leonorens Mienen ſuchte er eine erwünſchte Nachricht, und aus Sophiens Augen wollte er die Beſtätigung derſelben leſen. Man kann ſich keine ängſtlichere Lage als die des armen Fahrmanns denken, da er mit Anbruch des ſechſten Tages noch nichts mehr, als den erſten wußte. —

Man ſage mir ja nicht mehr, daß die Damen in der Stadt allein die Verſtellungskunſt gelernt haben! — Das liebe Geſchlecht iſt ſich wohl

*) „Vermeide die Kunſt: eine nach Regeln abgemeſſene Arbeit ſtumpft oft den Griffel der Natur ab.“

Ueberſ. d. Verf.

überall gleich. Wenn ja eine Verschiedenheit statt findet, liegt sie höchstens nur in dem Mehr und Weniger. — Diese beiden Dorfmädchen hatten ihre Gesichtszüge so unter dem Kommando, daß Fahrmann nicht das Mindeste prognosticiren konnte. Auch nahm sich Leonore sorgfältig in Acht, daß sie ihm nicht allein in die Hände gerieth.

Eben wollte das Fahrmannsche Geduldsfädchen reissen, als am Abend des sechsten Tages, nachdem er Leonoren in seiner Eremitage den bewußten Auftrag gegeben, diese ihm, da er ihr eben eine gute Nacht sagte, in Sophiens und des Obersten Gegenwart, ein Buch zustellte, welches sie, wie sie vorgab, ihm versprochen habe. Unser Freund durchschaute sogleich die wahre Bewandnis der Sache. Roth, wie Eisen im Schmelzofen und stumm, wie eine Bildsäule, machte er Leonoren eine tiefe Verbeugung und eilte mit hochschlagendem Herzen in sein Zimmer. Er zerriß fast das Buch, so hastig öfnete er es. Er fand auf dem Schmutztitel ein kleines dünnes Briefchen mit Oblat versiegelt und mit einer Nadel bedächtig angesteckt. Es dauerte ihm eine ewige Zeit, eh' er es losmachen und öfnen konn-

ꝛc. Er verſchlang die im folgenden Kapitel befindlichen Zeilen mehr, als er ſie las.

Funfzehntes Kapitel.

Nachdem er das Briefchen geleſen hatte, ſo . . . . . Zuletzt wird ein intereſſanter Beſuch angemeldet.

„Mein Herr von Fahrmann,

Wenn Glückſeeligkeit allezeit dem Verdienſte angemeſſen wäre; ſo müßten Sie gewiß ſehr glücklich ſeyn. Aber — leider! iſt das nicht allemal der Fall unter unſerm Monde. Auch gegen die beſten Menſchen iſt das Schickſal ſo oft in Erfüllung eben derjenigen Wünſche am aller unerbittlichſten, die ihnen am meiſten am Herzen liegen. Einen abermaligen Beweis dieſer Wahrheit werden Sie an ſich ſelbſt finden, und — wollte der Himmel, daß Sie dieſe Erfahrung nie wieder machten!“

„Dieſer Eingang läßt Ihnen vermuthlich errathen, welcher der Erfolg Ihres mir gegebnen Auftrages geweſen ſey. — Sie dürfen nicht zweifeln,

feln, daß gewiß Niemand mehr Hochachtung gegen Sie hegt, als meine Freundin: allein, mit dieser werden Sie sich auch begnügen müssen. Sie ist überzeugt, daß sie Ihnen nie wird diejenige Empfindung zurückgeben können, welche Sie ihr zu widmen die Güte haben. Sie dankt Ihnen indeß für den Beweis, den Sie ihr von Ihrer guten Meinung in Ansehung ihrer Person geben, auf eine Art, die dem Werthe angemessen ist, welchen sie auf dieselbe setzt. Zugleich aber ersucht sie Sie — und ich rathe Ihnen gleichfalls dazu, als eine Freundin, der Ihr Glück nicht gleichgültig ist — Alles, was auf jene Absichten Bezug hat, aus Ihrer Seele zu wischen, da die Nährung einer Empfindung, für welche Sie nie den erwünschten Lohn erwarten dürfen, Ihnen nur mißvergnügte Tage schaffen und meine Freundin beunruhigen würde!"

„Seyn Sie übrigens überzeugt, daß ich herzlich gewünscht hätte, Ihnen eine angenehmere Nachricht geben zu können; als auch, daß ich mit einer sehr vorzüglichen Hochschätzung und mit steter Theilnahme an Ihrem Glücke, mich unterschreibe!" u. s. w.

Staats

Ich will nicht verſuchen, die Würkung in ihrem Detail zu ſchildern, welche dieſe Zeilen in unſerm Fahrmann hervorbrachten. —

Hundertmal in einem Athem nannte er ſich den unglücklichſten der Menſchen; das Stiefkind des Schickſals, das ihn zu endloſen Leiden beſtimmt habe, und in der ganzen Natur fand er kein Weſen, das an Elend und Quaalen ihm gleich käme. Als er ſeine Lunge eine ziemliche Weile ſo fatiguirt hatte, verfiel er in ſtille Wehmuth und aus dieſer in eine Art Wahnſinn, um von neuem in Wehmuth zu verſinken. So wechſelte das mit ihm bis an den hellen Morgen, da er ganz ermattet mit Stiefel und Sporn dem Lager zu ſank und bald in einem feſten Schlaf gerieth.

So ſehr das, vor dieſer eiſernen Epoche der Gefühlloſigkeit, wider das Koſtüm der Liebenden geweſen wäre, unter ſolchen Umſtänden jetzt ſchon ſchlafen zu können, bei welchen man in den ſchönen, ſchwärmeriſchen Zeiten der Miller, wenigſtens ein acht Tage hintereinander, weder gegeſſen noch getrunken, immer nur gewinſelt, geweint und geſtöhnt hätte, und dann in ein hitziges Fieber verfallen ſeyn würde: ſo iſt es doch

nicht minder wahr, daß — o tempora! o mores! daß unſer Fahrmann bis um ſieben Uhr ſchlief, und — ſo viel wir wiſſen — nicht einmal von bangen, ſchrecklichen Träumen, gequält und aufgeſchreckt wurde. Zwar ward nach dem Erwachen das unglückliche Briefchen von neuem vorgenommen, und auch einigemal ein verzweiflungsvoller Blick an die Decke geheftet und dabei geſeufzt, daß — die kalten Wände ſich 's hätten erbarmen mögen; allein das Alles gleitete doch am Ende an dem Ableiter der Hofnung ab, welchen dieſe Göttin anzubringen, indeß Zeit gewonnen hatte. —

Warum aber ſogleich Alles verlohren geben, kleinmüthiger Fahrmann! ſprach er zu ſich ſelbſt. Hat man das nicht ſchon öfter gehabt, daß ein Mädchen grauſam geweſen und zuletzt doch durch Ausdauer und geprüfte Treue erweicht worden iſt, daß ſie dem Schmachtenden ihr Herz nach langem Harren hingegeben? — Muth alſo! — So fern Sophiens Herz noch frei iſt — wie es den Anſchein hat — ſo iſt noch nicht Alles verlohren. Beſtändigkeit iſt das Opfer, das die Härte der Schönen ſchmelzen wird. . . . . Und, wer weiß noch, ob ſie gar ſo hart iſt, als ſie ſich

ſtellt! — Vielleicht — iſts nur ihre Jungferlichkeit, welche mir den Sieg ſtreitig macht. . . . .

Auf einem Spaziergange, welchen er nach eingenommenen Frühſtück — „wieder eine Unſchicklichkeit, einen Liebenden in der dermaligen Lage frühſtücken zu ſehen!“ — welchen er nach eingenommenen Frühſtück, ſag' ich, bei einem klaren, kühlen Morgen machte, ward dieſer troſtreiche Monolog fortgeſetzt, und zuletzt der Entſchluß gefaßt, die angefangene Belagerung der Feſtung unter Sophiens reitzenden Buſen, in eine enge Blokade zu verwandeln.

Er bekam die beiden Schönen nicht eher, als beim Mittagseſſen zu ſehen. Auf allen Seiten war das Betragen gezwungen und das Geſicht zuſammengeſetzt. Man kann ſich nichts ſteifers und abgezirkelteres, als die Unterhaltung bei Tiſche denken. Der Oberſte, der ſo gern heitre und frohe Menſchen um ſich hatte, konnt' es endlich nicht länger mit anſehen und begann:

„Wenn ich nur wüßte, was wir mit unſerm Jahrmann anfangen ſollen, daß er uns einmal wieder ein fröhlich Geſicht ſehen ließe. Entweder — Ihr Mädchens verſteht es nicht; oder die jungen Herren ſind nicht mehr, was wir

zu meiner Zeit waren. — Sapperment, als ich Fähndrich war — das war 'n Leben, wenn ich in 'n Haus kam, wo 's junge Mädchen gab! Das Necken und Schäkern hatte kein Ende. Wo ich war, mußte gelacht werden, und fand ich irgend 'nmal so 'nen kleinen Sauertopf — ja, der Teufel! ich wußt' ihm wohl die Fältchen auszustreichen. — Christjan, — gieb 'ne Flasche alten Hochheimer! — Kommen Sie, lieber Fahrmann, stossen Sie 'nmal an! Will doch sehen, ob ich unserm Kopfhänger da, nicht 'n bischen Muth eintrinken kann." . . . . .

Es war ein Glück für sämtliche Zuhörer, daß der Oberste das Alles in einemweg gesagt hatte, ohne Zeit zur Antwort zu lassen; sonst hätt' er unsre junge Leutchen gewiß noch zehnmal verlegner gemacht, als sie es schon waren. So, aber hatten sie Muse, sich etwas zusammen zu nehmen. Die Mädchen zwangen den Mund ein wenig zum Lächeln, gaben sich eine schlaue Miene — welche vielleicht bei Sophien am meisten wahr seyn mochte; sagten aber kein Wörtchen. So, sah sich also der arme Fahrmann allein in der Nothwendigkeit, zu sprechen. — „Sie werden verzeihen, Herr Oberst, daß

ich die Farbe meines Mißgeschicks mit in Ihren Zirkel bringe: allein" . . . . . „Lassen Sie, die Alleins, lieber Fahrmann," fiel ihm der Oberste recht apropos ein; — (denn wir können wirklich nicht errathen, was unser Held seinem „Allein" hätte wollen nachfolgen lassen). „trinken Sie lieber aus!" —

Durch Einschenken und wieder Austrinken, gelang es dem braven Ehrlichheim endlich, unsern Fahrmann ein Wenig munterer zu machen; wodurch auch die Mädchen, indem sie den Stein der Verlegenheit etwas von sich abwälzen fühlten, in eine weniger scheinrte Lage versetzt wurden. Alles war so auf einem ziemlich guten Wege, als Christjan einen Besuch des Rundmannschen Ehepaars auf den Nachmittag ankündigte, wodurch sich denn ein neuer Stof ergab, welcher das Gespräch nun bald allgemein machte, da alle Individuen daran Theil nehmen konnten, ohne irgend einen anstößigen Punkt zu berühren.

Sechzehntes Kapitel.

Beantwortung eines: Warum? — Der Beſuch.

Warum wir bisher von der Rundmannſchen Familie noch in des Oberſten Hauſe Niemand geſehen haben? — Das will ich Ihnen in wenig Worten klar machen. Frau Magiſtern war nehmlich wegen einer Erbſchaftsangelegenheit einige Monate abweſend geweſen, und den Herrn Gemahl hatte ein kaltes Fieber abgehalten, in der Zeit auf dem Edelhofe Beſuch zu machen. —

Nun iſt das Warum? ja wohl ſchon befriedigend beantwortet! — Alſo weiter. — Da Madam nur erſt ſeit zwei Tagen zurückgekehrt war, und ſich ihr Rundmännchen — wie ſie ihren Mann bei einer guten Laune zuweilen ſehr graciös nannte — nur erſt ſeit kurzem vom Fieber befreit fand, auch noch am letztverwichnen dritten Sonntage poſt Trinitatis ſich 's vier Groſchen und eine Mahlzeit hatte koſten laſſen, daß der Herr Kandidat Trockenbrod für ihn gepredigt hatte; ſo wäre wahrſcheinlich — bei der

ziemlich lauen Freundschaft zwischen den verschwisterten und verschwägerten Häusern — die Visite noch ein Wenig aufgeschoben geblieben, wenn nicht besondre Motiven eingetreten wären.

Es hatte nehmlich die Frau Magistern bald nach ihrer Rückkunft ihre Zutrittsdamen, die Frau Schulmeisterin Langbein und die Frau Schnäppermaul, des Schulzen Ehegenoßin, beide ein paar in sehr ehr- und tugendsamen Geruch stehende Matronen, zu sich entbieten lassen, um neue Mähr von ihnen zu vernehmen. Die hatten ihr denn unter andern Anekdoten, welche größtentheils aus der chronique scandaleuse der Dorfgemeinde waren, auch von dem jungen Fremden erzehlt, welcher dermalen auf dem Schloße hauste. Die Art, wie er dahin gekommen und noch mehr das vortheilhafte Gemälde, welches man ihr von demselben entwarf, stellten sogleich den Entschluß fest, schon des morgenden Tages das brüderliche Haus heimzusuchen, um eine so interessante Bekanntschaft zu machen. Was auch der vom Fieber etwas ovalgewordne Rundmann, von Mangel der Kräfte und von der dabei befindlichen Gefahr, sich so zeitig an die Luft zu machen, vorbringen mochte: es half

nichts. Die Frau Gemahlin wußte ihn zu seinem gewöhnlichen kleinlauten Brummen zu verweisen.

Kaum hatte die Schloßuhr drei geschlagen, als auch schon die Frau Magistern, angethan mit einer Andrienne von schweren, milchweißen Moir, welcher über einem ansehnlichen Fischbeinrock prunkte, und der mit ihrem Teint angenehm kontrastirte, in das Besuchzimmer hineinrauschte. Ihr Mann folgte ihr keuchend, als Apendix, auf dem Fuße.

Nachdem man sich Rundmannscher seits mit der Familie gehörig bekurt und bescharrfußt hatte, suchten die Augen der Frau Pastorin den ihr verkündeten Fremden auf, welchen ihr der Oberste eben entgegenführte, um ihn seiner Schwester vorzustellen. Sie machte ihm einen der anständigsten Kuire, wobei sie das Haupt ein Wenig hinterwärts nach der rechten Seite neigte, und versicherte ihm mit einer Stimme, die während ihres zwanzigjährigen Ehestandes nicht so sanft aus ihrer Kehle gekommen war, daß „sie sich unendlich gratulire, die Ehre zu haben, seine Konneissanz zu machen.“ — Jahrmanns Gegenkompliment war ein Wenig zu

nachläßig für die Erwartung der mehr prätendirenden Dame Rundmann, und legte den ersten Grund zu dem Unwillen, welchen dieselbe nachmals gegen unsern Helden faßte.

Während dem Geschäft des Kaffe- und Theetrinkens, bei welchem man ziemlich ein paar Stunden verweilte und wobei der gute Oberste und dessen schwarzer Herr Schwager einen meerschaumnen Pfeifenkopf nach dem andern leer dampften, führte Dame Ursel ihrer löblichen Gewohnheit nach das Wort. Sie erzählte sehr viel von den Beschwerden und Fährlichkeiten ihrer Reise; unter welchen letztern sie besonders in Anschlag brachte, daß sie einen Theil des Kriegsschauplatzes passirt sey, wo ein keusches Frauzimmer von ungesitteten Husaren alles zu besorgen habe. Sie unterlies auch nicht, geflissentlich der reichen Erbschaft zu erwehnen, wodurch ihr das, was sie ausgestanden, vergütet worden sey. Indem sie das schöne Silberzeug, die herrlichen Tafelgedecke, die feine Bettwäsche, die Juwelenringe, die orientalischen Perlen und alle die Herrlichkeiten berühmte, welche ein alter Knauser von Onkel ihr hinterlassen hatte, war der Frau Magistern Absicht — denn sie that

und ſagte ſo leicht Nichts ohne Abſicht — ihren Bruder und ihre Nichte auf die Zinne des Tempels zu ſtellen und ſie die Wichtigkeit ihrer künftigen Verlaſſenſchaft überſehen zu laſſen, damit ſie — wo nicht niederfallen und ſie anbeten — doch wenigſtens recht viel Achtung gegen ſie bezeigen möchten, mit welcher ihre Eitelkeit denn vor den Bauern ſtolziren könnte.

In der That nahm der Oberſte, ſo wenig er auch habſüchtig war, doch einige Rückſicht auf eine mögliche Erbſchaft und ließ ſich von der chere soeur manches gefallen, was er ſonſt nicht ſo geduldig mitgenommen haben würde. In dieſer Rückſicht ermahnte er auch immer Leonoren, deren Lebhaftigkeit ſich zuweilen gegen die etwas impertinenten Anmaſſungen der gnädigen Tante empören wollte, gleichfalls zur Geduld, welcher ſich die gehorſame Tochter denn auch beſtmöglichſt befleißigte. Bei dem ſanften Lämmchen Sophie, war eine ſolche Ermahnung nicht einmal nöthig. Dieſe errang Alles mit einer Diskretion, welche ſie der Schweſter ihres Wohlthäters ſchuldig zu ſeyn glaubte; ſo unedel und grob das Betragen der Dame Rundmann auch manchmal gegen das arme Mädchen war: in-

dem sie selbiger nicht selten das Gnadenbrod und dergleichen recht höhnisch vorwarf.

Als die Frau Magistern sich ein Wenig erschöpft hatte und der Oberste der Art Unterhaltung herzlich überdrüßig zu werden anfing: schlug derselbe eine Partie Whist vor, welche, da das Kundmannsche Ehepaar sehr gern spielte, auch sogleich beliebt wurde. Die beiden Mädchen blieben Zuschauerinnen; aber der arme Fahrmann, der heut einen der langweiligsten Nachmittage seines Lebens gehabt hatte, mußte den vierten Mann machen. Da die beiden Eheleute sich ausgebeten hatten, immer zusammen zu spielen und von Frau Fortuna recht herzlich angelächelt wurden; so gewannen sie ganz allein: drob das liebe Paar in die angenehmste Laune versetzt wurde. Die gute Art, mit der unser Fahrmann sein Geld verlohr (das ihm, unter uns gesagt, überhaupt nicht sehr ans Herz gewachsen war) — söhnte die Dame für jetzt wieder mit ihm aus, so, daß das nachläßige Kompliment ziemlich vergessen wurde.

Bei Tische, wo er das kostbare Glück hatte, neben der Frau Magistern zu sitzen, trieb ihn die geläufige Zunge derselben, die ihm mit unter

nicht wenig Artiges und Verbindliches sagte, vollends in die Enge. Nach Maßgabe, daß die vor ihr aufgepflanzten Bouteillen vom Frischen hatten, abgelöst werden müssen, wurde sie auch immer zuvorkommender gegen unsern Fahrmann, dem es bei seiner dermaligen Stimmung doppelt sauer wurde, ihr einige Gemeinplätze der konventionellen Galanterie zurückzugeben.

Endlich befreite ihn der Nachtwächter von seinem einnehmenden Posten, indem er durch sein indiskretes „die Glock' hat eilf geschlagen!" die Dame nolens volens zum Aufstehen und Abschiednehmen bewegte, bei welchem sie nicht unterließ, unsern Helden recht angelegentlich einzuladen, ihr doch ja die Ehre zu erzeigen, sie zu besuchen.

Siebzehntes Kapitel.

Es ziehe ein Ungewitter auf.

Fahrmann hatte viel zu viel mit seinem Selbst und mit einem gewissen andern Wesen zu thun, das ihm wenigstens eben so viel als sein Selbst galt, als daß er an einen Gegenstand hätte denken können der in einer so weiten Entfernung von jeder seiner

Empfindungen lag, als die Frau Magistern. Es kam ihm gar nicht ein, ihr einen Besuch zu machen, und selbst an der Gegenvisite, welche die Ehrlichheimsche Familie dem Rundmannschen Hause acht Tage darauf machte, Theil zu nehmen, sah er sich nicht ungern durch eine leichte Verrenkung des Fusses verhindert. Obschon der Oberste unsern Helden deshalb der Wahrheit gemäs entschuldigte; so konnte ihm die Dame diesen Mangel an Achtung, wofür sie den bisher unterlassenen Besuch — nicht ganz unrichtig — auslegte, doch nicht verzeihen. Und alsbald stand jenes nachlässige Kompliment auch wieder vor ihrer Seele und erregte, vereint mit der neuern Veranlassung zum Unwillen, in ihrem Herzen eine Neigung, welche dem Hasse so ähnlich, als ein Ei dem andern sah.

Man sagt im Sprüchwort: ein Unglück kommt selten allein: dieses wurde auch an unserm bedauernswürdigen Freunde wahr. Des andern Morgens, als eben die Dame Rundmann ihr Gebetbuch zumachte, mit welchem sie es eben so pünktlich, als Gellerts Betschwester hielt, erschien die Zutrittsdame Langbein. Gott weis es, welcher schadenfrohe Dämon es ihr ver-

rathen hatte, daß Fahrmann vor vierzehn Tagen bei frühem Morgen mit Leonoren am Arm, dem Schloſſe zugeſchlendert war. Eine gewiſſe Art Leute erfährt Alles, weil — ſie ſich um alles bekümmert. — Dieſe Neuigkeit war es denn, welche ſie nach mancher erbaulichen Deklamation über die jetzige ſchlechte Aufführung der jungen Mädchen und beſonders ſolcher, welche andern ein Beiſpiel geben ſollen, der Frau Magiſtern hinterbrachte.

Dieſer gieng alsbald ein Licht auf, das ihr ſogleich Alles hell und klar machte. Sie ſah nun den Grund der Fahrmannſchen Vernachläßigung, die, — ich darf es meinen Leſern wohl nicht verſchweigen — ihren Planen und ihren Anſprüchen auf denſelben, ganz zuwider und ihrer Eigenliebe ganz unbegreiflich geweſen war. Nichts, war ihr nun ausgemachter, als daß ein Liebesverſtändniß zwiſchen ihm und ihrer Nichte ſtattfinde, welches ſie ſich — in Hinſicht auf ihre Morgenpromenade — von einer Art dachte, die nicht vertraulicher ſeyn kann. Der ſchon ziemlich zum Haß gegen unſern Helden verarbeitete Stof, der in dem Gall' erfüllten Herzen der Frau Magiſtern fermentirte, erhielt urplötzlich ſeine Voll-

lemmenheit und gieng bald zu Wuth und Grimm über, von Eifersucht und beleidigter Eitelkeit beseelt.

Das Erste, was sie zu thun schuldig zu seyn glaubte, war: ihren Bruder von der Schande zu benachrichtigen, womit Leonore die Familie bedrohte! — So sehr es scheint, daß der guten Dame Gedächtniß in Ansehung ihrer eignen Lebensgeschichte, ziemlich schwach gewesen seyn müsse, da sie von einer, in ihrer Einbildung existirenden Sache so viel Aufhebens machen wollte, die sie — um nicht zu gewissen Rückerinnerungen Gelegenheit zu geben, lieber nicht hätte rügen sollen; — so finden wir doch auf der andern Seite, daß dieses Gedächtniß nicht so ganz schwach gewesen sey, weil sie für gut befand, die Entdeckung, welche sie gemacht zu haben glaubte, ihrem Bruder nicht in selbsteigner Person, sondern durch ihren Ehemann mitzutheilen, welcher bei seinem Hirtenamte ein doppeltes Recht erhielt, über das Gebiet der Sitten ein wachsames Auge zu haben. Schon beim Mittagessen gab sie ihm ihre Willensmeinung zu erkennen.

Ich lasse das liebe Ehepaar selbst sprechen. —

Sie. (Messer und Gabel heftig auf den Tisch werfend). Ne, 's is nich mehr auszuhalten! Magister, ich sag 's 'm, daß Er 's abändert. Kurz und gut, so 'n ruppiger, verloffner Kerl soll mir nich beim Bruder länger bleiben! Hört Er 's? — Wie er nu da sitzt! wie 'ne alte Memme!

Er. (käuend) Ach, du lieber Gott! — nicht mal ruhig essen kann man! Warte doch, Frauchen! bis ich satt bin: dann wolln wir davon sprechen.

Sie. I, sieh doch mal an! (ihn nachäffend) warte doch, bis ich satt bin! — (schreiend) wenn mir 's nun aber nich gelegen is? he? — Fressen kann Er perfekt, das muß man Ihm lassen; aber's — wenn Er seiner Frau 'n Gefallen duhn soll, da is Er nich zu Hause. (tritt vor ihn hin beide Arme in die Seite gestämmt) Ich sag 's 'm nu zum letztenmal, Er schafft mir den Backebunten vom Bruder weg, oder — ich kratz' mit weeß Gott! d' Ogen aus 'm Kopp. Danach kann Er sich richten!

Er. (zum Himmel blickend) Na, Gott sey's geklagt! —

Sie. Als wenn 's wunder 'ne Kunſt wäre! Ubers, der Eſel will nur nich —

Er. Nicht ſo laut, Frauchen —

Sie. 's is doch wahr —

Er. Das Wollen iſt wohl da, aber — das Vollbringen fehlt, wie geſchrieben ſteht. — Sag' mir 's nur wie es anzufangen?

Sie. Wie es anzufangen, wie 's anzufangen? Er is 'n Studirter und weeß das nich! Ueber den Schafskopp! — Nu — man ſetzt dem Bruder 'n Floh ins Ohr, ſagt 'm, daß der Jahrenheit 'n ſchlechter Menſch is —

Er. Ein Nequam, ein Nebulo, ein — ſey. O, nun weis ich 's! Nun laß mich nur machen, liebes Urſelchen! Nun will ich . . . . .

Sie. (mit freudiger Simme) Das is noch nich genug. Man ſagt 'm, daß der Kerl Schimp und Schande über ihn bringen werde . . . .

Er. Und daß er nicht die Perlen vor die Säue werfen müſſe . . . .

Sie. Daß er ihm die Tochter verführe — daß er ſich ſchon heimlich mit ihr beſtelle — daß er ſie zur Hure machen werde — daß . . . .

Er. Und daß Undank ſein Lohn ſeyn werde . . .

Sie. (freundlich) So iſt 's recht, Magiſter! —

Das endliche Resultat dieser und ähnlicher Konferenzen war: daß Ehrn Rundmann einen Besuch beim Obersten abstatten solle, da er ihm denn als Schwager und Beichtvater die Gefahr, in der seine und seiner Tochter Ehre und nicht minder der Letztern Seele schwebe, entdecken, und ihn vor dem reissenden Wolfe in Schafskleidern, (womit denn unser, von dem Wolfsgeschlechte so ganz entfernte Jahrmann gemeint war,) — warnen sollte. Der nächste Sonntag ward zu diesem christlöblichen Unternehmen bestimmt. Der Magister wollte nach geendigtem Nachmittagsgottesdienst auf dem Schlosse vorsprechen, wo er sich im völligen Priesterornate mehr Ehrfurcht und Zutrauen erwerben zu können, glaubte.

Achtzehntes Kapitel.

Es donnert, aber — wir hoffen, es soll nicht eingeschlagen haben.

Der Sonntag, den Ehrn Rundmann zur Ausführung seines edeln Vorhabens bestimmt hatte, erschien. Nach gehaltner Nachmittagspredigt verfügte er sich zum Obersten, den er im

Küchengarten fand. — Wie wär's, wenn wir wieder dialogiſirten? —

Oberſte. Ihr Diener, Herr Schwager! Wie komm' ich zu der Ehre?

Rundm. (Mit einem kleinen Vorbeugen des Kopfes über den Bauch) Gleichfalls der Ihrige, lieber Herr Schwager! —

Oberſte. Wollen Sie nicht mit vor ins Haus kommen?

Rundm. Wir bleiben wohl lieber hier. Ich denke, wir ſind hier am ungeſtörteſten, und ich möchte Sie gern wegen einer Sache von groſſer Wichtigkeit allein ſprechen.

Oberſte. Wie's Ihnen beliebt, Herr Schwager.

Rundm. (nachdem er ſich einigemal geräuſpert.) Die Abſicht meines heutigen Beſuchs beruhet auf einem Gegenſtand von groſſer Wichtigkeit. . .

Oberſte. (gleichgültig wie vorher.) Aber, das Stehen wird Ihnen ſauer werden. Wollen Sie ſich nicht hier auf die Bank ſetzen?

Rundm. Nun ja. — Was ich ſagen wollte — die Abſicht meines Beſuchs iſt, über eine

groſswichtige Sache mit dem Herrn Schwager zu ſprechen.

Oberſte. (etwas ungeduldig.) Ich weis es wohl. Nur heraus damit, Herr Schwager!

Rundm. (räuſpernd) Sintemal es eine der vornehmſten Pflichten eines geiſtlichen Hirten iſt, auf das Seelenheil der ihm anvertrauten Schäflein ſein vorzügliches Augenmerk zu richten, damit er einſt mit gutem Gewiſſen ſagen könne: „Ich bin ein guter Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt mit den Meinen;“ Johannis am zehnten Kapitel im vierzehnten Verſikulo — als hab' ich es für eine Pflicht meines heiligen Amtes gehalten, Sie, mein Vielgeliebter in Chriſto und werther Herr Schwager, für ein räudiges Schaf zu warnen, das ſich in Ihren Schafſtall eingeſchlichen hat und ein Lämmchen anzuſtecken drohet — oder — welches Gott verhüte! vielleicht ſchon angeſteckt hat.....

Oberſte. Sie machen mich faſt neugierig —

Rundm. (eifrig.) Das räudige Schaf iſt der heilloſe Bube, der Fahrenheit, und das Lämmchen, Ihre Tochter Leonore.....

Oberſte. (ärgerlich aber ruhig.) Das erſte, was ich höre! Ich halte den Fahrenheit für einen honetten, braven Menſchen.

Rundm. Quod nego! — Er iſt ein Bube, und alles, was er bey Ihnen genießt, ſind Perlen für die Säue geworfen. Sie nähren eine Schlange in Ihrem Buſen, die Sie ſtechen wird. Kurz und gut, ich ſag' Ihnen Kraft meines heiligen Amtes und als ein Diener und Nachfolger Jeſu Chriſti: „thut von Euch das Böſe!"

Oberſte. (noch ärgerlicher.) Herr Schwager bey mir gewinnt man nichts ohne Beweiſe.

Rundm. Aber ich ſag' Ihnen ja, ich — ich, kenne das Früchtchen, 's iſt 'n wahrer Nebulo! — Sie werden mir als einem Diener des Wortes doch wohl glauben? —

Oberſte. Wenn Sie beweiſen, was Sie vorgeben — o ja!

Rundm. So iſt es mit den Kindern dieſer Welt: ſie haben Augen und ſehen nicht, und haben Ohren und hören nicht. — Wenn ich Ihnen nun ſage, daß Sie es bey Gott zu verantworten haben, wenn Sie Ihrer Tochter Seele nicht dem grauſamen Wolfe aus dem Rachen reiſſen. . . .

Oberſte. (ſehr verdrießlich.) Ei ſo beweiſen Sie mir's doch erſt, daß ein Wolf da ſey!

Rundm. Ihr Glaube war, leider! immer ſehr ſchwach, wie bey allen Officiren: aber ich ſag' Ihnen, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen kann, ehe ein Officier in den Himmel kommt.

Oberſte. Herr Schwager — es iſt mir nicht lieb, daß ich's Ihnen in meinem Garten ſagen muß — Sie mißbrauchen meine Geduld! Zu was ſo viel Senf? wenn Sie was wiſſen, ſo ſagen Sie's heraus —

Rundm. Undank ſind wir gewohnt, und ein rechter Jünger Chriſti läßt ſich dadurch nicht irre machen in ſeiner Pflicht. — Doch, Sie verlangen Beweis. — Werden Sie mir dann glauben, daß der Fahrenheit, ein niederträchtiger, undankbarer, höchſtböſer Menſch ſey, der Ihre Tochter verführt und mit ſich in den Abgrund zieht, wo wird ſeyn Heulen und Zähnklappern: wenn ich Ihnen ſage, daß er mit derſelben nächtliche Zuſammenkünfte auſſer ihrem Hauſe hält? —

Oberſte. Sind Sie Augenzeuge geweſen?

Rundm. Das wohl nicht: aber — ich hab' es von ſichrer Hand. Man hat das feine Paar

bey Tagesanbruch vom Schieferberg herkommend nach Hauſe gehen ſehen. Bedenken Sie, Herr Schwager, wenn er Ihnen das Mädchen zur H...!

Oberſte. Ich will Sie nicht ausreden laſſen, um nicht in Zorn zu kommen. — Um überhaupt eine Unterhaltung nicht zu verlängern, der ich herzlich ſatt bin, will ich Ihnen nur ganz kurz den Rath geben, daß, wenn wir künftig gute Freunde bleiben wollen, Sie ſich um das Innre meines Hauſes und um das, was blos mich, als Vater, angeht, ganz unbeſorgt laſſen müſſen.

Rundm. Nun, wie Sie wollen. — Ich habe das Meine gethan. Ich waſche meine Hände in Unſchuld... Sie werden den Baum an den Früchten kennen lernen. Sie werden ihn kennen lernen, den Wolf im Schafskleide. Sie werden ihn kennen lernen (mit dem Finger drohend) und an mich denken — aber, zu ſpät! — Ich empfehle mich Ihnen.

Hiermit trollte Ehrn Rundmann ſeiner Wege, ſehr beſorgt über die Aufnahme, welche ſeiner zu Hauſe harrte, wenn ſeine Urſel den ungünſtigen Erfolg ſeiner Miſſion erfahren werde.

Neunzehntes Kapitel.

Wenn 's doch viel solche Väter gäbe!

Mancher bedächtige Vater möchte den Kopf wohl gewaltig schütteln, daß der Oberste die Eröfnung des ehrwürdigen Magisters so auf die leichte Achsel nahm. Diesem, müssen wir denn zur Rechtfertigung unsers Ehrlichheims sagen, daß, außer dem geringen Vertrauen, darinn Ehrn Rundmann und dessen Relationen bey ihm standen, und außer dem unbeschränkten Zutrauen, welches er in die Rechtschaffenheit und in die Ehre seines lieben Fahrmanns und in seiner Tochter Tugend setzte, er auch von jener Promenade, welche zu dem Rundmannschen Lärmblasen die Veranlassung gegeben, schon unterrichtet war. Da Leonore ihm gar kein Geheimniß daraus gemacht hatte, daß Fahrmann sie beim Schieferberge an jenem Morgen angetroffen, daß sie dort von einer Unpäßlichkeit überfallen worden und dieser sie nach Hause geführt habe; so vermochte der Argwohn selbst, kaum etwas Verdächtiges dabey zu finden; vielweniger ein Vater, dem sei-

ne Tochter nie Anlaß gegeben hatte, anders, als das Beste von ihr zu denken.

Indeß — ohngeachtet, daß durch die Rundmannsche Anklage des Vaters gute Meinung von Leonoren nicht verringert worden war, blieb die mit dem Pastor gehabte Unterredung doch nicht ganz ohne einige Folgen. Vermöge eines theils natürlichen, theils zufälligen Ideenganges fiel dem Obersten bey, es könne immerhin möglich seyn, daß zwischen seiner Tochter und Fahrmann wirklich eine gegenseitige Neigung existire. Diese Möglichkeit, als sie die Fiebern seines Gehirns in gewissen Perioden wiederholt berührt hatte, erhielt bald das Gepräge einer Wahrscheinlichkeit, wenn er sich der Veränderung erinnerte, die er seit einiger Zeit an Leonoren und an Fahrmann bemerkt hatte, und noch, so gewohnt er derselben auch war, immerfort bemerkte; und indem er dieselbe mit dem zusammenhielt, was er von den Wirkungen der Liebe gehört und zum Theil in jüngern Jahren selbst erfahren hatte.

So wenig unser Ehrlichheim Hypochondrist war, und so wenig er sich sonst im Ganzen um Sachen zu bekümmern pflegte, die noch im Gebiete des Seynkönnens lagen; so betraf doch

dieſe einen ſeinem Herzen zu wichtigen Gegenſtand, um ſo darüber hinſchlüpfen zu können. Es hing von der Entſcheidung derſelben das Glück ſeiner Tochter ab! — Unter ſolchen Umſtänden entſchloß er ſich, die Sache näher zu erforſchen.

Indeß dies in dem Oberſten vorging, verfolgte Hahrmann immer ſeinen Plan bey Sophien, doch mit ſehr abwechſelnder Hofnung. Er ließ keine Gelegenheit vorbeygehen, wo er ihr nur irgend mit einer Artigkeit oder mit einer kleinen Dienſtleiſtung zuvorkommen konnte. Eben ſo wenig verſäumte er's, wenn er Veranlaſſung erhielt, ihr etwas Verbindliches, oder etwas Empfindſames, oder wohl gar etwas — Verliebtes zu ſagen; jedoch that er das — wenigſtens das Letztere — allezeit mit einer gewiſſen Verblümtheit.

Sophie ihrerſeits, vermied ihn, wo ſie konnte und ſo gut der vertrauliche Fuß es erlaubte, auf welchen man auf dieſem Landſitze miteinander lebte. Beſonders nahm ſie ſich in Acht, ihre Abgezogenheit dem Oberſten merken zu laſſen. — Was unſre Leonore betrift, die lebte in einem beſtändigen Kampfe zwiſchen ihrer Leidenſchaft, die bey der ſteten Gegenwart des Ge-

genſtandes derſelben ſo viel Nahrung erhielt, und zwiſchen ihrer Vernunft, die ihr deren Unterdrükkung aus mehr als einem Grunde gebot! —

Ehrn Rundmann — laborirte an den Folgen einer derben Kopfnuß, welche ihm Frau Urſel im erſten Aufbrauſen ihres Zornes, mit ihrer knöchernen Hand verſetzt hatte, als ſie den verdrießlichen Schifbruch ihres Planes von demſelben vernahm. Es nagte ihr ſeitdem der Aeger am Herzen, gleich einem Krebsſchaden, und die giftige Eiterung ergoß ſich in die Maſſe ihres Blutes. In acht Tagen wagte kein Menſch in ihrem Hauſe ein lautes Wort zu ſprechen, und es war eine rechte Erleichterung für unſern guten Paſtor, daß der Sonntag und ein eben von hoher Landesobrigkeit verordneter Buß-Bet- und Faſttag, ihm Gelegenheit gab, ſich einmal wieder reden zu hören und einen Abſiecher von dem bekannten kleinlauten Brummen zu machen, zu welchem er ſeit einiger Zeit ununterbrochen verdammt geweſen war. Beſonders war ihm der Bußtag ſehr bequem, ſich der zu Hauſe aufgeſammelten Galle, gegen die unbußfertigen Sünder zu entledigen.

Dies wäre so ohngefähr die dermalige Lage der Akteurs, welche eben auf der Bühne stehen. — Der Oberste machte einige Zeit den Beobachter, ohne daß es ihm gelingen wollte, sich einige Gewißheit zu verschaffen. Im Gegentheil ward er, jemehr er forschte, immer unentschloßener, was er denken sollte. Leonore, war wie vorher niedergeschlagen:

„Für sie war Spiel und Tanz vorbey
„Das Lachen war vorüber" —

und nicht selten entschlüpfte ihr ein Ausreisser von Seufzer, in so enger Verwahrung sie dieselben auch in ihrer Brust hielt. Und — dabey blieb sie in einer Entfernung von unserm Fahrmann, die selbst dieser — so sehr er auch mit Sophien beschäftigt war — nicht ganz unbemerkt lies. — An Fahrmann fand der Oberste eine eben so traurige Figur als an seiner Tochter, und ob er sich wohl nicht so zurückhaltend gegen dieselbe, wie sie gegen ihn betrug; so konnte der gute Ehrlichheim doch aber auch nicht das Geringste wahrnehmen, was zu seiner Muthmasung paßte.

Daß zwischen unserm Helden und Sophien der kleine Blinde im Spiel seyn sollte, darauf

fiel er gar nicht, weil Sophie die Einzige war, welche wenig oder nichts von ihrer Unbefangenheit verlohren hatte, und weil Fahrmann aus mehr als einem Grunde sich gar sehr in Acht nahm, in des Obersten Gegenwart etwas von dem Vorzuge merken zu lassen, dessen Sophie in seinem Herzen genoß.

Als unser Ehrlichheim aus diesem Labyrinthe gar keinen Ausweg zu finden vermochte, beschloß er endlich, von Leonoren sich zurecht weisen zu lassen. Wir treffen sie mitten im Gespräch. —

Oberste. Lorchen, wenn Du mir das leugnest, verkenn' ich ganz meine Tochter, die sonst so aufrichtig und so offenherzig gegen ihren Vater war, daß sie auch nicht das Geringste verschwieg. — Du wirst mich nie überreden, daß Du noch das muntre, harmlose Mädchen seyst, das Du sonst warst. —

Sie. Ich wüßte aber doch gar nicht. . . .

Oberste. Du wüßtest nicht? — Hier, Mädchen! sieh mir mal gerade ins Gesicht. — Nun — nur dreist — die Augen nicht niedergeschlagen! Konntest mich ja sonst ansehen. . . . Ha! wie sie roth wird! Mein Seel bis an die Stirn!

Nun leugne noch mehr, daß nichts dahinter ſtecke.

Sie. Lieber Papa!

Oberſte. Nichts, nichts! Das mal ſchmeichelſt Du Dich nicht los. Du mußt beichten, oder — ich ſag' Dir die ganze Freundſchaft auf. —

Sie. Aber. —

Oberſte. Die Abers laß mir nur ganz weg, Lorchen! — Beichten, beichten — mußt Du. Ich laß Dich hier nicht von der Stelle, bis ich die Urſach weis, warum Du die Flügelchen ſo hängen läßeſt. —

Sie. O, mein beſter, beſter Vater — verſchonen Sie mich. —

Oberſte. Dasmal nicht. Wenn Du mich lieb haſt, ſo. . . .

Sie. Ach, ich will Ihnen ja gern nichts verſchweigen — aber. —

Oberſte. Aber?

Sie. Aber — ich kann's nicht ſagen.

Oberſte. Nun, vielleicht kann ich ins Mittel treten. Ich will verſuchen, ob ich Dir's abfragen kann. — Nur reine Wahrheit zur Antwort! Hörſt Du, Lorchen? — Weiſt ja, daß Du Dich vor Deinem Vater nie fürchten durfteſt. —

Sie. (gerührt.) O, mein guter, theurer Vater! (küßt ihm die Hand.)

Oberſte. (klopft ihr auf die Wange.) Biſt mein liebes Mädchen! — Doch, nun zur Sache! — Sollte die Urſach Deiner Veränderung wohl in Deinem kleinen Herzen liegen, das ſich ſeiner achtzehn Jahre bewußt wird?

Sie. (feuerroth, ſehr verlegen.) Mein Vater. —

Oberſte. Keine Ausflucht. —

Sie. Ach!

Oberſte. Soll ich das Ach für eine bejahende Antwort annehmen?

Sie. (furchtſam) Ich. —

Oberſte. Ja, oder nein, Lorchen!

Sie. (ſich Gewalt anthuend) Ja. —

Oberſte. So iſt's recht. Nur hübſch aufrichtig! — Warum wollteſt Du's auch nicht ſeyn? Du weiſt ja, daß Du keinen Tirannen zum Vater haſt. Dein Glück iſt immer dasjenige, was dieſem Herzen das Nächſte iſt. — Aber, nun weiter. Alſo, Du liebſt — nun, nun, närrſches Mädchen, halte nur nicht die Hände vor die Augen! — 's iſt ja keine Sünde. Wenn nur Alles hübſch ordentlich zugeht! und

das

das weis ich gewiß, ist bey Dir der Fall. — Doch, ich vergesse meine zweite Frage. Du liebst also: aber wen? —

Sie. Lieber Papa. —

Oberste. Ich seh schon, ich muß Dir's wieder abfragen. Vielleicht treff' ich eben sobald den rechten Punkt, als vorher. Sollte der böse Kaper, der meines Lorchens Herz so zur guten Priese gemacht hat, wohl mit uns unter einem Dache wohnen?

Sie. (fällt vor dem Obersten auf die Knie.) Mein Vater. —

Oberste. Steh auf, Lorchen, steh auf! Das ist 'ne Stellung für Verbrecher, und bis jetzt seh ich noch kein Verbrechen an Dir. Du liebst Fahrmann? — Ich finde dabey nichts auszusetzen, als — daß Du es Deinem besten Freunde nicht eher gesagt hast. Und — auch das ist verzeihlich. Man weis ja wohl, daß ihr Mädchen nicht gern von so etwas sprechet. — Nun, Lorchen, wie steht Ihr aber denn zusammen? Ist's schon zwischen Euch zur Sprache gekommen?

Leonore. (Welche anfängt, sich ein Wenig zu erholen) Nein, lieber Papa.

Oberſte. Gewiß nicht?

Leonore. Auf Ehre, nicht.

Oberſte. Ich glaube Dir. — Aber noch eins. Welche Hofnung haſt Du wohl? — Verſteh mich recht; ich will ſagen: was hoffſt Du in Anſehung Fahrmanns? Meinſt Du, daß er Dich wieder liebe?

Leonore. (raſch) Nein.

Oberſte. Nein, Das ſollte mir leid thun, wenn das wahr wäre. Aber die Gewißheit dafür iſt wohl nicht ſo groß. — Man weis recht gut, daß die Liebe zuweilen Alles fürchtet.

Leonore. (mit einem Seufzer) Es iſt gewiß ſo. Wenn Sie verſprechen, Väterchen, daß Sie mich nicht verrathen, will ich Ihnen mehr ſagen.

Oberſte. Du kennſt mich. Sag her!

Leonore. Fahrmanns Herz iſt nicht mehr frei. —

Oberſte. Woher weißt Du das?

Leonore. Von ihm ſelbſt.

Oberſte. So? — Das iſt mir doch 'n Räthſel. Du haſt mich verſichert, es wäre zwiſchen Euch nicht zur Sprache gekommen — und doch. —

Leonor. Ja — nicht über das, was wir gegen einander empfinden oder empfinden könnten — aber wohl hat mir Herr von Fahrmann als Freundin — denn er ahndet nicht, daß ich ihm mehr bin — eine Vertraulichkeit gemacht. An jenen Morgen, da wir so früh miteinander vom Schieferberge herkamen, entdeckte er mir seine Liebe für — Sophien.

Oberste. Für Sophien!

Leonore. Ja, und bat mich, ihm zur Vorsprecherin zu dienen.

Oberste. Du armes Mädchen! Das war also die Ursach Deiner Unpäßlichkeit?

Leonore. (seufzet) — In der Verwirrung, worin ich mich befand, versprach ich's ihm ein Wenig unüberlegt, und sah mich daher genöthiget, Wort zu halten.

Oberste. Und was sagte Sophie?

Leonore. Sie hat den guten Fahrmann gänzlich abgewiesen. —

Oberste. Nun, das nenn' ich mir eine eigensinnige Verwicklung des Schicksals! Lieber — recht sehr lieb wär' es mir gewesen, wenn....

Leonore. Nichts davon, mein gütiger Vater! — Ich muß eine Neigung überwinden,

welche mich nicht glücklich machen kann, — Ich dank's Ihnen recht, mein theurer Vater, daß Sie mir das Geständniß einer Sache entrissen haben, die mir doppelt auf dem Herzen lastete, weil sie Ihnen ein Geheimniß war. — Ich weis, daß mir nun mein Sieg noch eins so leicht werden wird. —

Oberste. Freilich, freilich, ist der Kampf nothwendig. —

Hier endete die Ankunft eines Besuches aus der Nachbarschaft ein Gespräch, über dessen Gegenstand es hernach mehrmals zwischen Vater und Tochter zur Sprache kam. — Dem braven Ehrlichheim war es, wie wir schon bemerkt haben, gar nicht recht, daß die Liebe hier so ganz wider seinen Plan sich postirt hatte. Denn dieser gute Vater hatte, sobald er etwas von Liebe zwischen Fahrmann und Leonoren muthmaßte, sich sogleich vorgenommen, wenn die Beiden sich wirklich liebten, aus ihnen ein Paar zu machen; weil er keinen Mann kannte, den er sich lieber zum Schwiegersohne gewünscht hätte, als eben diesen, unsern Helden.

Zwanzigstes Kapitel.

Christjan, sattle flugs den Rappen und Deinen Schimmel!

So, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben, blieb 's in dem Kreise, in welchem wir uns bisher herumgedreht haben, einige Monat lang, und wir können den Lesern, wenn wir uns nicht der Todsünde der Langweiligkeit und der Wiederholung schuldig machen wollen, aus diesem Zeitraume durchaus nichts sagen. Wir übergehen denselben daher billig mit Stillschweigen und lassen ihn, unverewigt durch unsre Feder, in den nimmersatten Rachen des alten, grauen Schluckhanses, mit Stundenglas' und Hippe, hinab fallen.

Aber — Du, junge Zukunft, zu Stunden und Tagen genährt von jugendlichen Minuten, sey uns willkommen! Dein Füllhorn, aufgebläht von wunderbaren Zufällen und Begebenheiten, träufelt reichen Stof in unsern ausgetrockneten Kiel, dessen Leitung zu übernehmen, die guten Musen nicht versagen werden. — Und nun frischer dran, liebe Feder! Eile, deines Seegens

dich auf dem Papiere zu entledigen, damit nichts davon verlohren gehe! —

Wenn wir Luſt hätten, aus unſerm Fahrmann einen Iluminaten — einen jener ſeltſamen Seher zu machen, welche mit ſcharfem, geläufigem Blick die ſubtilen, dem gewöhnlichen Auge unſichtbaren Fäden entdecken, woran ihre künftigen Schickſale hängen; ſo hätten wir eben eine recht gute Veranlaſſung dazu. Allein — wir wollen unſerer gewöhnlichen Aufrichtigkeit auch dasmal nicht untreu werden und hübſch Alles ſagen, wie wir es vor dem Richterſtuhle der heiligen Wahrheit verantworten können. —

Alſo, anſtatt die traurige Stimmung, in welcher unſer Held ſich an einem trüben, aſchgrauen Tage des Herbſtmonats befand, einer Ahndung zuzuſchreiben, welche er von dem ſchon über ſeinem Haupte ſchwebenden Unglücke gehabt habe: wollen wir lieber geſtehen, daß dieſelbe eine Folge der ſeit kurzem recht ſichtbar zu nehmenden Kälte Sophiens war, zu welcher dieſelbe, als einem nach ihrer Meinung unfehlbaren Hülfsmittel gegen die Fahrmannſche Liebeskrankheit ihre Zuflucht genommen, und die ſie dem armen Schmachtenden an dem Morgen des Tages von

welchem wir sprechen, in einem verstärkten Grade hatte empfinden lassen.

Er konnte es im Schlosse nicht aushalten und schwärmte den ganzen Vormittag im Freien herum; allein, anstatt hier seine Schwermuth zu vermindern, erhielt dieselbe bey dem melancholischen Schleier, welcher die ganze Natur bedeckte, nur neue Nahrung. Von einem feinen Staubregen ganz durchnäßt, kam er erst kurz vor Mittag nach Hause.

Der Oberste, der ihn schon im Schlosse und überall umher suchen lassen, und selbst gesucht hatte, kam ihm an der Thüre entgegen und führte ihn mit einer gewissen geheimnißvollen Miene in sein Zimmer. Hier gab er ihm einen Brief, den, wie er ihm sagte, ein Unbekannter abgegeben habe, der sich aber nicht einen Augenblick verweilen wollen. Fahrmann, der die Hand der Aufschrift nicht kannte, öfnete eilig das Siegel und fand ein Schreiben ohne Unterschrift. Er las es, veränderte die Farbe und reichte es dem Obersten, der, als er es gelesen hatte, fast eben so viel Bestürzung zeigte. — Da unsere lieben Leser unser Zutrauen in einem nicht geringern Grade haben, als der Oberste das Fahrmannsche besaß; so können wir ih-

nen den Inhalt des Schreibens gleichfalls nicht vorenthalten. Hier ist es ganz.

„Ein Freund, der sich mit Wärme für Sie interessirt, meldet Ihnen, daß Sie in Ihrem gegenwärtigen Zufluchtsorte keinen Augenblick mehr sicher sind. Ihre Feinde, die Sie bisher für todt hielten, sind von dem Gegentheil unterrichtet worden, so wie auch von Ihrem Aufenthalte. Man hat Sie sogleich bey dem * * * schen Hofe als einen Staatsverbrecher reklamirt, und es ist kein Zweifel, daß dieser die förderſamſten Maasregeln nehmen werde, sich Ihrer Person zu versichern, um Sie auszuliefern. Fliehen Sie daher unverzüglich! Am besten würde es seyn, wenn Sie Ihren Weg auf L * * nähmen. — Man hat daselbst Anstalt getroffen, daß das N. . . sche Handelshaus Ihnen gegen Vorzeigung dieser Zeilen, wovon daſſelbe Kopie hat, 1000 Dukaten auszahlen wird, um damit dem ersten Bedürfnisse abhelfen zu können. So viel in Eile!"

Das Resultat einer kurzen Berathschlagung, welche der Oberste und Fahrmann nach Lesung dieser Zeilen hielten, war: daß dieser sogleich Floßberg (so hies das Ehrlichheimische Landguth) verlassen solle, ohne daß ein Mensch davon wis-

se. Selbst Leonoren und Sophien — so wollt' es der vorsichtige Ehrlichheim — sollte diese schnelle Abreise ein Geheimniß bleiben.

Seine Absicht baben, ist leicht einzusehen. Er wollte den beiden unglücklich Liebenden den Abschied ersparen. Um diese Absicht gewiß erfüllt zu sehen, lies er unsern Freund nicht aus den Augen. Er begleitete ihn auf dessen Zimmer und half ihm seine Habseeligkeiten zusammenpakken, welche ihm, so war die Abrede, unter Adresse des gedachten Handelshauses, nach L** nachgeschickt werden sollten. Als dieses berichtiget war, wurde Christjan gellingelt und ihm der Befehl ertheilt, welchen wir als Ueberschrift dieses Kapitels gelesen haben, nebst der Weisung, hinter dem Garten am Erlenbüschchen ihrer zu warten.

Ehe man das Schloß verlies, wollte der Oberste unserm Helden noch eine volle Börse aufdringen. Allein dieser nahm sie nicht an, weil sich noch über hundert goldne Pferdchen in seinem Beutel befanden, welche er, da seine Mörder ihm dieselben gelassen, mit hieher gebracht hatte. — Indeß mußte er aber doch sein Wort von sich geben, sich bey jedem künftigen Geldmangel an

Niemand anders, als an den würdigen Ehrlichheim zu wenden. Auch konnte er am Ende nicht ausschlagen, den Rappen, den er reiten sollte, zum Geschenk anzunehmen. Mit dem Schimmel sollte Christjan ihn bis nach einem, drei Meilen entfernten Städtchen begleiten, welches an der Heerstraße nach L** lag.

Nun giengs durch die Hinterthüre, dem Garten entlang, dem Erlenbüschchen zu, wo Christjan fast zu gleicher Zeit mit den Pferden ankam. Stillschweigend schloß der Oberst unsern Fahrmann in seine Arme. Diesem, war es auch von mancherlei sich in ihm kreuzenden Empfindungen so eng ums Herz, daß er gleichfalls nichts sagen konnte. Erst als er schon zu Pferde saß, vermochten sie ein paar Worte zu sprechen. „Reisen Sie glücklich, mein guter Fahrmann!“ sagte der Oberste; „ewig, ewig, wird mein Herz Ihnen danken, großmüthiger, edler Mann!“ sagte unser Freund, und drauf giengs davon, als hätten Rapp' und Schimmel Flügel.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Rückblicke in die Vergangenheit.

Endlich iſt in unſerm geheimen Konſeil die unumgängliche Nothwendigkeit erkannt, und beſchloſſen worden, die Neugierde unſrer lieben Leſer in Anſehung der frühern Begebenheiten unſers Helden, nicht länger unbefriediget zu laſſen, und wir beginnen ohne weitern Aufſchub die Erzehlung derſelben.

Als Jahrmann den Schoos ſeiner Mutter verlies, um ein Bewohner dieſer beſten Welt zu werden, welche Menſchen ſo oft zur Hölle umſchaffen; war ſein Vater einer bedeutendſten Männer der * * ° ſchen Regierung. Ohne reich, ohne vom Adel zu ſeyn, hatte derſelbe ſich durch vorzügliche Talente, durch eine Rechtſchaffenheit welche jeder Verſuchung widerſtand, zu dem Poſten hinangeſchwungen, den er bekleidete, und den er in ſo manchem andern Lande — (wo man noch dem verjährten Vorurtheile für oft unwürdige Erben einer Reihe betitelter Ahnen, das Wohl

der Unterthanen aufopfert) — gewiß nicht erhalten haben würde.

Ehe er * * * scher Geheimrath wurde, war er Prediger in einem benachbarten Fürstenthume. Zu diesem Stande hatte ihn mehr der Wille seines Vater, als eigne Neigung bestimmt. Denn, da derselbe Superintendent — und zwar Superintendent mit Leib und Seele — war; so glaubte er für das Wohl seines Sohnes nicht besser sorgen zu können, als wenn er ihn gleichfalls die Bahn betreten liesse, auf welcher er sein Glück gefunden hatte. Ob der Sohn in das Fach, welchem er ihn bestimmte, paßte, das kam bey dem Vater nicht zur Frage. Genug, er sollte und mußte auch auf den Superintendenten losstudiren.

Wir übergehen billig die Schuljahre des jungen Johannes, (wie der Vater unsers Helden hies.) Er legte sie zur Zufriedenheit seines Vaters und aller seiner Lehrer zurück, und bezog im neunzehnten Jahr die Universität als der ärgste Pedant, als ein so krasser Nachbeter, wie man um irgend einen, mit Wolkenperükke und Kragen angethan, finden kann. Ein herrliches Testi-

monium und viele Empfehlungsschreiben begleiteten den angehenden akademischen Bürger.

Auch in G.. blieb er die vier Universitätsjahre über im alten Gleise. Die Kollegien, welche er besuchte, waren ihm von seinem Vater vorgeschrieben, und da kann man leicht denken, daß Alles was er hier hörte, nichts anders als Fortsetzung von dem war was er vom Gymnasium mitgebracht hatte. — Sein unermüdeter Fleiß selbst, der ihn in Vereinigung mit der Sparsamkeit, zu der die Kargheit des Superintendenten ihn nöthigte, an sein Zimmer fesselte; war ein großes Hinderniß mit, daß er nicht zur Kenntniß einer andern Weisheit gelangen konnte, als die war, welche er mit vollen Zügen bisher eingeschlürft hatte. Seine Eingezogenheit entfernte ihn übrigens vom Umgange mit Menschen, welche ihn in seiner Selbstgnügsamkeit hätten stören können.

Der Superintendent hatte nach Vollendung seiner akademischen Jahre einige Zeit als Hofmeister in dem Hause eines vielvermögenden Mannes gestanden, welcher ihn, wie man zu sagen pflegt, ins Brod geholfen hatte. Diesen Weg sollte auch Johannes nehmen. — Das Ansehn,

welches ihm sein Amt verlieh, seine Kenntnissen nebst dem guten Rufe, welchen der junge Kandidat sich von Seiten seiner Sitten und seiner Gelehrsamkeit erworben hatte, erleichterten die Ausführung seines Vorhabens. Er erlebte bald das Vergnügen, seinen Sohn als Hauslehrer in einem gräflichen Hause angestellt zu sehen. Allein — wie es nun leider, so oft im menschlichen Leben zu gehen pflegt — das, was der Superintendent als ein Glück ansah, wurd ihm in der Folge die Quelle eines Kummers, welchen er mit ins Grab nahm.

Der Graf, in dessen Haus der junge Fahrmann kam, verband mit sehr großen Ministertalenten, einen erhabenen Geist, einen durchdringenden Verstand, eine richtige und schnelle Beurtheilungskraft und alle die Eigenschaften, welche den Mann in jedem Stande achtungswerth machen. Er war einer der aufgeklärtesten Köpfe. Ueber Alles hatte er selbst und zwar sehr gut gedacht. Schulgelehrsamkeit schätzte er nur als rohe Materialien, welche der philosophische Selbstdenker erst sichten und ordnen müsse, um sich deren mit Nutzen und ohne Unlust bedienen zu können. Seine Philosophie war eine praktische;

das heißt: Studium derjenigen Weisheit, welche lehrt, sein Daseyn aufs bestmöglichste zu benutzen. Seine Religion enthielt keine andre Dogmen als solche, welche sich mit der Vernunft vertragen wollten und welche diese als nothwendig und nützlich anerkannte. Sie war daher sehr einfach und von Mysterien gänzlich gesäubert. Die Vernunft hatte für ihn die höchste Autorität. — Seine Moral war streng — in Ansehung seiner selbst: aber tolerant und nachsichtig gegen Andre; denn er hatte den Grundsatz: daß wir nur in den wenigsten Fällen ein richtiges Urtheil über den Werth und Unwerth der menschlichen Handlungen zu fällen vermögen, weil der beträchtlichste Theil derselben, die Motiven, uns gemeiniglich unbekannt bleiben, und nur deren kleinster Theil, die Resultate, zu unsrer Kenntniß gelangen. Neben diesem Allen besaß der Graf einen sehr feinen, sehr richtig entscheidenden Geschmack im Gebiete der Literatur, der Künste und alles Schönen. In seinen jüngern Jahren war er Dichter gewesen, und noch jezt fand er seine angenehmste Erholung von den Geschäften in der Lektür, in der Musik und in einem auserlesenen gesellschaftlichen Kreise, zu welchem nur die besten

Köpfe und die beſten Menſchen den Zutritt hatten.

Ein ſolcher Mann war der Graf von S. . . Er war dazu geſchaffen, auf jedes Individuum zu wirken, das in ſeinen Wirkungskreis verſetzt wurde. Da der Graf den Lehrer ſeiner Kinder nicht wie einen Bedienten, ſondern als den Mitarbeiter an dem künftigen Glücke derſelben anſah; ſo behandelte er ihn auch mehr wie einen Freund als einen Untergebenen. Dieſe Behandlung brachte den jungen Fahrmann dem Grafen oft in die Nähe und gab ihm nicht ſelten Gelegenheit, ſich ſtundenlang mit demſelben zu unterhalten. Der Graf überzeugte ſich bald von den ſchätzbaren Seiten ſeines Hofmeiſters und von deſſen nicht gemeinen Gelehrſamkeit; aber zugleich bemerkte er auch, wo es ihm noch mangle. Er beſchloß, ihm zu Hülfe zu kommen.

Zuvörderſt brachte der Graf den Vater unſers Helden auf dem Weg des Selbſtdenkens. Er betrat denſelben mit Aengſtlichkeit, und das war ſehr natürlich bey dem Heere von Vorurtheilen, das mit ihm aufgewachſen war. Vermöge derſelben, war er von hoher Ehrerbietung gegen gewiſſe Autoritäten durchdrungen, welche man ihm

ihm von jeher als unfehlbar geſchildert, und deren Ausſprüche in Zweifel zu ziehen, man ihm immer zum Verbrechen gemacht, ſo wie man ihm unbedingten Glauben an dieſelben hingegen, als die heiligſte Pflicht empfohlen hatte. Er ſah daher eine Menge Dinge als bloſſe Gegenſtände des Glaubens an, als ein für die Vernunft geheiligtes noli me tangere, und ſelbſt bey ſolchen Gegenſtänden, wobey man der Vernunft noch einige Wirkſamkeit gelaſſen hatte, glaubte er dieſelbe doch einem blinden Glauben ſubordiniren zu müſſen, ſobald ein Kolliſionsfall einträte. — —

Durch die unermüdete Bemühung des Grafen, durch das Leſen der vorzüglichſten Werke, welche dieſer ihm in die Hände gab und welche dazu gemacht waren, in einem ſonſt gehörig organiſirten Kopfe aufzuräumen, und endlich durch das dadurch bewirkte hellre Aufglimmen des bisher in ihm erſtickten Funkens ſeines Genies, gelang es, ihm nach manchem Kampfe zuletzt, das Vorurtheil, als ob es Gegenſtände gäbe, womit die Vernunft ſich nicht befaſſen dürfe, gänzlich zu beſiegen. Das erſte und größte Hinderniß war nun aus dem Wege geräumt. — Befreit von den Feſſeln, welche ſeinen Geiſt bisher ein-

geeugt hatten, durcheilte derselbe nun den gebahntern Pfad mit Riesenschritten und gelangte bald an die Grenze des glücklichen Reichs, wo die Wahrheit ihren hellglänzenden Thron errichtet hat und allen denjenigen mit Befriedigung und Glückseeligkeit lohnet, welche ihr huldigen und ihren Unterricht suchen.

Der junge Sahrmann hatte nun drey Jahr in diesem gräflichen Hause zugebracht. Schon einigemal hatte der Superintendent um eine Pfarrstelle für seinen Sohn angesucht. Auf der andern Seite äusserte der Minister den Wunsch, daß er die theologische Laufbahn mit der profanen Stelle eines Kabinetssekretairs vertauschen möchte, wozu er ihm behülflich zu seyn versprach. Seine gegenwärtige Denkart machte ihn sehr geneigt, dem Rathe des Grafen zu folgen; allein, der Wille seines Vaters stand ihm mächtig im Wege. Er beschloß endlich ihn in Person zur Genehmigung seines neuen Plans zu leiten. Er theilte seinem Prinzipal diesen Entschluß mit, der ihn gut fand und ihm gern gestattete auf einige Wochen nach seiner Vaterstadt zu reisen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Liebe macht auch — Pastoren!

(Fortsetzung der Rückblicke in die Vergangenheit.)

Diese Reise hatte einen Erfolg, welcher dem Entzweck derselben ganz entgegengesetzt war. Der junge Fahrmann hatte seinen Geburtsort seit sechs Jahren nicht gesehen. Während dieser Zeit war eine seiner Gespielinnen, die Tochter des zweiten Predigers, zu einer vollkommenen Schönheit aufgeblüht. Sie war es, die ihn die Liebe kennen lehrte. Sein Vater und dessen Kollege waren Nachbarn: ein Umstand, welcher den Weg, den er zu gehen hatte, abkürzte. In vierzehn Tagen war er so weit gekommen, daß er an der Gegenliebe seines Mädchens nicht mehr zweifeln durfte —

Diese Angelegenheit seines Herzens hatte die Absicht seiner Reise ihm völlig aus den Augen gerückt. Jetzt, da er nun der Beistimmung seiner Geliebten zu seinen Wünschen versichert war, entstand bald das Verlangen in ihm, sich in vollkommnen Besitz derselben zu setzen. Es kam dar-

über zwischen den beyden Liebenden zur Sprache. Er theilte seinem Mädchen seine Aussichten mit, durch die Protektion des Ministers eine Stelle im Kabinet zu erhalten. Auf der andern Seite erklärte Rosalie, daß ihr Vater sie nie einem andern Manne, als einem Geistlichen geben werde. —

Diese Erklärung brachte an dem bisher so heitern Glückshimmel des verliebten Fahrmanns eine schwarze Wolke zum Vorschein, welche aber einem Sonnenblick aus dem Auge seines Mädchens, bald wieder wich, und es dauerte hierauf nicht lang, so stand der Entschluß fest, dem Willen des Superintendenten und dem Gebote der Liebe zu folgen, und statt dem Staate, der Kirche zu dienen. Zwar wendeten Grundsätze und Gewissenhaftigkeit so Manches wider diese Wahl ein, bey welcher jene verleugnet und durch Verleugnung derselben diese verletzt werden mußte. Allein, man weis ja wohl, wie es geht, wenn man mit einer Gegenpartei streitet, welche eine unserer Leidenschaften zum Sachwalter hat. —

In kurzer Zeit dachte er sich auf eine solche Art in seine künftige Laufbahn hinein, bey der Grundsätze und Gewissenhaftigkeit, so ziemlich ungekränkt blieben. Er fand, daß ja in jedem

ſache, dem der Menſch ſich widmet, er an gewiſſe Vorſchriften gebunden ſey, welchen er nachleben müſſe; obſchon ſie nicht allerdings mit ſeinen Grundſätzen ſtimmten. So dachte er ſich den philoſophiſchen Richter, der dem Buchſtaben des Geſetzes gemäß, das Todesurtheil ſprechen muß, ſo ſehr er auch von der Unzuläſſigkeit der Todesſtrafe überzeugt iſt. Er dachte ſich den Mann im Kabinet, der ein Manifeſt zu verfaſſen, ſich genöthiget ſiehet, wodurch einer offenbaren Ungerechtigkeit, einer ſchändlichen Treuloſigkeit, der täuſchendſte Anſtrich der guten Sache gegeben wird. — — Wenn man denn in allen Ständen wider ſeine Ueberzeugung zu handeln gezwungen iſt, raiſonirte er weiter; ſo iſt es ja wohl gleichviel in welchem man es thut....

Nach andern ähnlichen Ueberlegungen, und da er ſich noch vollends am Ende die ſeinem guten Herzen ſo ſchmeichelhafte Idee ausbildete, wie nützlich er bey gutem Willen auch in dieſem Wirkungskreiſe ſeyn könne; wurd' er endlich ſo mit dem Gedanken an Mantel und Kragen ausgeſöhnet, daß er nicht mehr das Geringſte dawider einzuwenden fand. Eins machte ihm nur noch einige Sorge. Wie ſollte er ſeinem, ſo

ſehr verehrten Grafen die Umändrung ſeines Plans beybringen? Welche Gründe ſollte er ihm anführen, um demſelben nicht in einem nachtheiligen Lichte zu erſcheinen? —

Seit einigen Tagen gieng er mit dieſem Gedanken um, als eine Nachricht einlief, die auf einer Seite ihn tief betrübte, auf der andern aber, ihn aus einer großen Verlegenheit half. Ein Schlagfluß hatte dem Leben des edeln Grafen plötzlich ein Ende gemacht. — Nun hatte er keine andre Rückſicht zu nehmen, als ſeine Sache mit den beyden Alten in Richtigkeit zu bringen.

Roſalie war die einzige Tochter des Ihrigen, der ihr einſt ein ziemliches Kapital hinterlies. Sein Vater hatte auch anſehnliche Mittel. Auf dieſer Seite war die Partie gleich; auf der andern, war die Braut ein ſchönes Mädchen und der Bräutgam ein wohlgebildeter Mann, der bey den hervorſtechendſten Eigenſchaften, die wünſchenswertheſten Ausſichten beſaß, ſein Glück zu machen. Unter ſolchen Umſtänden wurde es den Eheluſtigen nicht ſchwer, die herzliche Einwilligung der beyden Alten zu erhalten, zwiſchen welchen obendrein gleiche Grundſätze und gleiche

Denkart ein enges Freundschaftsband geknüpft hatten.

Nun war die wichtigste Angelegenheit der Väter, dem Sohne ein Amt zu verschaffen. Der Tod seines Beschützers, des Grafen, hatte ihm zu seiner Beförderung im Vaterlande, eine wichtige Stütze geraubt. Der Umstand, daß der neue Minister ein ehmaliger Feind des Verstorbenen war, schnitt ihm vollends die Hofnung dazu ab. — Der Schwiegervater wußte endlich Rath. Ein Oberconsistorialrath in dem benachbarten Fürstenthume, war sein Blutsfreund. An diesen wendete er sich, und es war noch kein halbes Jahr verstrichen; so befand sich der Vater unsers Helden im Besitz einer einträglichen Dorfpfarre und seiner geliebten Rosalie dazu.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

„—————— rara avis!“

(Fortsetzung der Rückblicke in die Vergangenheit.)

Das Glück, welches der angehende Pastor an der Seite einer Gattin empfand, die sein ganzes Herz besaß und verdiente, vermochte doch keines-

weges ihn fühlles gegen die unangenehmen Seiten seines neuen Standes zu machen. Sein Vorgänger war der unwiſſendſte, kraſſeſte Orthodox geweſen, den man ſich in einem Staate nur denken kann, wo unter der Regierung eines philoſophiſchen Fürſten, auf die reine Lehre der unverfälſchten Augsburgſchen Confeſſion, eben nicht ſtreng gehalten wurde. Er fand die Köpfe ſeiner Bauern ſo voll abſurder religiöſer und moraliſcher Vorurtheile, welche er auszurotten, anfänglich kein Mittel ſah. Solches auf der Kanzel zu verſuchen, hätte ihn unwiederbringlich um allen Kredit bey dieſer altgläubigen Gemeinde gebracht. Und doch, koſtete es ihm auſſerordentliche Ueberwindung, ſeiner beſſern Ueberzeugung ſo ſchnurſtraks zuwider, Unſinn predigen zu müſſen: da eine vernunftmäßigere Lehrart ihn in Gefahr gebracht hätte, das Zutrauen und die Zuneigung ſeiner Zuhörer — welchen ſein neumodiſcher Vortrag, wie ſie ihn nannten, ſo nicht gefallen wollte — gänzlich zu verlieren. Ein ſolcher Verluſt aber, zog natürlich denjenigen der Hofnung nach ſich, in ſeiner Gemeinde je etwas Gutes wirken zu können. —

Nach mancher unruhigen Stunde, welche die Hinderniſſe ihm verurſachten, die ſich ſeinem Wunſche, nützlich zu werden, widerſetzten, kam er endlich mit einem Plane zu Stande, deſſen Ausführung zwar langſam und mühſam, aber eines edeln, menſchenfreundlichen Herzens vollkommen würdig war; und den er mit einer Geduld, mit einer Standhaftigkeit, mit einem Eifer verfolgte, deren Lohn der befriedigendſte Erfolg war.

Durch Wohlthaten, die Herzen ſich geneigt zu machen, war die Baſis, auf welcher ſein ganzer Plan beruhte. Hatte er ſich erſt der Herzen ſeiner Gemeinde verſichert; ſo war auch der größte Theil des Weges zu ihrem Zutrauen zurück gelegt, welches er dann, mit der erforderlichen Klugheit, zu Erreichung ſeiner andermeitigen Abſicht, nach Gefallen benutzen konnte. Wohlthun, dieſe ſeinem Herzen ſo reitzende Obliegenheit, war hier alſo das Mittel und der Zweck zugleich.

Er hatte ſich aus Geſchmack von jeher ſehr mit der Naturlehre und der Phyſik beſchäftiget und darinn nicht gemeine Kenntniſſe erworben. Derſelbe Geſchmack bewog ihn auch, ſich mit deren Verwandtinnen, der Botanik und der Anatomie, und mit der

Heilkunde bekannt zu machen. Nicht minder hatte er aus dem Grundsatze: daß ein Geschäftsmann in keinem Fache ganz Fremdling seyn dürfe, auch ziemlich viel Theorie im landwirthschaftlichen Fache gesammelt *). Das waren insgesammt sehr brauchbare Kenntnisse, um sich seinen Kirchkindern nützlich zu machen.

Besuchte er z. B. die Kranken, so erkundigte er sich gelegentlich nach deren Zufällen und ihrer Krankheitsgeschichte. Er ertheilte ihnen Rath; er warnte sie für die Rathschläge unverständiger Personen und für die Gifte der Quacksalber; er

*) Nach meiner geringen Einsicht, sollte ein Jeder, der sich dem Predigerstande widmet, sich auf die hiergenannten Kenntnisse legen. Wenigstens stiftet, besonders ein Landgeistlicher, damit bey seiner Gemeinde gewiß mehr Nutzen, als durch eine oberflächliche Bekanntschaft mit alten Sprachen, die blos dazu gut ist, um gewisse widerspänstige Stellen eines alten, nicht mehr verständlichen Buches, in den philologischen Nothstall zu zwängen

Anm. des Verf.

ſuchte ſie von der Schädlichkeit gewiſſer Hausmittel und einer eingeführten verkehrten Diät zu überzeugen; er verordnete ihnen dagegen eine heilſamere Lebensordnung und gab ihnen einige einfache, paſſende Medikamente; beſonders ermahnte er ſie zu einer groſſen Reinlichkeit, wobey er ſie die Mittel lehrte, wie ſie in ihren engen niedrigen Stuben die Atmoſphäre verbeſſern ſollten. — Bey dem Landvolke, das gemeiniglich einer unverwahrloſeten Leibesbeſchaffenheit genießt, iſt bloſſe Lebensordnung oft hinlänglich, ihm die verlohrne Geſundheit wiederzugeben. Es war daher ganz natürlich, daß der menſchenfreundliche Paſtor auf die eben gemeldete Art in kurzem mehreren Perſonen das Leben rettete.

Auf einer andern Seite, trug er durch ſeine ökonomiſche Kenntniſſe nicht wenig zur Verbeſſerung des Wohlſtandes ſeiner Gemeinde bey. — Durch Belehrung allein, war zwar anfänglich wenig über ſie zu gewinnen: denn, welche Redekunſt, welche noch ſo kräftige Gründe, vermöchten wohl bey den Bauern über die vom Urältervater auf die Urenkel fortgeerbten Vorurtheile zu ſiegen! — Er machte die Verſuche von dem, was ihm gut und nützlich dünkte, auf ſeinen eigenen

Feldern, in seiner Haushaltung, und lenkte die Aufmerksamkeit der Bauern darauf. Sahen dieselben dann den guten Erfolg davon, so machten sie es ihrem Prediger bald nach. —

Kurz in allen Stücken zeigte er sich ihnen als kluger Rathgeber, als wohlmeinender Freund, als Wohlthäter. In Jahren des Mißwachses ward gewiß mehr als die Hälfte seines Einkommens darauf verwendet, die Unvermögenden mit Geld, mit Saatkorn und andern Bedürfnissen zu unterstützen. Hülflose Wittwen und elternlose Waisen ernährte und kleidete er. Genesende Kranke speisete er aus seiner Küche, um durch gute, gesunde Nahrung ihnen recht bald wieder zu ihren verlohrenen Kräften zu helfen. — Ein Gegenstand, der am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich zog, war die Erziehung der Jugend.

Gleich im zweiten Jahre nach dem Antritt seiner Stelle, war der alte Schulmeister gestorben. Er hatte dessen Platz zweckmässig, mit einem ganz in sein Fach passenden Mann besetzt; dem er — da man höhern Orts sich zu nichts verstehen wollte — aus seiner Kasse eine ansehnliche Zulage gab, weil der Schulmeistergehalt nicht von der Art war, um ein gutes Subjekt gebührend

zu belohnen. Er sorgte vor Allem dafür, daß die Jugend einen vernünftigen Religionsunterricht erhielt. Das Gedächtniß derselben ward hier nicht mit unnützen Streitfragen und unzulänglichen Beweisen zweckloser Hypothesen beschwert. Alles, was man die Kinder lehrte, mußte gradezu dahin abzwecken, sie für die Gesellschaft nützlicher: das ist, besser und sie selbst glücklicher zu machen *). Nächst dem Unterricht in diesem, durchaus zweckmäßigen, zu seiner ursprünglichen Simplizität zurückge-

*) Möchten doch Alle, zu Lehrern des Volks Eingeweihte es beherzigen, daß es weit rühmlicher sey, für das sittliche Betragen und für die Ehrerbietung gegen die Tugend zu eifern, als für die Erhaltung der Einheit eines besondern Gottesdienstes zu entbrennen! Möchten sie beherzigen, daß Tugend und Regelmäßigkeit der Sitten, weit mehr zu dem Glücke des Menschen und des Staats beytrage, als das unfruchtbare Gewebe eines todten Glaubens oder irgend eines äusserlichen Gottesdienstes! Wunsch d. Verf.

brachten Christenthume, mußte ein jedes Kind fertig lesen, schreiben und rechnen lernen. Jedem mußte eine oberflächliche Kenntniß von der Naturlehre, von der Naturgeschichte und von der Erdbeschreibung beygebracht werden, und selbst wurd' es nicht als unnütz angesehen, ihnen eine kurze Uebersicht der Weltgeschichte zu geben. . . . .

Als Pastor Fahrmann diesen seinen wohlthätigen Plan einige Jahre verfolgt hatte, besaß er das Zutrauen seiner Dorfgemeinde schon in einem solchen Grade, daß nichts vorfiel, worüber er nicht zu Rathe gezogen wurde, und da diese guten Leute sahen, daß sie sich allezeit wohl dabey befanden, wuchs dasselbe endlich so sehr, daß er nun schon, ohne Gefahr verkezzert zu werden, sich an eine Reform ihrer religiösen Vorurtheile wagen durfte; auch mit guter Wirkung an der Verbesserung ihrer Moralität arbeiten konnte.

Der Lohn für diese so edle, menschenfreundliche Bemühungen blieb nicht lange aus. Er bemerkte mit unaussprechlichem Vergnügen, mit derjenigen Wonne, welche dem Edeln so volle Vergeltung für einige Aufopferung gewährt, die Fortschritte im Guten, welche er in seiner Gemeinde bereits bewirkt hatte. Schon hörte er so

manchem hellern Kopf über alte Meinungen und Vorurtheile mit Mißbilligung schwatzen; schon sah er so manches Laster — wo nicht ausgerottet — doch weniger Anhänger haben. Die Ueberzeugung, daß nur Rechthandeln, nicht mystische Religionsgebräuche und blinder Glaube die Glückseeligkeit dieses und des künftigen Lebens gründen und befördern könne, nahm immer mehr überhand, und mit derselben auch das Bemühen besser zu werden.

Der Kanzelunterricht, welchen man sonst mit Langeweile angehört, oder gar verschlafen oder versäumt hatte, war jetzt eine Unterhaltung für diese Landleute, welcher sie sich nie ohne Noth entzogen, weil Alles, was sie da hörten, ihnen deutlich und nützlich war und geraden Weges zum Herzen gieng; so, wie ihre von Unschicklichkeiten und Unsinn gereinigte Gottesverehrung aus dem vollen Herzen kam.

Kaum gab es noch einige graue Dummköpfe, welche über die neue Lehrart ihres Pastors, die nun immer mehr von der ehemaligen, aus Noth und Klugheit beybehaltenen abwich, gemurrt hätten, und diese, da sie beyweiten die Minorität ausmachten, wurden bey aller Ge-

legenheit überstimmt. Statt, daß man sich sonst im Wirthshause um die Vernunft gesoffen und dann zu Zänkereien und Schlägen gekommen war, stillte man daselbst nun blos auf eine angenehmere Art den Durst, und betrachtete die Schenke als einen Versammlungsort, wo man nicht hinkam, um sich den Ausschweifungen einer wilden lärmenden Freude zu überlassen, welcher Trägheit zu den Geschäften des andern Morgens folgt: sondern um der Ruhe eines von mühseliger Arbeit freien Tages in unterhaltendem Gespräch und traulicher Geselligkeit zu geniessen. Man sprach über Wirthschaftssachen, über die Zeitung, die ihr Prediger jedesmal dahin schickte, und nicht selten über einige neue aus der Predigt geschöpfte Wahrheiten.

Der Pastor selbst mischte sich zuweilen an diesem Ort der Erholung unter sie, und stiftete durch die Herablassung, die ihm ein guter Theil seiner benachbarten Amtsbrüder sehr übel nahm, oft mehr Gutes, als mancher Jahrgang dogmatischer Predigten stiften mag; indem er da über Materien diskurirte, die theils auf die Kanzel nicht geradezu gehörten, theils mehr Zeit erfordern, als diese verstattet. —

Vier

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Wir drehen uns immer noch in der Vergangenheit herum, und beiläufig beweiset der Verfasser, daß sich unterm Monde nichts Neues mehr zutrage.

So hatte Pastor Fahrmann auf seinem Dorfe zehn Jahr im Schooße stiller Ruhe verlebt. Er wurde mit seinem Zustande täglich zufriedner und fühlte sich glücklich in dem Hochgefühl, Glückliche zu machen. — Er ahndete nichts von dem Ungewitter, das langsam sich herangewälzt hatte, und welches bereit war, über ihn loszubrechen, um ihn plötzlich von der mühsam erstiegnen Höhe herab, in den Staub zu werfen.

Ein neuer Fürst hatte den Thron bestiegen. Dieser, der von jeher sich nur den Anreizungen seiner Temperamentswärme überlassen; der immer aus den Armen einer Buhlerin in die einer andern taumelte: bekam jetzt plötzlich den Tick sich mit der Religion und mit der Aufrechthaltung der Orthodoxie in seinen Staaten zu befas-

sen. Dieser Einfall, sich zum unbefugten Richter über das Gebiet der Meinungen aufzuwerfen, war das Werk eines verdorbenen Kandidaten der Theologie, welcher — auf Gott weis welch einem Schleichwege — sich seines Ohrs und seines Zutrauens bemächtiget hatte, und der, nachdem er sich bald zu den höchsten Staatsbedienungen aufgeschwungen, obendrein das Amt eines Großinquisitors übernahm, um ein berüchtigtes, von Unsinn und Widersprüchen strotzendes Religionsedikt, welches bald erschien, zur Ausführung zu befördern.

Durch welche Mittel es ihm gelang, dem Fürsten diese Richtung zu geben, ist vielleicht leichter auszufinden, als man bestimmen kann, welches Interesse den Erkandidaten vorzüglich dabey leitete. — Vielleicht bediente er sich verschiedner Mittel zugleich, um seinen Zweck zu erreichen. Vielleicht benutzte er die Schwäche des Fürsten, ihn zur Frömmeley hinzulenken, zu welcher Menschen, die sich eines eben nicht tugendhaften Wandels, zu gewissen Stunden der Erschöpfung und des Ennui, bewußt werden, so gern ihre Zuflucht nehmen, weil die Religion, in deren Arme sie sich werfen, so manches Ärg-

num darbietet, um sich von einer gewissen periodischen, sehr beschwerlichen innern Beängstigung zu befreyen. Hatte man erst einen Frömmler aus ihm gemacht, so hielt es nicht schwer, ihn wider alle Gegner einer ihm so wohlthätig gewordnen Religion in Harnisch zu bringen; oder seine Gutherzigkeit zu dem Irrthum zu verleiten, daß es etwas eben so Verdienstliches um die Menschheit sey, dieselbe zu zwingen, durch blinden Glauben an die Lehren dieser Religion, sich deren Wohlthaten ebenfalls theilhaft zu machen; als es Gott wohlgefalle, sein Reich durch die Ausbreitung des allein seeligmachenden Glaubens, vermehrt zu sehen. — Wahrscheinlich wird auch die Eitelkeit des Fürsten nicht ganz unbenutzt geblieben seyn, indem man ihm in einer reitzenden Perspektive den Ruhm und die Celebrität zeigte, welche er sich durch eine so landesväterliche Vorsorge für das Seelenheil seiner Unterthanen, erwerben werde. Zuletzt mochte man sich wohl auch noch des Vorurtheils, daß die so einreissende Freydenkerey in Religionssachen eine Mutter der Sittenlosigkeit sey, und den Revolutionsgeist erwecke und nähre, zu Erreichung seiner Absicht bedient haben; indem man solcher-

geſtalt dem Fürſten durch Furcht und Intereſſe die Sache vollends recht ans Herz legte. —

Dem ſey, wie ihm wolle; genug, es erſchien ein Edikt, worinn den Predigern und Lehrern jede Abweichung von den von der Kirche von Alters her feſtgeſetzten Glaubenslehren, aufs ſtrengſte verboten und einer unausbleiblichen Ahndung unterworfen wurde. Dies war das Signal, welches den bisher in ſeine Schlupfwinkel verwieſenen Verfolgungsgeiſt aus dem Exil zurück rief. Mit neuer Wuth fiel der zur Wirkſamkeit wieder erweckte Feuereifer eines Torquemada *) über Alle her, welche dem Ungeheuer als Heterodoxe verdächtig ſchienen.

Paſtor Fahrmann ward auch eines ſeiner Opfer. Der Irrlehre auf das Zeugniß einiger zweydeutigen Menſchen beſchuldiget, wurde er in Inquiſition genommen. Er vertheidigte ſich mit derjenigen Unerſchrockenheit, welche das Be-

*) Torquemada, ein Dominikanermönch, eröfnete wie bekannt, den ſchrecklichen Gerichtshof der Spaniſchen Inquiſition.

Anm. des Verf.

wußtſeyn einer gerechten Sache einflößt, und auf eine Art überhaupt, welche ihm den Sieg über ſeine Feinde zu ſichern ſchien. Nicht mit der vortreflich und gründlich war die Defenſion ſeines gerichtlichen Beyſtandes, welcher, trotz der Macht der Gegner des angeklagten Predigers, trotz der Gefahr, ſich ſelbſt üble Folgen zuzuziehen, den rühmlichen Muth hatte, ſich der guten Sache ſeines Klienten auf eine Art anzunehmen, welche ſeinen Verfolgern gänzlich die Mittel benahm, ihm auf dem geraden Wege des Rechts etwas anzuhaben. Er ſcheute ſich ſogar nicht, bedeutende Böſewichter und in Anſehen ſtehende Niederträchtige zu entlarven und in ihrer ſchändlichen Blöße aufzuſtellen. Ueberdem verwendete man ſich noch von allen Seiten für den verfolgten Paſtor. Mehrere ſchriftliche Zeugniſſe von achtungswerther Hand, bezeugten deſſen untadelhaften Wandel, deſſen treuen, redlichen Eifer in Erfüllung jeder ſeiner Amtspflichten, inſonderheit derjenigen, durch Lehre und Beyſpiel gute und glückliche Menſchen zu bilden; und bewieſen dieſes Zeugniß durch die in ſeiner bisherigen Gemeinde herrſchende Sittlichkeit und Ordnung, und durch deren Folgſamkeit und Unter-

würfigkeit gegen ihre Obrigkeit und deren Verordnungen. Von Seiten der Gemeinde selbst, wurde die Zufriedenheit mit ihrem Lehrer an den Tag gelegt und inständigst um dessen Beybehaltung gebeten.

Wer hätte bey allem diesen nicht das Beste für den Beklagten erwarten sollen? — Das Justizkollegium, eine Versammlung von Männern, welche eben so unbestechlich als von Furcht frey waren, wenn es auf Erfüllung ihrer erhabnen Pflichten ankam; Männer, welche insgesammt würdig gewesen wären, auf dem Richterstuhle eines Brutus zu sitzen; — das Justizkollegium, sag' ich, konnte einer so vollkommenen Rechtfertigung des Beklagten die Freysprechung desselben von aller Schuld und Strafe nicht verweigern.

Schon triumphirten alle Freunde der guten Sache, und diejenigen des Prediger Fahrmanns wünschten ihm Glück zu dem über seine Widersacher erfochtenen Siege: als, zum Erstaunen aller Welt, eine Kabinetsorder ergieng, durch welche, Kraft eines Machtspruches, das gefällte Urtheil vernichtet und der Pastor seiner Pfarrstelle entsetzt wurde. Das edle Gericht bekam einen

Verweis und wurde zum Theil sogar zu Strafe verurtheilt, blos, weil es — gerecht gesprochen hatte. Der Schutzgeist des Landes weinte eine Thräne über einen solchen Despotism; die guten Patrioten seufzten in der Stille, und die Unterthanen verlohren den Trost, in Zukunft in der Regelmäßigkeit ihres Betragens einen Schutz wider Uebel zu finden, die nach Recht nur über das Verbrechen verhängt werden. Keiner konnte jetzt mehr ungestört von Furcht, der Güter des Lebens geniessen, weil er nicht mehr sicher war, ob vielleicht ein mächtiger Feind, gegen den Recht und Gesetz ihn nicht mehr zu schützen vermochten, nicht schon über den Anschlag brütete, ihn dieser Güter, ja vielleicht seines Lebens selbst zu berauben.....

Wir wollten zehen gegen eins wetten, daß unsern Lesern bey diesem Theile der Geschichte des Vaters unsers Helden, die Aehnlichkeit auffällig gewesen sey, welche sich zwischen der, dem Pastor Fahrmann wiederfahrnen Behandlung und einer andern, Jedermann bekannten Thatsache, findet. Es wird gewiß auch nicht an Solchen fehlen, die verführt durch diese Aehnlichkeit, geradezu den ihnen bekannten Fall und den von uns

erzehlten, für eine und dieselbe Sache halten und uns daher einen Anachronism schuld geben werden. — Wir bitten aber recht sehr, werthe Herren, uns durch Ihre voreilige Voraussetzung keine schlimme Händel auf den Hals zu ziehen! — Wir haben an die Sache, welche Sie in Gedanken haben, gar nicht gedacht. Wie könnten wir auch so etwas wagen? — Alles, was wir von unserm Pastor Fahrmann erzehlt haben, bezieht sich blos auf denselben, und wir meynen das Recht zu haben, Glauben fordern zu können! —

„Aber — wo? und wann? hat sich denn der Fall zugetragen, in welchen Sie Ihren Pastor versetzen, und welcher der uns bekannten, spätern Begebenheit, die doch unsers Wissens in ihrer Art einzig ist, so frapant ähnlich sieht, als ein Ey dem andern?" hören wir noch einige ungläubige Thomasse fragen.... Hier ist unsre Antwort, geehrte Herren! — Ihnen zu entdecken, wo? und wann? sich das von uns erzehlte Faktum zugetragen habe, verbietet uns, die unserm Helden zugesicherte und bisher gewissenhaft beobachtete Verschwiegenheit in Ansehung der Oerter und der Zeit, da Dieses und Jenes sich zugetragen hat. Uebrigens ist es eben so we-

nig unsre Schuld, daß derjenige Vorgang, welchen wir Ihnen mitgetheilt haben, Ihnen nicht zu Ohren gekommen ist; als Sie in Abrede seyn können, daß sehr Vieles geschehen mag, ohne daß es zu Ihrem Wissen gelanget. Was die Aehnlichkeit des Faktums mit einem Neuern betrift; so sollte Ihnen dieselbe nicht einmal auffällig seyn. Auf diesem Erdenrund trägt sich nichts Neues mehr zu. Alles, was wir vorgehen sehen, ist schon da gewesen unter einer mehr oder weniger veränderten Gestalt. Wer die Geschichte kennt, muß uns hierinn Recht geben. — Um unsern Satz zu beweisen, liefern wir hier einige Beyspiele von sehr verschiedner Art — bunt durch einander, wie sie uns eben beyfallen.

Heut zu Tage predigen die Neufranken Freyheit und Gleichheit; und waren, als sie am meisten davon posaunten, weder frey noch gleich. — Vor Zeiten war das der Fall bey den Griechen.

Heut zu Tage entziehen sich die Franzosen dem Joche der Königswürde und guillotiniren einen Ludwig. — Im vorigen Jahrhundert thaten dasselbe die Britten und enthaupteten einen Carl 1. Vor Christi Geburt verjagten die

Römer die Tarquinier und ſtifteten auch eine Republik.

Cyrus raubte einem Monarchen von Aſſyrien, einem Krösus, Kron' und Reich. — Späterhin machte es Alexander mit dem Darius von Perſien und mit andern Königen nicht beſſer. — Heutiges Tages ſpielt man dem Königreich Polen das Garaus.

Die Römer konnten ſich gewaltig entrüſten, wenn ein andrer Uſurpator einen minder mächtigen Fürſten unterdrückte, und ſie ſelbſt erlaubten ſich jede Uſurpation. — Heut zu Tage ſchreyt man gewaltig darüber, daß die Neufränkiſche Nation es wagte, den Thron ihrer Könige umzuſtürzen, und kein Menſch ſoll darüber muchſen, wenn fremde Mächte den Polniſchen Thron zertrümmern.

Der Zeiten gab ſich ein Weib mit dem Geiſtercitiren ab, und ſelbſt König Saul lies ſich von ihr zum Narren haben. — In unſern Tagen nahmen ſichs der verdorbne Kaffeeſchenk Schröpfer und Nachfolger heraus, den Riegel von der Pforte des Todes wegzuſchieben und die Schatten auf die Oberwelt zurückkehren zu laſſen: und Fürſten und Herren, Miniſter und Hof-

ſchranzen, ſtellten ſich mit aufgeſperrtem Maule vor die Gaucklerbuden, glaubten an die Wunder und lieſſen ſich Naſen drehen. —

Die Römer mordeten in dem eroberten Jeruſalem ſo jämmerlich, daß es die Juden noch bis jetzt nicht vergeſſen können. — Tilly erwürgte vor anderthalbhundert Jahren die Einwohner Magdeburgs und ſein Name ſtinkt noch in der Geſchichte. Heut zu Tage metzeln die Ruſſen zwanzigtauſend Menſchen in Prag nieder, wovon aber wenig geſprochen wird. —

Die heidniſchen Nerone, die Diokletiane verfolgten die Chriſten und lieſſen ſie peinigen und hinrichten, wo ſie ſie fanden. — Der rechtgläubige König Ferdinand läßt die Saracenen braten. Seine Nachfolger röſteten in Ermanglung der Mahumedaner, Juden und Chriſten. — Die allerchriſtlichſten Könige in Frankreich lieſſen die chriſtlichen Hugenotten entweder ermorden, oder jagten ſie zum Lande hinaus.

Chriſtus predigte wider die Jüdiſchen Pfaffen und deren Firlfanz und Tiranney und untergrub das Pabſtthum zu Jeruſalem. — Funfzehn Jahrhundert ſpäter machte es Luther nicht beſſer mit der chriſtlichen Pfafferey und dem ältern

Papſtthum zu Rom. — Die Neufranken ängſtigen in unſern Tagen das moderniſirte römiſche Papſtthum, und machen aus dem Zwitter von Pfaffen und Monarchen wahrſcheinlich einen — Biſchof von Rom.

Eine Semiramis lies ihren Ninus ermorden, um allein zu herrſchen. — Es fehlt uns in unſern neuen Tagen auch an einer Semiramis nicht! — —

Doch, das iſt ſchon genug zum Beweiſe unſers Satzes. — Wir könnten einen ungeheuern Folianten anfüllen, wenn wir, wie es füglich angeht, für Alles das, was unter unſern Augen vorgeht, Parallelen in den verſchiedenen Epochen der Vergangenheit aufſuchen wollten; denn es iſt gewiß: es geſchieht Nichts unter unſerm Monde, was nicht ſchon da geweſen iſt. — Warum ſollte alſo auch nicht ein Kompagnon zu dem exiſtiren, was unſerm Paſtor Fahrmann begegnet iſt? — — Nachdem wir dieſe Angelegenheit abgemacht haben, ergreifen wir wieder den abgeriſſenen Faden unſerer Erzehlung.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Unser Held Sebastian von Fahrmann, erblickt das Licht dieser Welt.

Ausser dem Verlust seiner Pfarre, hatte der gemißhandelte Pastor auch noch den Schmerz, sich eine geliebte Gattin entrissen zu sehen, welche Schreck und Kummer über die so unerwartete als traurige Wendung, so die Angelegenheiten ihres Mannes nahmen, ins Grab legten. Er ertrug sein Unglück mit derjenigen Standhaftigkeit, welche die Ueberzeugung, solches nicht verschuldet zu haben, einflößet. Indeß floh er ein Land, wo er nach demjenigen, was er darinn erlebt hatte, keine Sicherheit mehr für sich sah. Er kehrte in sein Vaterland zurück, wo er die neue Kränkung erlitt, von seinem Vater und von seinem Schwiegervater zurückgestossen zu werden. Sie betrachteten seine Absetzung als eine Strafe, die er mit Fug und Recht verdient habe. Keiner der beiden Väter wollte ihn sehen: die Stimme des Blutes und der Verwandschaft war verstummt!.....

So, von allen Seiten verfolgt, zurückgestossen, begab sich der Vater unsers Helden nach der Hauptstadt. Hier hatten sich die Sachen in seiner Abwesenheit sehr geändert. Der Minister, der Feind des verstorbnen Grafen von S. . war, weil man — obwohl ein wenig spät — eingesehen hatte, daß er sein Amt nach sehr eigennützigen und für das gemeine Beste, verderblichen Grundsätzen verwaltete, abgesetzt worden. Eingedenk der treflichen, von der letztern so ganz verschiednen Geschäftsführung des gedachten Grafen, setzte man alle diejenigen Personen wieder in ihre Aemter ein, welche unter dessen Verwaltung Bedienungen gehabt, und welche der verabschiedete Minister durch seine Kreaturen verdrängt gehabt hatte.

Unter solchen Umständen fehlte es unserm Expastor weder an Freunden noch an Protektion: denn er hatte alle diese Männer, die jetzt wieder am Ruder sassen, in des Grafen von S. . Hause gekannt und sich ihre Gunst erworben. Man kam ihm zuvor und bot ihm eine Stelle an, ehe er darum anhielt. — So begann er nun eine neue Laufbahn. Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß, seine Pünktlichkeit, seine unerschütterliche

Redlichkeit, die hier — wider die Regel der Höfe — ihm zum Verdienſt angerechnet wurde, und die Verheyrathung mit der Tochter eines vielvermögenden Mannes, der ſeine Vorzüge geltend zu machen bemüht war, ebneten ihm den Weg zu den erſten Staatsbedienungen. Ein Adelsdiplom, war endlich der Vorgänger ſeines Eintritts ins geheime Konſeil, wo er als Geheimrath Sitz nahm. Sein Werth war ſo allgemein anerkannt, daß er ſich ſogar in ſeinem Poſten behauptete, als ein neuer Fürſt zur Regierung kam, welcher eine große Reform vornahm, weil — es einmal Mode iſt, daß angehende Regenten reformiren müſſen; oder — weil ihnen eben kein anderes Mittel zu Gebote iſt, von ſich reden zu machen.

Geheimrath von Sahrmann war mit einer Lage recht zufrieden, welche ihm in Stand ſetzte, nützlich ſeyn zu können. Ueberdies, war er geliebt, geehrt und von dem Fürſten wegen ſeiner Brauchbarkeit geſchätzt. Er fand ſich in ſeiner zweiten Ehe nicht minder glücklich, als in der erſten; ja in gewiſſer Hinſicht war er noch glücklicher mit ſeiner gegenwärtigen Gattin, da dieſelbe ihn mit einem Sohne beſchenkt hatte. Und

dieſe Zufriedenheit ſicherte er dadurch gegen manche Unterbrechung, daß er ſich in einer weiſen Entfernung von Hofintrigue und Hofkabale hielt. Seine liebſte Rekreation von den Geſchäften fand er in der Sorgfalt, welche er auf die Erziehung ſeines Sohnes wendete.

Nachdem unſer Sebaſtian unter der Aufſicht ſeines Vaters und unter der Sorgfalt auserwählter Lehrer, ſich zu der akademiſchen Laufbahn gehörig vorbereitet hatte, brachte er vier Jahr auf der Univerſität zu, und kehrte dann ins väterliche Haus zurück, um an der leitenden Hand des Geheimraths, ſich nun auch den Geſchäften zu widmen. Dieſer war von jeher bemüht geweſen ihn zu mehreren Fächern geſchickt zu machen: der Jüngling hatte alſo bey dem ausgedehnten Wirkungskreiſe ſeines Vaters, eine ziemlich unbeſchränkte Wahl, welche beſtimmt durch einige Nebenumſtände, ſich endlich zum Finanzfache hinneigte, bey welchem er auch angeſtellt wurde. Wenn er ſich hier in einigen Jahren bis zur Rathsſtelle hinanarbeitete; ſo war das nicht ſowohl durch Vorſchub ſeines Vaters, der zu gewiſſenhaft und zu delikat dachte, um einen zu eigennützigen Gebrauch ſeines Einfluſſes zur Vergröße-

gröſſerung ſeiner Familie zu machen; ſondern er verdankte ſein ſchnelles Emporſteigen zum Theil ſeinem Fleiße und zum Theil der Gunſt, in welcher er bey dem Bruder des Fürſten ſtand.

Bis jetzt hatte unſer Held nur einen mit Roſen beſtreuten Pfad gewandelt. Keine Dornen des Lebens hatten ſeine Ferſe verwundet. Er kannte Leiden und Kummer nur den Namen nach. In einem Zuſtande gebohren und erzogen, der mehr als gemächlich war; gebildet unter der Aufſicht von Aeltern, die ihn zärtlichſt liebten, die mit unermüdetem Streben in allen Stücken für ſein gegenwärtiges und zukünftiges Wohl ſorgten, und die wiederum ſeiner ganzen Liebe und Hochachtung würdig waren, erreichte er unter ſo glücklichen Umſtänden das Jünglingsalter. Kaum hatte er ſeine Lehrjahre überſtanden, ſo kam er in einen Poſten, welcher ihn ehrte, welcher ihm ein eignes gemächliches Auskommen reichte, der ihm die beſten Ausſichten eröfnete, bald höher zu ſteigen: und das Alles wurde ihm in einem Alter, in welchem ſo Mancher mit Anſtrengung aller Kräfte um ein kärglich zugetheiltes Stückchen Brod arbeiten und ängſtlich um Protektion ſchmeicheln und oft — betteln muß. —

Was konnte er noch wünschen? Ueber welchem Mangel, über welches Uebel konnt' er klagen? — Aber, ach! es scheint als ob das Schikksal ihn nur darum auf eine so hohe Staffel des Glücks gestellt hatte, um ihn desto tiefer zu stürzen; um ihn die Widerwärtigkeiten, welche bald von allen Seiten auf denselben und auf die, welche er liebte, hereinstürmten, recht schmerzlich empfinden zu lassen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Zwey sehr verschiedne Maitressen.

Um die ganze Geschichte des Glücksumsturzes unsers Helden im Zusammenhange zu übersehen, ist es nothwendig, daß wir abermals etwas zurückgehen.

Der Fürst, welchem er diente, war bey seinem Regierungsantritt ein Jüngling, der im Grunde kein übles Herz hatte, und der bey einem geraden, gesunden Verstande, viele Anlagen zu einem guten Regenten besaß. Sein unbegrenzter Geschmack für das andre Geschlecht, war einer seiner herrschenden Fehler: ein Penschant,

das bey einem Regenten — besonders bey einem Solchen, dessen Schwächen ihn der Abhängigkeit preisgeben — von nicht zu berechnenden Folgen seyn kann. Sein Vater hatte ihn streng gehalten; kaum war er aber durch den Tod des alten Fürsten von diesem Zwange befreit und regierender Herr geworden; so zeigte er deutlich genug die Absicht sich zu entschädigen. Er haschte überall nach Gegenständen, welche die Leere seines Herzens ausfüllen und seinen lüsternen Begierden Genuß darbieten möchten.

Der gute Genius des Landes verwahrte ihn vor den Schlingen, welche herrschsüchtige Buhlerinnen auf allen Seiten seiner Reizbarkeit legten, dadurch, daß er sein Herz an eine Person hingab, welche bey vielen schätzbaren Eigenschaften keinen andern Fehler als den hatte, daß sie zu schwach war, den verführerischen Lockungen eines liebenswürdigen Fürsten und dem zudringlichen Einreden ehrsüchtiger Verwandten zu widerstehen, welche durch sie sich zu heben dachten. Ihre Uebergabe war mehr das Werk der Ueberraschung, der List und der Schwachheit, als einer überlegten Einwilligung, und fand ja etwas Freywilliges dabey statt, so lag demselben

Liebe, nicht aber herrschsüchtiges Interesse oder Eitelkeit zum Grunde.

Gewöhnlich ist das Schicksal der Favoritinnen der Fürsten, daß sie verabscheut werden, weil sie gemeiniglich Abscheu verdienen. Hier war der Fall umgekehrt. Fräulein von Waldheim war durchgängig geliebt und geschätzt, weil sie durch ihre Eigenschaften und durch den Gebrauch, welchen sie von ihrer Allgewalt über den Prinzen machte, Aller Liebe und Hochachtung werth war. Selbst die sogenannten Strengen wagten es nicht, sie zu verdammen; indem, wenn sie auf der einen Seite eine Schwachheit tadelten, welche die weibliche Tugend nicht gut heißen kann; auf der andern Seite eine Menge vortreflicher Eigenschaften und edler Handlungen, ein stetes Streben nämlich und wohlthätig zu seyn, die Getadelte mächtig in Schutz nahm.

Da sie sich dem Fürsten aus Neigung und nicht aus erniedrigendem Eigennutze hingegeben hatte; so suchte sie ihn nie zu etwas zu bewegen, was ein nachtheiliges Licht auf seine Person oder auf seine Regierung werfen könnte. Seine Ehre war ihr so theuer als sein Glück. Schon aus diesem Grunde würde sie sich's versagt haben,

irgend etwas wider das Wohl des Landes zu unternehmen, wenn auch ihr schönes Herz sie nicht zugleich angemahnt hätte, das Glück der Unterthanen wenigstens nicht zu verhindern. Sie begnügte sich überhaupt nur, dem Fürsten zu gefallen, und befaßte sich mit den Angelegenheiten gar nicht, weil sie bescheiden genug war einzusehen, daß es ihr an den nöthigen Kenntnissen mangle, um auch bey dem besten Willen nicht zuweilen etwas Schädliches durchzusetzen. Sie brauchte daher ihre unumschränkte Gewalt über ihren gekrönten Liebhaber in Ansehung Andrer nie, als um wohl zuthun, und wenn ja der seltne Fall eintrat, daß sie sich einmal für oder wider eine öffentliche Angelegenheit verwendete, so geschah es nur dann, wann einsichtsvolle und rechtschaffene Leute sie überzeugt hatten, daß es dem allgemeinen Besten heilsam sey. Man konnte sie in der Rücksicht, daß, wenn sie nicht Favoritte gewesen wäre, vielleicht eine Pompadour, eine Dübarry, oder eine K * * *, ihren Platz eingenommen und das Land unglücklich gemacht hätte, einen Schutzengel des Staats nennen.

Unter diesen Umständen, da, wie wir schon gehört haben, am Staatsruder tüchtige und red-

liche Männer saßen, und da überdies der Fürst in seinem von Natur guten Willen, sein Volk zu beglücken, nicht gehindert wurde; so befand sich das Land in einem sehr glücklichen Zustande. Unterthanen und Regierung standen in der schönsten Harmonie, weil beyder Interesse im Einverständnisse war. Der Fürst sah sich von den Unterthanen geliebt, und wenn in benachbarten Ländern das Mißvergnügen in die Posaune des Aufruhrs stieß; so war hier Alles im tiefen Frieden, weil Nichts zum Gegentheil Anlaß gab. Da der Fürst und die Regierung solchergestalt keine Gefahr sah, konnte auch das Vorurtheil, daß man um die Ruhe zu erhalten, die Freiheit der Unterthanen, insonderheit Denk- und Preßfreiheit einschränken müsse, kein Feld gewinnen. Die Schriftsteller durften über jeden Gegenstand mit gleicher Freimüthigkeit schreiben. Selbst unser Held wagte es, über eine Materie als Schriftsteller aufzutreten, deren Abhandlung ihn in einem andern Lande um seine Freiheit hätte bringen können. Ein höchst despotisches Verfahren einer andern Regierung gegen die allgemeinen Menschenrechte, war die Veranlassung, welche ihm die Feder in die Hand gab. Wir wollen ihm

nicht das Verdienst zuschreiben, etwas Neues gesagt zu haben; allein, er sagte Etwas, das nicht oft genug wiederholt werden kann, und sagte dies mit einer Freimüthigkeit, wie seine günstige Lage sie ihm verstattete, und mit einer Wärme, mit einem Eifer, die aus seinen Grundsätzen herflossen. Der Hauptzweck seines Werkes war: eine genaue Bestimmung der angebohrenen, unveräußerlichen Menschenrechte, als auch der Grenzen derjenigen Aufopferungen, welche eine Regierung zum Besten des Ganzen von den Individuen fordern könne, ohne sich des Rechts auf Gehorsam verlustig zu machen. Sein Buch machte Aufsehen, und zwar mehr Aufsehen, als es gemacht haben würde, wenn Diejenigen, welchen an der Unterdrückung desselben gelegen war, nicht die zweckwidrige und höchst unkluge Maasregel genommen hätten, es öffentlich zu verbieten. Man gab den Erstlingen der Fahrmannschen Autorschaft dadurch eine Wichtigkeit, welche Jedermann darnach neugierig machte, und diese Neugierde, dieser Trieb nach allen demjenigen zu streben, dessen Erlangung uns schwierig gemacht wird, nöthigte ihn bald eine zweyte und sogar eine dritte Auflage seiner Schrift zu veran-

ſtalten. Im Vaterlande machte ſie wenig Senſation. Man las ſie, lobte oder tadelte Dieſes und Jenes und vergaß es bald, daß ſich Einer zum Vertheidiger von Gerechtſamen aufgeworfen, welche hier nicht gekränkt wurden. Man erinnerte ſich derſelben erſt wieder zu einer Zeit, da ihr Verfaſſer ſelbige faſt vergeſſen hatte, und ſie wurde deſſen Feinden eine Waffe, deren ſie ſich gegen ihn bedienten.

Das Schickſal eines Staates iſt eben ſowohl, als das Schickſal des Individuums zuweilen von ſehr geringfügigen Umſtänden abhängig. Der Untergang des Glücks des ***ſchen, wurde durch die Kinderpocken verurſacht. Dieſe Seuche, welche eben in der Hauptſtadt wüthete, griff auch das vortrefliche Frauenzimmer an, welche das Herz des Fürſten beſaß. Ohngeachtet aller angewandten Kunſt der Aerzte; ohngeachtet der Verzweiflung ihres erlauchten Liebhabers; ohngeachtet der unzähligen heißen Wünſche, für ihre Wiedergeneſung, wurde dieſe Edle doch ein Opfer derſelben. Es wurden im Lande um dieſe Favoritte mehr Thränen in der That vergoſſen, als oft eine Zeitungsnachricht ein Volk um einen König oder um eine Königin weinen läßt.

Die ersten vierzehn Tage fürchtete man, wo nicht für das Leben, doch für die Vernunft des Fürsten. Die zweyten vierzehn Tage bereinte er die verlohrene Geliebte und begann Trostgründen Gehör zu geben und sich einige Zerstreuungen zu erlauben. Und — sechs Wochen nach dem Ableben derjenigen, der er so oft in den Tod zu folgen geschworen hatte, beugte sich schon der Hof vor der Baronesse Rehthal, als der neuen Beherrscherin des fürstlichen Herzens. — Wenn ich sage, der Hof, so versteh ich darunter blos jenes verächtliche Geschmeis, das immer nur sein sinnliches Interesse vor Augen hat, und das, um dasselbe zu besorgen, sich nicht schämt dem Laster zu schmeicheln und selbst vor einem Schooßhunde das sklavische Knie zu beugen, wenn es dadurch einen gnädigen Blick erschleichen kann. Die Guten, die Freunde des Landes und des Fürsten, seufzten in der Stille über die neue Wahl und bereiteten sich zum Theil, ihre Plätze zu verlassen, die sie schon im Voraus in den Händen unwürdiger Kreaturen und niedrer Schmarotzer sahen.

Wer den *** schen Hof und das Land vorher gesehen hatte, würde es das Jahr darauf

nicht mehr gekannt haben; ſo hatte ſich Alles verändert. Statt jener weiſen Oekonomie, eine Folge der beſcheidenen Forderungen der vorigen Favoritte, ſah man jetzt eine Verſchwendung, eine Pracht, eine Schwelgerey, welche dem Auge der eitlen Gaffer Bewundrung abzwangen. Luſtbarkeiten und Feſte ſchienen der einzige und höchſte Zweck zu ſeyn. Man ſprach von nichts mehr, als von Komödien und Opern, von Maskenbällen, von Jagdparthien, von Konzerten, von großen Dinees bey dem Fürſten, von glänzenden Soupees bey der Maitreſſe. Eine Operſängerin, ein Balettänzer, koſtete jetzt mehr, als man ſonſt bedurft hatte, einen nützlichen Mann zu beſolden, welcher das Glück des Staats befördern half. Man ſah beynahe keinen müſſigen Pflaſtertreter in der Reſidenz. Alle faulenzten in der Livree des Fürſten oder waren im Solde der Maitreſſe. Aus England kamen ganze Schifsladungen Pferde, und aus allen Gegenden verſchrieb man Hunde, Leckerbiſſen und jeden Artickel des Luxus. Kurz, der gewöhnliche Aufwand bey Hofe, betrug jetzt in einem Jahre mehr, als das Land in zweyen bisher aufgebracht hatte. Dieſes wird um ſo glaublicher,

wenn man nicht nur erwägt, daß die Maitreſſe eine Menge Brüder, Schweſtern, Vettern und Muhmen und andre Günſtlinge hatte, welche alle verſorgt und bereichert werden mußten, und welche alle den beſten Willen hatten, zu dem Ruin des Landes auch das Ihrige beyzutragen; ſondern, wenn man auch noch bedenkt, daß die Favoritte klug genug war, die Möglichkeit einzuſehen, daß ihre Allmacht vielleicht ihr Ziel haben könnte, und daher durch ſtarke Summen, welche ſie von dem, dem Fürſten abgebuhlten Raube, in fremde Banken legte, weislich für eine ungewiſſe Zukunft ſorgte. —

Von einer ſolchen Haushaltung waren ehrerbietige Vorſtellungen, welche patriotiſche Männer dem Fürſten machten, unzertrennlich. Das war denn ſo gut, als ſich den Abſchied unterſchreiben. Auf dieſe Weiſe wurden in kurzer Zeit mehrere wichtige Staatsämter entlediget, die dann mit Speichelleckern der Maitreſſe oder mit einem hungrigen Verwandten derſelben beſetzt wurden. Jemehr ſolcher Menſchen mit am Steuer ſaßen, jemehr wurden die alten, redlichen Männer in ihrer nützlichen Wirkſamkeit gehindert, und am Ende durch die Unterſtützung

welche jene fanden, gänzlich zu Nullen gemacht. —

Man kann sich leicht vorstellen, wie 's nun um die Regierung des Landes und um das Glück der Unterthanen aussah. Man lies dieselben jetzt so vielerley Arten Kontributionen bezahlen, daß man um die Erfindung neuer Namen für selbige verlegen war. Ihre Freiheit litt eben so viel als ihr Beutel. — Die Diener der Polizei, welche vorher blos um der öffentlichen Sicherheit und um der guten Ordnung willen da waren, dienten jetzt zu Spionen der Maitresse und ihres Anhanges, welche jedes unbefangene Wort aufschnapten und jede unschuldige Aeußerung als verdächtig denuncirten. Man hatte bald Lettres de Cachet und Bastillen, welchen nichts als der französische Name fehlte, um denselben ganz ähnlich zu seyn. Mit einem Worte, das Volk, das noch vor einem Jahre das glücklichste, das freiste war, befand sich jetzt unter einem Joche der Despotie, welches nicht drückender in dem alten Venedig, in B.... oder in W.... getragen werden kann.

Geheimrath Fahrmann entgieng noch einige Zeit dem Schicksale der Absetzung. Er hatte

dem fürstlichen Hause zu lange und zu gut gedient, als daß man sich sogleich an ihn gewagt hätte. Er war auch wirklich der Einzige, welcher zuweilen noch eine schädliche Maasregel abzuwenden, oder etwas Ersprießliches durchzusetzen vermochte; weil der Fürst, ohngeachtet der Minen, welche die arglistige Maitresse gegen den Redlichen spielen lies, sich nicht sogleich entwöhnen konnte, einen Mann zu hören, dessen Verdienste und dessen Tugenden ihm Achtung eingeflößt hatten, und dessen Rath ihm so geraume Zeit her von grosem Gewicht und von Nutzen gewesen war. Nachdem die verächtliche Favoritte diese Vormeinung lange genug untergraben hatte, bot sich ihr endlich die Gelegenheit dar, sich des ihr so beschwerlichen Rechtschaffenen zu entledigen.

Ein benachbarter großer Hof suchte den Fürsten gegen eine andre Macht in sein Interesse zu ziehen und ihn zu bewegen, mit demselben gemeinschaftliche Sache zu machen. Obschon die Gründe, welcher jener Hof sich bediente, den Fürsten gegen diese Macht aufzuhetzen, sehr seicht und unzulänglich waren, um einen Friedensbruch

zu rechtfertigen, und überdies, wenn man sich in die Händel der beyden Mächte mischte, die fürstlichen Staaten in Gefahr kamen, der Schauplatz des Krieges zu werden; so fand der Antrag des Gesanden zu einem Offensivbündnisse mit seinem Souverain, doch großen Beyfall bey der Maitresse, weil der Fürst, dem man zu Leibe wollte, sich einmal gegen sie ein anzügliches Bonmot hatte entfallen lassen, welches ihr zu Ohren gekommen war, und weswegen sie denselben mit der Unversöhnlichkeit eines beleidigten Weibes haßte. Dieser Umstand machte den Krieg unvermeidlich. Man bot alle Mittel auf, um sowohl des Fürsten Empfindlichkeit als dessen Ruhmbegierde zu reitzen. Die Materie des Tages am Hofe, war die Apologie der Helden der ältern und neuern Zeit und ihrer Heldenthaten. In kurzem hatte man den Prinzen soweit, daß er überzeugt war, ohne kriegerischen Ruhm könne der Name eines Regenten keine Stelle in der Geschichte erhalten, und er strebte nun nach nichts geringern, als ein zweyter Alexander zu werden. Nachdem nun also die Einmischung in den Krieg vom Fürsten beschloßen war, kam es darüber im geheimen Konseil zur Sprache.

Geheimrath Fahrmann war der Erste, welcher sich derselben widersetzte, und zwar mit einem Nachdrucke, wie er ihn in langer Zeit nicht gezeigt hatte. Nachdem er alle die Uebel und die Greuel, welche ein Krieg nach sich ziehet, mit hinreißender Beredsamkeit geschildert hatte; nachdem er aus ganz neuen Beyspielen erwiesen, wie wenig bey der jetzigen Art, Krieg zu führen und bey der Politik der Höfe, welche nie erlauben, daß ein gewisses Gleichgewicht unter den Mächten aufgehoben werde, bey einem auch noch so glücklichen Kriege zu gewinnen sey; nachdem er noch zu erwägen gegeben, daß der Bundesgenosse eines Mächtigern, wenn es ja etwas zu theilen gebe, gemeiniglich nur das Zusehen habe; und — nachdem er endlich mit rühmlicher Kühnheit gezeigt hatte, wie der Schatz geleert, die Kassen erschöpft, die Unterthanen mit Auflagen beschwert wären und wie unmöglich es sey, ohne sich übeln Folgen auszusetzen, sie noch mehr zu drücken: erklärte er sich ausdrücklich wider die vorgeschlagene Einmischung in den Krieg, und er hatte sogar die Dreistigkeit, diejenigen Verräther des Fürsten und des Vaterlandes zu nennen, welche zum Gegentheil rathen möchten.

In einem Kabinette, wo Gründe und Sorgfalt fürs gemeine Beste entschieden hätten, wäre die Meinung des Geheimraths des Sieges sicher gewesen. Aber hier, wo die Entscheidung von einem Fürsten abhieng, den man gegen den Riedner eingenommen hatte, der mit einem, ihm eingeflößten Enthusiasm für die verworfene Sache glühte, und der, wenn ja einige der Gründe ihm unwillkührlich aufgefallen waren, von den übrigen glattzüngigen Höflingen sogleich in die vorige Richtung zurückgebracht wurde: hier, sag' ich, hätte die Beredsamkeit eines Demosthenes mit Schande bestanden. Das Konseil gieng indeß für diesmal auseinander, ohne daß ein fester Entschluß genommen wurde.

Nun ward das Triebwerk der Kabale gegen den Geheimrath mit verdoppelter Thätigkeit in Bewegung gesetzt. Schon des andern Tages war der Fürst — wo nicht überzeugt — doch wenigstens von dem Verdacht eingenommen, daß derselbe wohl von dem Hofe, auf welchen es angesehen war, bestochen seyn könne, eine Allianz zu verhindern, welche dessen Hauptfeind zu mächtig machen würde. Man war zugleich bemüht gewesen, durch Herabsetzung der feindlichen

Hülfs-

Hülfsmittel und durch eine höchst übertriebene Preisung der Kräfte des Alliirten zu beweisen, wie wahrscheinlich es sey, hier im Trüben fischen zu können. Nicht minder entwarf man ein sehr geschmeicheltes Gemälde von dem Finanzzustande und von der Vermögenheit der Unterthanen, die Kosten zu einem Unternehmen vorzuschiessen, bey welchem man sich gewiß bezahlt machen werde. —

Mit einem Worte, alle die Wahrheiten, welche der Patriot Fahrmann gesagt hatte, wurden theils durch Scheingründe, theils durch Verstellung der wahren Beschaffenheit der Dinge, zu baaren Unwahrheiten herabgesetzt. Die unmittelbare Folge von allen dem war ein Kabinetsschreiben, wodurch der Geheimrath seiner Dienste entlassen und ihm verstattet wurde, nach Uebergebung seiner Verwaltung an den Bruder der Maitresse, der Landluft zu genießen. Zwey Tage nachher, ward der Sohn ebenfalls seiner Stelle entsetzt und folgte seinem Vater auf eines seiner Güther.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wir sehen bald wieder vorwärts!

Gleich nach des Geheimraths Entfernung wurde der Allianztraktat abgeschlossen und solchergestalt das Signal zum Kriege gegeben. Auf diese Veranlassung erschien eine Schrift, worinn das Benehmen der Regierung streng rezensirt wurde. Der Verfasser wiederholte beynah dieselben Gründe, so Sahrmann, der Vater, im Konseil dawider angeführt hatte und wie sie ganz natürlich aus der Natur der Sache herflossen. Zugleich machte er die Apologie des Geheimraths und überhäufte die Regierung und die Faktion, welche den Fürsten leitete, mit den bittersten Vorwürfen, wegen der Entfernung des einzigen rechtschafnen, einsichtsvollen Mannes, der aus einer langjährigen Erfahrung die Geschäfte genau gekannt habe. —

Die Maitresse, welche in dieser Broschüre mit samt ihren Anhängern auf eine anzügliche Art mitgenommen war, trat dieselbe, als sie sie gelesen hatte, mit Füssen, und ihr Zorn, ihr

Durſt nach Rache, kannte keine Grenzen. Man glaubte den Stil des jungen Fahrmanns darinn wahrzunehmen. Der Umſtand, daß er ſchon ehedem ein Werk geſchrieben hatte, deſſen Innhalt man jetzt aufrühreriſch nannte und deſſen man ſich gefliſſentlich erinnerte; nebſt dem Intereſſe der Rache wegen Abſetzung ſeines Vaters und ſeiner eignen Verabſchiedung, ſchienen vollends ſo unumſtößlich zu beweiſen, daß er auch der Verfaſſer jener Schrift ſey: daß ſogleich ſeine Verhaftnehmung beſchloſſen und zur Ausführung gebracht wurde.

Ein Kommando Dragoner entriß ihn den Armen ſeiner Aeltern und führte ihn nach der Hauptſtadt, wo er als ein Staatsverbrecher eingekerkert wurde. Er mußte verſchiedne Verhöre aushalten. Da die ganze Anklage auf willkürliche Vorausſetzungen und Muthmaaßungen beruhte, und man keinen einzigen Beweis gegen ihn aufbringen konnte: er aber hingegen derſelben verſchiedene für ſeine Unſchuld an der ihm aufgebürdeten Autorſchaft anführte; ſo hätte er nach der Regel, müſſen freygeſprochen werden. Aber, dieſe galt hier nicht. Die Rachſucht wollte ein Opfer haben. Er ward für einen hartnäckigen

Läugner erklärt und als ein gefährlicher Mensch, der ein so gut als erwiesenes Verbrechen nicht eingestehen wolle, zum Festungsarrest auf Lebenszeit verurtheilt.

Seine Abführung nach dem Orte, wo er die übrige Zeit seines Lebens hinschmachten sollte, war nur noch auf zwey Tage ausgesetzt, als ihm einer der Gefangenwärter ein Briefchen zusteckte. Eine verstellte Hand, in der er aber doch die Züge seines Gönners, des Bruders des Fürsten, erkannte, meldete ihm mit wenig Worten, daß seine Freunde beschlossen hätten, ihn noch diesen Abend zu befreyen; weil, wenn er sich einmal auf der Festung befände, dies nicht wohl möglich seyn würde. Zu dem Ende würde man kurz vor Mitternacht, die eisernen Stäbe vor seinem Fenster von außen losbrechen und eine Leiter an die Mauer stellen, damit er sich derselben zum Herabsteigen bedienen könne. Das Uebrige, schrieb man, sollte er der Sorgfalt seiner Freunde überlassen.

Man kann wohl glauben, daß unser Fahrmann nicht einen Augenblick angestanden haben werde, sich des angebotnen Beystandes zu bedienen, um einer Gefangenschaft zu entgehen, wo-

zu er sich durch kein Verbrechen qualificirt, und wozu ihm nicht die Gesetze, sondern die Eigenmacht und die Ungerechtigkeit verurtheilt hatten. — Zur bestimmten Stunde hört er das erwartete Geräusch an seinem Fenster. Da seine Retter gute Werkzeuge hatten, dauerte es nicht zehn Minuten, als man ihm ganz leise sagte, er möchte nun nur herabsteigen. Kaum befand er sich auf der Straße, als zwey Männer ihn stillschweigend unter die Arme faßten, und ihn eilend durch ihnen sehr wohl bekannte Schleichwege über den Wall und den trocknen Graben bis aufs Glacis brachten, ohne daß eine Schildwacht sie nur gewittert hätte. Hier hielt schon ein Andrer mit einem gesattelten Pferde. Einer seiner Begleiter gürtete ihm einen tüchtigen Säbel um; der andre lies eine schwere Börse in seine Tasche gleiten, und darauf schob man ihn gleichsam aufs Pferd, indem man ihn ermahnte, nun dafür zu sorgen, aufs eiligste die * * * sche Grenze zu erreichen.

Das Roß war vortreflich; der Weg konnte nicht besser seyn und war unserm Fahrmann vollkommen bekannt. Indeß hatte er sieben Meilen bis zur Grenze und diese wollten wohl geri-

ten seyn, da er sich 's nicht erlauben durfte, seinem Gaul ein Futter zu geben. Es war achte an seiner Uhr, als das * * * sche Wappen ihm ankündigte, daß er über die Grenze sey. Ins erste Wirthshaus, welches ihm aufstieß, kehrte er nun ein, um Roß und Mann nach einem so forcirten Ritt zu stärken.

Er verweilte hier drey Stunden, weil er in der That sehr ermüdet war und sich in einem fremden Lande für ganz sicher hielt. Er hätte mit zwey Stunden weiter reiten können, und diese ohne Noth versäumte Zeit, hätte ihm beynah das Leben gekostet. — Er mochte wohl einige Meilen zurück gelegt haben, als er mitten in einem Walde — (in demselben, in welchem der Oberste ihn gefunden hatte); — das Stampfen von Hufen hinter sich hörte. Er sah sich um und gewahrte von weitem drey Reiter, die ihm auf diesem Boden aber gar keinen Argwohn einflößten. Da dieselben, je näher sie ihm kamen, immer schärfer ritten — indem sie ihn nun erkannt haben mochten — sah er sich noch einmal um, und — man denke sich sein Entsetzen, als er in dem Vordersten der Reiter einen Leutnant von der * o * schen Garde zu Pferde, entdeckte, obwohl

derselbe bürgerliche Kleidung trug. Da derselbe ein treuer Anhänger der Maitresse war, so konnte er leicht schliessen, wessen er sich zu ihm versehen durfte.

Er hatte keinen Augenblick zu verlieren, um einen Entschluß zu fassen. Zu entfliehen, war bey der Müdigkeit seines Rosses nicht wohl möglich. Er beschloß also, sich zu wehren und sich ihnen so theuer als möglich zu verkaufen. Eine Gruppe dichtverwachsener Bäume, vor welcher er sich stellte, mußte ihm den Rücken decken. Darauf nahm er den Zügel seines Pferdes in den Mund und in jede Hand ein Pistol, welche sich im Sattel befanden. So, erwartete er seinen Feind, der ihm bald ganz nahe kam und ihm zurief, sich ohne Widerstand zu ergeben. Fahrmann antwortete mit einer Kugel, welche einen der Begleiter des Leutnants vom Pferde warf. Nun drangen die beyden andern mit den Degen in der Faust auf ihn ein. Er verschoß seine zweyte Kugel, aber ohne Wirkung, und darauf grif er auch zum Säbel. Das Gefecht war wüthend. Seine Gegner fochten mit einer Geschicklichkeit, die sie sich durch lange Uebung erworben hatten und die ihm mangelte. Am Ende, da sie ihm

auch an der Zahl überlegen waren, konnte er denſelben nicht länger widerſtehen. Er hatte zwar verſchiedne Wunden ausgetheilt: allein, er hatte ſie mit Wucher zurück erhalten. Endlich bekam er faſt zu gleicher Zeit, einen flachen Hieb auf den Kopf, der ihn betäubte und einen Stich unter der Bruſt. Von dieſem Augenblick verlohr er das Bewußtſeyn, und erhielt es erſt durch des Oberſten menſchenfreundliche Sorgfalt wieder.

Wie man ihm ſo geſchwind auf dem Fuſſe folgen können, und wie man den Weg ausfindig gemacht, welchen er genommen hatte, erfahren wir vielleicht noch in Zukunft. Indeſſen laſſen wir es Jedem frey, nach Belieben zu muthmaaſſen.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Nur noch dieſen Brief bitten wir zu leſen!

Vielleicht erinnert man ſich noch, daß wir im achten Kapitel eines Briefes erwehnt haben, welchen Fahrmann durch Veranſtaltung des Oberſten erhielt. Da derſelbe zur Vollſtändigkeit der frühzeitigen Begebenheiten unſers Helden

nus nothwendig scheint, so glauben wir, daß es nirgend so sehr als hier an seiner Stelle steht. —

Mein theurer Sohn!

„Durch die klugen Maasregeln Deines so großmüthigen Erretters, des verehrungswürdigen von Ehrlichheim, ist mir Dein Schreiben richtig und ohne Zeugen eingehändiget worden. Der Bote hatte sich seiner Instruktion gemäß, klüglich an keinen andern Menschen, als an mich selbst wenden wollen: und war so lange in der Gegend des Dorfes herumgeschlichen, bis er am dritten Tage Gelegenheit fand, sich seines Auftrages an mich zu entledigen, da ich eben ganz allein spatzieren gieng. — Dankbar erhob sich mein Herz zu dem Allvater, dessen Macht die Unschuld den Klauen der Ungerechtigkeit und der Bosheit entriß. Wer kann hier eine schützende, alles ordnende, alles regierende Vorsicht verkennen? — Gewiß, die Erfahrung und die Beobachtung der Begebenheiten hienieden und der Schicksale der Menschen, reichen uns Waffen gegen jene spitzfündige Philosophen, die — um Epoche zu machen, um ihren Scharfsinn brilliren zu lassen — sich selbst an das Heiligthum der

Menschheit wagen, und durch künstliche Häufung von Schlüssen auf Schlüsse, gewisse Ueberzeugungen wegzuraisoniren, gewisse Wahrheiten zu entkräften trachten, ohne welche wir nicht tugendhaft, nicht glücklich seyn können, und welche die Natur selbst in jedes menschliche Herz mit unauslöschlichen Buchstaben einschrieb und aus diesem in jedes Glaubenssystem übertrug. — Obschon diese philosophischen Lichter die Wirksamkeit jener Waffen leugnen; — obschon sie nichts für wahr und wirklich annehmen wollen, was man nicht auf den von ihnen eingeschlagnen Wege kunstmäßig beweisen kann; — so dienen sie, wenn man jene Feinde der menschlichen Glückseeligkeit auch nicht damit besiegen kann, doch sicher dazu, uns gegen ihren Gift zu verwahren!"

„Du bist also gerettet aus der Hand unserer grausamen Feinde, mein Sohn, mein Freund, mein Alles! O, dieser Tag, da Dein Brief uns diese frohe Nachricht brachte, war für Deine trauernde Aeltern, die bisher eine schaudervolle Nacht des Kummers und der schrecklichsten Besorgniß durchlebten, der schönste ihres Lebens. Nun sind wir wieder ganz glücklich; so glück-

lich, als wir es ohne Deine Gegenwart seyn können, und auch diese hoffen wir, nicht mehr lange zu entbehren. Denn, wenn Du unter der gegenwärtigen Lage auch nicht zu uns kommen kannst; so werden sich doch Mittel zeigen, um eine Freystatt ausfündig zu machen, wo wir miteinander leben können. Dies zu bewerkstelligen, wird jezt mein wichtigster Gedanke seyn."

„Nun muß ich, Deinem Verlangen zufolge, Dir auch etwas von den Vorgängen nach Deiner Flucht sagen. In Ansehung meiner, hat sich gar nichts verändert. Man ignorirt mich in meinen Exil, welches mir auch sehr lieb ist. Ja, man hat hier nicht einmal Nachsuchung nach Dir gethan, weil man klug genug war, wohl einzusehen, daß Du Deinen Sicherheitsort bey uns gewiß nicht suchen würdest. Die Ursach, warum man Deine Flucht so zeitig entdeckte, war zwar eine zufällige, aber doch auch zugleich die Folge, einer kleinen Unvorsichtigkeit Deiner Erretter. Diese hatten die Leiter an dem Fenster Deines Kerkers stehen lassen. Ein Gardeoffizier, eben der, welcher Dich verfolgt hat, kam

ohngefähr eine Stunde nach Deiner Entweichung da vorbey, erblickte die Leiter und machte sogleich Lärm. Dieses, und daß man Dir mehrere Nachsetzer nachschickte, ist Alles, was davon ins Publikum gekommen ist. Von dem Uebrigen, von Deiner Verfolgung in die [redacted]-schen Lande, von Deiner Verwundung, weis hier kein Mensch etwas. Wahrscheinlich halten Dich Deine Feinde für todt, welches zu glauben, sie in der That auch alle Veranlassung haben. Die Ruhe, welche man mich geniessen läst, scheint dieß zu beweisen. Denn, da man seiner Rache ein Opfer gebracht zu haben meint, so ist dieselbe einstweilen gesättiget. — Du siehst hieraus, lieber Sebastian, daß ich nicht viel mehr — und in gewisser Hinsicht, noch weit weniger wußte, als Du, und kannst daher urtheilen, wie schrecklich eine so fürchterliche Stille auf mein Herz gewirkt habe."

„Uebrigens geht es bey Hofe und im Lande immer den alten Gang. Man schwelgt, verschwendet und zieht die Unterthanen aus. Alles Nachdenken, alle Besorgniße schlummern. Aber — ich fürchte, das Erwachen aus dieser Sorglosigkeit wird

schrecklich seyn. — Jener projektirte Krieg ist noch glücklicherweise durch eine sehr nachdrückliche Vorstellung des **er Hofes abgewendet worden. Die Maitresse sprüht gegen das **er Ministerium Feuer und Flammen, weil man ihr die Plane ihrer Rache so vereitelt hat und ihr zum erstenmal die Kränkung empfinden läßt, ihre Allgewalt an der Klippe der eisernen Nothwendigkeit, scheitern zu sehen. Die Folgen, welche dieses Kriegsprojekt für uns gehabt haben, segne ich jetzt aufrichtig. Wir sind dadurch nicht allein von einem Posten entfernt worden, in welchem wir, ohne Mitschuldige an der Verrätherey gegen den Staat zu werden, uns doch nicht hätten erhalten können; sondern wir sind auch dadurch — wenn gleich zwischen Klippen, die uns den Schifbruch drohten — in den Hafen der Ruhe gelangt." —

„Mein theurer Sebastian, ich muß diesmal meinen Brief abkürzen, indem ich Deinem Wohlthäter einige Worte der Dankbarkeit zu schreiben habe, und es vielleicht gefährlich seyn könnte, den Boten, der Gegenwärtiges mit zurück nehmen soll, in hiesiger Gegend lange aufzuhalten.

Deine Mutter legt auch einige Zeilen bey *) Lebe wohl! Der, der Dich mit ſchützender Hand ſo großen Gefahren entriß; der Dich aus den kalten Armen des Todes wieder ins Leben zurückrief, behüte dich ferner! Unterlaß nicht auf Deiner Hut zu ſeyn! Denke dran, daß Du Deine gegenwärtige Sicherheit blos der Unwiſſenheit verdankeſt, in welcher Deine Feinde in Anſehung Deiner ſind! Ich umarme Dich als:

Dein zärtlicher Vater

Sahrmann"

*) Da die mehreſten unſerer Leſer ſich wohl ohngefähr denken können, was eine zärtliche Mutter unter vorliegenden Umſtänden, an ihren Sohn geſchrieben haben mag; ſo halten wirs als ſehr verantwortlich, wenn wir dieſe Beylage unterſchlagen, um den Raum für intereſſantere Gegenſtände zu ſparen.

Anm. des Verf.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wieder vorwärts!

Es wird noch ein Wenig geritten und dann — räsonirt.

Also — es gieng davon, als hätten Rapp' und Schimmel Flügel. — Schon waren anderthalb Meilen im Rücken und noch sollte Fahrmann das erste Wort sprechen. Vielleicht hätten wir allerseits, wenn wir in seiner Lage gewesen wären, nicht mehr Vorrath an Worten gehabt. Man denke sich diese Situation ganz wie sie war! —

Flüchtig vor grausamen Feinden, die ihn wie einen Verbrecher verfolgten und ihm das Schicksal eines Missethäters bereiteten, wenn er das Unglück hatte, in ihre Hände zu fallen; entfernt von einer Freystatt, wo es ihm, — die Widerwärtigkeiten der Liebe abgerechnet, so wohl gegangen war; getrennt von einem Manne, der ihm der zärtlichste Freund, ein zweyter Vater gewesen war; getrennt, von einem Mädchen, deren Umihnseyn — so streng sie ihn auch behan-

delie — ihm unentbehrlich geworden war; so aus allen seinen Verhältnissen herausgerissen, sah er in eine Zukunft, die ihn — um das Geringste zu sagen — nicht tröstete. — Seine Seele glich einem Vorhange, an welchem die Laterna magika mit schneller Abwechselung verschiedne Bilder hinschweben lies. Wenn eins verschwand, stand das andre wieder da, und am öftersten unter allen, zeigte sich das Konterfei Sophiens.

Das Wetter hatte sich indeß etwas aufgeklärt. Ein frischer Ostwind trieb die weisgrauen Wolken vor sich her, und schon schwang sich hier und da eine frohsingende Lerche; schon blickte ein sanftes, liebliches Blau und das allbelebende Licht der Sonne abwechselnd durch das getrennte Gewölke. Wie mächtig eine so reitzende Verwandlung eines trüben, melancholischen Tages, auf die Gemüthsbeschaffenheit wirke, wird wohl Mancher meiner Leser aus Erfahrung wissen, und es mir um so eher glauben, daß auch unser Jahrmann etwas aus seiner trübsinnigen Träumerey dadurch geweckt wurde.

„Nun haben wir den halben Weg," sagte Christjan, als sie eben eine Höhe erreicht hatten, von welcher man eine der bezaubernsten Gegen-

Gegenden überſah. Dies war die Loſung, welche unſern Helden vollends zu ſich brachte. Seine Augen eröfneten ſich für die Schönheiten, welche ſich denſelben darboten; ſein Ohr ergötzte ſich an den Hymnen, welche das Chor der Vögel der wiederkehrenden Königin des Tages ſang; ſein Herz nahm Antheil an dem Glücke, welches ſeine Einbildungskraft den Bewohnern dieſer paradiſiſchen Gegend ſchuf, in welcher unzählige, wohlgebaute, mit rothen Ziegeldächern prangende Dörfer und Meiereien, keinen gemeinen Wohlſtand verkündigten. Er lies ſich nun auch mit Chriſtjan in Geſpräch ein, welches das, was er vor ſich ſah, zum Gegenſtande hatte.

So erreichten ſie unvermerkt das erwehnte Städtchen, wo Chriſtjan unſern Freund verlaſſen ſollte, um noch denſelben Abend wieder in Sloßberg zu ſeyn, damit man deſſen Abweſenheit dort nicht gewahr werden möchte. Unſer Held gab ihm einige Zeilen an den Bidermann Erlichheim mit, deren Inhalt man ohn' unſer Zuthun errathen kann. Leonore und Sophie lies er mündlich grüſſen; ohne es doch zu wagen in Anſehung der Letztern etwas Beſonders hinzuzufügen. Als der Jäger ihm ſein Lebewohl

ſagte, war es ihm, als wenn er ſich noch einmal von dem Ehrlichheimſchen Hauſe trennte. Dieſer ehrliche Kerl war ihm, ſo zu ſagen, noch ein Repräſentant deſſelben geweſen, und er konnte ſich nicht enthalten, ihn beym Abſchiede zu umarmen.

Und nun war denn unſer Fahrmann zum erſtenmal in ſeinem Leben, ſich ſo ganz allein überlaſſen. Wir können ihn billig als einen ſolchen betrachten, der von nun an, erſt in die Welt eintrat. Denn, daß er in einer Reſidenzſtadt gebohren und erzogen worden, daß er auf der Univerſität geweſen war, daß er ſogar am * * * ſchen Hofe in einer Bedienung geſtanden: das können wir unter der Lage, in welcher er beſtändig gelebt hatte, gar nicht für ein Leben in der ſogenannten Welt gelten laſſen. — Auſſer die Univerſitätsjahre, welche er unter der Leitung eines Hofmeiſters von geprüfter Fähigkeit und Sittlichkeit, zurücklegte, hatte er bis zu ſeiner Verhaftnehmung noch keine Nacht auſſer ſeinem Aeltern Hauſe geſchlafen. Er hatte mit keinen andern Menſchen Umgang gehabt, als mit denjenigen, welche bey ſeinem Vater verkehrten, und auf der Univerſität, welche ſein Hofmeiſter ihn zuführ-

te: und diese waren insgesamt gewählte Leute, von vorzüglich gutem Karakter und von unbescholtenen Sitten. Unter solchen Umständen gab es fast nie Gelegenheit, daß Fahrmann einer Versuchung ausgesetzt werden konnte, und wenn dies ja zuweilen der seltene Fall war, so reichte ihm der kluge Vater, dem das Herz des Sohnes immer offen stand, beyzeiten die hülfreiche Hand, daß er also zum Straucheln nicht wohl kommen konnte. Da er also immer nur gute Beyspiele vor Augen gehabt und immer nur den bessern Theil der Menschen gesehen hatte, kannte er Bosheit und Laster und die schlechtere Menschenart nur vom Hörensagen, aus Büchern und aus einer nur sehr kurzen eignen Erfahrung in der letzten Zeit seines Aufenthalts am * * * schen Hofe, aus welcher letztern er aber auch nicht viel Nutzen zog, weil er immer fortfuhr, die Menschen im Durchschnitt so zu beurtheilen, wie er sie am meisten gesehen hatte und wie seiner Gutherzigkeit, sie zu sehen, es am behaglichsten war.

Wir können ihn also für nichts weniger, als einen Menschenkenner passiren lassen, und auch nicht besser, als Andre, kannte er sich selbst,

weil er eigentlich noch nie sich selbst hatte handeln sehen: indem er beständig unter der Leitung und nach dem Rathe Andrer gehandelt hatte. Haben wir demnach unrecht, wenn wir ihn als einen, der Welt und wie es darinn hergeht, ganz Unkundigen betrachten? —

Dreyßigstes Kapitel.

Floßberg.

Da wir vor der Hand von unserm Helden weiter nichts sagen können, als daß er, nachdem er den Abend zuvor — zwar nicht mit sonderlichem Appetit — gespeis't, aber die Nacht leidlich geschlafen und darauf recht gut gefrühstückt hatte, bey frühem Morgen ausgeritten war, um seinen Weg nach L** fortzusetzen; so machen wir indeß einen Besuch bey dessen Freunden in Floßberg.

Fahrmanns Abreise war hier bey den vorsichtigen Anstalten des Obersten, für Jedermann ein Geheimniß geblieben. Mit nicht geringem Befremden vermißten ihn die Mädchen daher beym Abendessen. Beyde hätten gern nach ihm

gefragt, die Eine aus Neugierde und die Andere aus einem höhern Intereſſe: allein, keine wollte, ſich ihres Motifs bewußt, ſich blos geben. Endlich fieng der Oberſte ſelbſt davon an und ſagte, er hätte ihnen viele Empfehlungen von Fahrmann zu machen, der wegen Angelegenheiten von Wichtigkeit auf einige Tage verreiſ't ſey. So moderirt dieſe Auskunft auch war, ſo koſtete es der armen Leonore doch einen Seufzer. Es gieng den Ueberreſt des Abends ſehr ſtill zu, und Jedes ſuchte beyzeiten ſein Kämmerlein.

Es mochte ohngefähr Morgens um drey Uhr ſeyn, als der Wächter und alle Hunde auf dem Hofe von einem heftigen Pochen ans Thorweg alarmirt wurden. Auf die Frage des Wächters, wer da ſey, verlangte man den Oberſten zu ſprechen, ohne ſich zu erkennen zu geben. Man weckte denſelben daher, und er begab ſich in Begleitung einiger handfeſten Leute ans Thor. Er erkundigte ſich ebenfalls, was es gebe und wer zu dieſer Stunde eingelaſſen zu werden verlange. „Ein Officier im Namen des Königes," war die Antwort. Der Oberſte, welcher etwas Aehnliches erwartet hatte, bedachte ſich nicht weiter und lies aufmachen; da denn ein Officier mit

zwölf Dragonern einritt, der, nachdem er abgestiegen war, unsern Ehrlichheim besonders zu sprechen, sich ausbat.

Als sie sich allein befanden, überreichte er demselben einen Kabinetsbefehl, wodurch ihm die Auslieferung Sahrmanns an das Kommando anbefohlen wurde. Der Oberste, der auf Alles gefaßt war, stellte sich ganz erstaunt. Endlich antwortete er dem Officier: „Mein Herr Lieutenant, ich würde nicht einen Augenblick anstehen, den Befehl meines Königs als ein gehorsamer Vasall zu erfüllen, wenn der von Sahrmann sich allhier befände. Allein er ist gestern, unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte, abgereist. Ob er vielleicht von dem ihm bevorstehenden Schicksale irgendwoher einen Wink erhalten haben mag, kann ich nicht wissen, und eben so wenig weis ich von seinen Begebenheiten. Alles, was ich Ihnen von demselben sagen kann, ist, daß ich ihn gefährlich verwundet in meinem Walde gefunden habe. Was ich für ihn that, war Pflicht der Menschlichkeit.“ —

Der Officier erwiederte, daß ihm sein Wort zu ehrwürdig sey, als daß er irgend etwas von dem ihm Gesagten bezweifeln könne; allein, dem-

ohngeachtet würde dem Herrn Obersten, als einem gedienten Officier bekannt seyn, was seine Pflicht heische. — „Sie meinen," fiel Ehrlichheim ein, „daß Sie sich durch Nachsuchung selbst von der Abwesenheit des von Jedermann übergezeugen müssen? — Das ist natürlich! Sie sind Herr, keinen Winkel meines Hauses undurchsucht zu lassen." — Der Leutnant bediente sich dieser Erlaubnis und seines Rechts noch mit ziemlicher Bescheidenheit, und verlies Klosiberg nach eingenommenem Frühstück.

Als man in der Residenz durch den Rapport des Officiers vernahm, daß der Vogel der Schlinge entgangen sey, lies man es, da die Sache den * * * schen Hof nicht selbst interessirte, bey einigen verlohrnen Vorkehrungen auf der Grenze bewenden, welche bey dem guten Vorsprung unsers Helden eben so gut hätten unterbleiben können.

Der Oberste, seiner Seits hatte, sobald er nur sah, von was die Rede war, seinem treuen Christjan ein paar Worte verstohlen ins Ohr gesagt, welcher geschwind seinen Schimmel sattelte, ihn durch eine Hinterthüre aus dem Stall zog und spornstreichs davon ritt. Wohin? —

Ey nun, zu unserm Fahrmann, um ihm die Warnung zu geben, ja aufs schnellste über die Grenze zu eilen. Da dieser aber bereits vor fünf Uhr aus jenem Städtchen ausgeritten war; traf er ihn nicht mehr, weswegen der gute Ehrlichheim seinethalben denn alle Furcht verbannte.

Nun blieb es auch Leonoren kein Geheimniß mehr, daß Fahrmann auf — vielleicht, Nimmerwiedersehn, von ihr geschieden sey. So wenig Trost ihre Liebe bey seiner Gleichgültigkeit auch gefunden hatte; so kostete ihr seine Entfernung und die Ungewißheit seines Schicksals doch manche Thräne, manchen Seufzer und manche traurige Stunde, welche sie ihm in seiner Eremitage am Schieferberge widmete. Es erforderte Zeit, ehe sie eine gewisse Fassung anzunehmen im Stande war, wenn sein Name genannt wurde, welches ziemlich oft geschah. Ihre Munterkeit, ihre fröhliche Laune blieb auf immer von einer Melancholie verdrängt, die ihr gar nicht lästig fiel. — Die arme Leonore! Geben Sie mir doch einen Rath, gutmüthige Leser, wie man dem guten Mädchen helfen könne! —

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Enthält gar nichts Wunderbares.

Wir nehmen nun auf einige Zeit Abschied vom Klosßberg und den lieben Leutchen, die dort hausen; ohne jedoch — wie 's leider nur zu oft der Fall in dieser bitter bösen Welt ist — das alte Sprüchwort: „Kommst Du mir aus den Augen, kommst Du mir aus dem Sinn," auch durch unser Beyspiel in seinem erworbenen Kredit zu unterstützen. Vielmehr wollen wir an diese alten Freunde recht oft denken, wovon wir zu seiner Zeit den Beweis geben werden. Jezt ruft uns eine höhre Pflicht: die unserm Fahrmann geschworne treue Anhänglichkeit, zu diesem hin, um ihm auf seiner gefährlichen Wanderschaft Gesellschaft zu leisten. . . . .

Jude. So wahr ich 'n ehrlich Mann bin, 's Meß is nit mehr werth, als zehn Thaler!

Fahrmann. Aber, es war doch so 'n herrlich Pferd. —

Jude. Jo, 'n herrlich Pferd! das uf keenen Been stehn kann! Au weh mr, glob gar 's thut heut noch kreppiren.

Fahrmann. Es frißt aber doch gut und sieht so munter aus den Augen —

Jude. Munter, munter! Jo, wie 'ne alte Kuhe! — Mit 'n Wort, will der Herr zehn Tholer hoben? die geb ich'm nur aus Freundschaft — bey mein Leben! aus purer Freundschaft, weil Er nit wees, was Er uf der Reese mit der Kracke thun soll. — As mr Gott helf wenn 'n Andrer 'n Lujedor giebt!

Fahrmann. Nun, wenn Er meint — so nehm er's man hin.

Jude. Hier sin zwee Pistoletten. —

Fahrmann. Die haben ja keine Spur von einem Rande. —

Jude. Thut nichts, thut nichts, bey mein Gesund't! — Denkt der Herr wohl, daß ich 'n wollt betriegen? Do behüt mich Gott vor! Ich bin 'n ehrlich Mann. Nehm Er uf mein Wort die Pistoletten! Sie sin gut un wichtig. —

Fahrmann, der sich nicht einbilden konnte, daß ein Mensch, der ihm seine Ehrlichkeit so zuversichtlich betheuerte, ein Schelm seyn könne,

nahm auf des Juden Wort die Pistoletten und überließ ihm den Rappen, dem nichts fehlte, als daß ihm ein ungeschickter Schmied des Tages vorher beym Beschlagen einen Nagel ins Leben getrieben hatte. — Als unser Held hierauf dem Wirth seine Zeche bezahlen wollte, weigerte sich derselbe, eine von des Juden Pistolen für voll zu wechseln. Man nahm die Goldwage zu Hülfe und fand jede um zehn Aß zu leicht. Solchergestalt büßte Fahrmann hier zum erstenmal für seinen Mangel an Erfahrung und für den daraus entspringenden Mangel eines klugen Mißtrauens. Der Wirth gab ihm die gute Lehre: künftig bey Leuten, die er nicht kenne, vorsichtiger zu seyn. Ja, dachte Fahrmann bey sich selbst, indem seine Gutherzigkeit die harte Allgemeinheit, welche der Wirth annahm, milderte: mit den Juden, muß man sich auch ein Wenig in Acht nehmen! —

Durch den Verlust seines Rappen, der ihm besonders deswegen leid that, weil er ihn von dem braven Ehrlichheim bekommen hatte, war er nun genöthiget, mit der Post zu reisen. Da eben keine ordinaire abgieng, nahm er Extrapost

bis auf eine benachbarte Stadt, wo des andern Tages der L** er Postwagen wechselte.

Ehe wir unsern Fahrmann auf dem neuen Schauplatze, ordinaire Post genannt, erblicken, wollen wir uns noch einmal umsehen, und sollten wir auch Gefahr laufen — nicht wie die naseweise Dame Loth in eine Salzsäule verwandelt zu werden — ach nein, noch etwas Schlimmeres! sollten wir auch Gefahr laufen — langweilig zu werden. —

Die erste Tagreise, als unser Held so den ganzen Tag auf der Landstraße hintrottirte, sah es so ziemlich couleur de puce in seiner Seele aus. Die Eindrücke, welche er von aussen her erhielt, waren bis jetzt noch nicht stark genug, um das ganz frische Andenken an das, was er verlassen hatte, in den Hintergrund zu drängen. Sophie und der Gedanke, auf wer weis, wie lange? von ihr getrennt zu seyn, machte ihn besonders viel zu schaffen. Die beyden folgenden Tage hatte er einen Gesellschafter, der mit ihm desselben Weges ritt und sich zu ihm hielt. Dieser gab sich für einen Kaufmann aus, der zur Messe reise und war die lustigste Haut von der Welt.

Wo nur das Bild eines Kaisers, eines Königs, einer Sonne, oder ein dergleichen imposantes Schild, dem durstigen Wandrer Labsal für seinen ausgetrockneten Schlund empfahl, kehrte unser Lebemann auch ein und sein Begleiter mit ihm. Durch des Erstern Schnurren und Schwänke und durch das Mittrinken, welches seine Gefälligkeit nicht abschlagen konnte, ward Fahrmann nach und nach ganz heiter, und die Seufzer, die noch vor Kurzem aus seiner Brust, wie — wo find' ich eine erhabene Vergleichung? — wie — die Explosionen eines Vulkans, so unaufhaltsam emporgestürmt waren, entdrängten sich derselben jetzt selten, nur einzeln und ganz leise. — Den vierten Tag, den er allein auf der Postchaise zubrachte, hatt' er zwar einige Rückfälle; allein die Lieblichkeit eines schönen, sonnenhellen Tages, der Reitz der Landschaft, welche er durchrollte, nebst dem öftern Einkehren, woran der Schwager ihn zu erinnern nicht unterlies und das er seinem Reisegefährten ziemlich abgelernt hatte: dieses zusammen, verdünnte den Nebel sehr, der sich um seine Seele lagern wollte.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Der Postwagen.

Unser Held kam in der Nacht, nur zwey Stunden vor Abgang der Post in der gedachten Stadt an. Er freute sich sehr, als er beym Postmeister wider Erwarten seinen lustigen Kaufmann wiederfand. Fahrmann bezeigte ihm über diese Begegnung sowohl sein Vergnügen als seine Verwunderung, da er nicht begrif, wie er schon hier seyn könne. „Indem Sie durch den, Ihrem Pferde zugestoßnen Unfall aufgehalten wurden," belehrte ihn der Kaufmann, „setzte ich meine Reise mit einem forcirten Ritt fort. Da mir diese Art zu reisen, dennoch zu langsam gieng, verkaufte ich auf der vorletzten Station gleichfalls meinen Gaul, kam mit einer guten Gelegenheit hierher, und habe mich nun auf L** einschreiben lassen. Sie wollen doch vermuthlich auch mit der Ordinairen gehen?" — Die Frage hätte er sich ersparen können, da ihm Fahrmann diese Absicht schon vor einigen Tagen geäußert hatte. — Wir wollen nicht besorgen..... Doch, wer wird denn

immer fürchten! — Er konnte das ja vergessen haben. —

Ausser diesem war Niemand eingeschrieben. Da der Postillon schon geblasen hat, der Kaffe getrunken ist und uns nichts weiter beyfällt, was einen längern Aufenthalt hier nöthig machte; so lassen wir sie in Gottes Namen aufsitzen, fortfahren, und theils schlafend, theils schwatzend, auf der nächsten Station ankommen.

Nun erhielten sie, da hier mehrere Posten sich kreuzten, drey neue Reisegefährten. Ein junges, reitzendes Mädchen, das nach L** reisen wollte, um — wie sie vergab — eine alte todtsterbenskranke Tante zu besuchen und sich von derselben zur Erbin einsetzen zu lassen, nahm ihren Platz neben unserm Fahrmann, der auf dem mittelsten Stuhl sass, und ob zwar nach dem Range des Einschreibens, derselbe dem komischen Kaufmanne zukam; so war dieser gegen das Geschlecht doch so artig, ihn nicht zu reklamiren. — Ein Galanteriehändler, welcher ebenfalls zur Messe reis'te, setzte sich im Hintergrund neben dem Kaufmann. — Eine hagre, bleiche Menschenfigur, in einem simpeln, braunen Rocke, schwarz zeugnen Weste und Hosen, in Stiefeln

und mit ſchwarzem, in natürliche Locken fallenden Haar, endlich, pflanzte ſich, blos den Hut ein Wenig verſchiebend und ohne ein Wort zu ſagen, auf den vorderſten Sitz hin. Er hatte etwas Geheimnißvolles an ſich, und nach ſeinem hartnäckigen Stillſchweigen zu urtheilen, hätte man ihn füglich für einen Schüler des olim weit und breit berühmten Philoſophen Pythagoras halten können.

Die andern machten einen deſto beſſern Gebrauch von ihren Sprachwerkzeugen, und die Unterhaltung fieng an, lebhaft zu werden. Der luſtige Kaufmann gab den reſpektiven Zwergfellen manche Bebung, und der Galanteriehändler — ſeinem Gewerbe auch hier eingedenk — ſuchte einen Tauſchhandel an Galanterien mit dem jungen Mädchen zu eröfnen. Allein dieſe ſchien an dem Kommerz kein Behagen zu finden und hielt ſich merklich zu ihrem Nachbar, unſerm vielgeliebten Helden, der nicht ermangelte, ſeinem Hange ſich mitzutheilen, Genüge zu leiſten, und gleichfalls ſeinen Senf zu dem Geſpräch dazu zu geben. So erreichte man die Nacht, nachdem man vorher eine Station berührt hatte, von wo aus die Reiſegeſellſchaft dieſelbe blieb.

Die Idee eines jungen, unſchuldigen, in der Fremde ohne Schutz befindlichen Mädchens, allein, und auch nicht das geringſte Nebenmotif — es müſte denn ſehr tief in einer der vielen verborgnen Falten verſteckt gelegen haben — hatte unſern Fahrmann angetrieben, ſich gegen ſeine ſchöne Nachbarin äuſſerſt artig und ſorgſam zu beweiſen. Sie von den Wagen hinab und wieder auf denſelben hinauf zu heben; ihr, wenn man abſtieg, Erfriſchungen anbieten; ſie beruhigen, wenn ſie bey einem Stoße oder Hängen des Wagens ſich furchtſam an ihn ſchmiegte; und keine der kleinen Höflichkeiten und Dienſtleiſtungen, welche in einer ähnlichen Lage nur ſtatt haben können, wurden von unſerm Helden unterlaſſen, der ſich überhaupt, in die für das liebe Geſchlecht ſo ſchönen Zeiten der Chevallerie, recht gut geſchickt haben würde.

Als es mit dem Abend kühle zu werden begann, wollte er ihr ſogar ein Opfer mit ſeinem Mantel bringen, den er ihr anbot. Allein die Schöne war zu beſcheiden um denſelben anzunehmen. Nach langem Wortwechſel hierüber, da ſich der großmüthige Fahrmann nicht abweiſen laſſen wollte, das Mädchen aber deſſen Güte ſo

zu mißbrauchen, sich nicht entschliessen konnte, fand Letztere endlich einen Ausweg, woran es, wie man behauptet, einem Frauenzimmer selten fehlen soll. — Dieser war kein andrer, als — den Mantel mit ihm zu theilen, welches der unschuldige Fahrmann auch ohne Bedenklichkeit zugestand. — Wir selbst, ob wir uns schon nicht anmaßen wollen, in so hohen Grade gutherzig und galant zu seyn, als unser Freund, hätten bey dem Reitze der Supplikantin, wenn sie uns darum ersucht hätte, ihr ein Plätzchen in unserm Mantel gleichfalls nicht versagt.

So, wie der gemeinschaftliche Genuß des Mantels die Körper einander näher brachte; so wurden auch die Geister vertraulicher mit einander, wozu das Mädchen nicht wenig Veranlassung gab. Fahrmann, der mit dem zweyten Geschlecht bisher nur in einem sehr entfernten Umgange gestanden hatte, und der in einer gewissen Gattung des sinnlichen Vergnügens noch gänzlich Neuling war, befand sich in einer sehr kritischen Lage. Es war ihm, als wenn ein gewisses, tiefliegendes Gefühl an derselben etwas auszusetzen hätte, und doch fand er dieselbe gar nicht unangenehm. Es dünkte ihm sogar, als

wenn er Sophien etwas abzubitten habe, obschon seine Unschuld ihn zu errathen verhinderte, was? — Zuletzt, je wärmer er das Mädchen, die sich recht an ihn gedrückt hatte, an seiner Seite werden fühlte, je wärmer wurde ihm, und seine Einbildungskraft fieng an, an derselben Stelle nach und nach die leibhafte Sophie unter den Mantel zu praktizieren. Unwillkührlich schlug er der Schönen seinen Arm um den Leib, dessen Umriß kein Fischbein verstellte. Sie that dasselbe und legte ihr Köpfchen recht traulich an seine Brust. Fahrmann dachte nun — gar nichts mehr. — Und — was hätt' er auch noch viel denken können? —

Man stelle sich ihn vor, wie er ein schönes Mädchen, von einem zu Genuß einladenden Körperbau, unterm Mantel beherbergt! — Man denke sich ihn in der beschriebenen Stellung, und wie sie ihre kleine weiße Hand in der seinigen wärmt; man denke sich diese Situation auf einem Postwagen, wo jedes Auge, das sie belauschen könnte, schläft! Hierzu füge man noch in seiner Vorstellungskraft eine schöne Herbstnacht, in der Mitte eines dichten Kiefernwaldes, durch den der Mond zwischen den Wipfeln der Bäume

spärlich durchleuchtet, um diese Scene in ein zauberisches Klairobscür zu verhüllen, und man hat eine ziemlich anschauliche Idee von dem buchstäblich wahren Tete a tete unsers Fahrmanns und seiner reitzenden Mantelgenossin.

Unser Held war feurig, jung und unerfahren; das Mädchen verbuhlt und sehr schön. Wars also ein Wunder, wenn die Vergessenheit Fahrmanns seiner selbst und die gegenseitige Vertraulichkeit, bis zu einem solchen Grad stieg, daß er seiner bisherigen Grundsätze und der ehedem erhaltenen guten Lehren vergaß, und sich nur mit dem Gegenwärtigen beschäftigte? — War das ein Wunder, da ein Wollust athmendes Mädchen, welches sich immer schmachtender in seine Arme drückte, oft ihn mit Wärme an ihre Brust hinzog, oft mit Inbrunst ihn küßte, oft seine zitternde, blöde Hand in ihren vollen, elastisch emporstrebenden Busen schob, indem die andre von selbst ihr rundes, von den Grazien gebildetes Knie berührte — — — ? ? —

Doch zum Glück wachte noch ein guter Genius über seine wankende Tugend und verhinderte, daß dieses gefährliche Spiel keine weitre Fol-

gen hatte. Es blieb sonach bey den Präliminarien. Fahrmann war zu unschuldig um dreist genug zu seyn, etwas Mehreres zu begehren, und das Mädchen zu klug, hier mit Mehrern entgegenzukommen. — Nachdem Beyde auf die Art einen Theil der Nacht vertändelt hatten, streute Morpheus seine Schlummerkörner über sie hin, und in einer gegenseitigen Umarmung schliefen sie felicirter ein.

Der stumme Braunrock war der Erste, welcher erwachte. Er hörte alle seine Reisegefährten um sich her schnarchen, und als er sich — vielleicht nicht ganz zufällig, nach Fahrmann umsah, bemerkte er mit einiger Befremdung, daß dieser einen noch einmal so großen Umfang einnahm als vorher. Eine kleine weiße Hand, die aus der Oeffnung des Mantels hervorragte und welche natürlicherweise einem ihr angemessenen Körper angehören mußte, der unter selbigem verborgen war; wie auch das Verschwinden des jungen Mädchens, welches noch gestern Abend neben Fahrmann gesessen hatte, erklärten ihm das Phänomen und lies ihn errathen, woher dieser wundersame Umfang entstehe.

Der braune Mann beg sich zurück und schob — aus welchem Bewegarund? das möchte sich vielleicht aus der Folge ergeben — den Mantel auseinander. Er erblickte unsern Helden und die Schöne in der wollüstigsten und verdächtigsten Stellung schlafen. Er zupfte Fahrmann beym Aermel, um ihn aufzuwecken. Dieser erwachte auch alsbald und erschrak baß, als er die Attitüde bemerkte, in der er sich überrascht sah. „Wecken Sie das Mädchen auf,“ flüsterte ihm der braune Mann zu: „wenn Sie Jemand so sähe, würden Sie sich nur den Spöttereyen aussetzen! — Als Fahrmann noch ein Wenig anstand den guten Rath zu befolgen, zupfte er die Schöne gleichfalls selbst beym Ellenbogen und sagte: Mamsellchen, 's ist Zeit aufzustehen!“ —

Nun ermunterte auch sie sich, rieb die Augen, rückte das Busentuch wieder zurechte, ordnete ihre übrige Kleidung, warf Fahrmann einen zärtlichen, dem braunen Manne aber, einen bitter bösen Blick zu und nahm ihren vorigen Platz ein.

Es war hohe Zeit zu diesem Arrangement; denn jetzt wurde auch der übrige Theil der Gesell-

schaft munter. Da man bald darauf die Station erreichte, wo die Pferde gewechselt wurden und die Post einige Stunden liegen blieb; so stiegen nun Alle vom Postwagen um zu frühstücken.

Stumm und das Gesicht voll glühender Schaamröthe, folgte Fahrmann den Uebrigen. Als nach eingenommenen Frühstück die Reisegesellschaft sich hier und da zerstreut hatte, und unser Freund sich mit dem braunen Manne auf einen Augenblick im Zimmer allein befand, begann dieser: „Mein Herr, Ihre Verwirrung und die Schaamröthe, welche ich auf Ihrem Gesicht bemerkt habe, giebt mir zu erkennen, daß Sie ein Mann sind, bey dem ein guter Rath noch angewendet ist.“ Und hierauf las er ihm eine recht nützliche Moral über die nöthige Wachsamkeit gegen sich selbst und über die erforderliche Vorsicht gegen Andre und besonders gegen das zweyte Geschlecht, vorzüglich auf Reisen.

Fahrmann nahm das Alles mit vielem Dank an und zog sich die gute Lehre ab: künftig kein Mädchen unter seinem Mantel zu beherbergen; welche er neben der: mit den Juden muß man sich auch ein Wenig in Acht nehmen, in ein Gedächtniß eintrug.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Wenn das gut abgeht, ſo — — —

Die junge hübſche Dirne, welche unſers Fahrmanns Tugend ſo in die Enge getrieben hatte, war — wie der erfahrenere Theil unſerer Leſer wohl ſchon muthmaaßet — nichts mehr und nichts weniger, als — ein Freudenmädchen; oder, wie einige ſtrenge Moraliſten neuerdings angefangen haben, dieſe Gattung weiblicher Geſchöpfe zu nennen, ein — Jammermädchen. Nachdem ſie ihr Noviziat in Dreßden beſtanden und in Berlin Profeß gethan hatte, verſuchte ſie nun ihr Glück für eigne Rechnung auf Meſſen und in Bädern.

Fahrmann hatte bey der Abfarth von der erſten Station, wo ſie mit ihm den Poſtwagen beſtieg, ſeine volle Goldbörſe dem lüſternen Auge des Demoiſellchens ſehr unvorſichtigerweiſe zu nahe gebracht. Das hatte die natürliche Folge, daß ſie beſchloß, die Künſte ihres Gewerbes an unſerm Helden zu verſuchen, um ſich wo möglich, wenigſtens eines Theils dieſer goldnen

Abgötter zu bemächtigen. Ihre Hofnung stieg bald zur Zuversicht, als sie in der Person Fahrmanns einen sehr unerfahrnen, jungen Mann fand, der noch zum Ueberfluß ihrem Kennerblick eine starke Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke und eine solche Temperamentswärme verrieth, die es ihr sehr zu erleichtern schienen, ihn in dem auszustellenden Netze zu bestricken. — Sie hatte bey allen den Freyheiten, die sie sich erlaubte, sehr täuschend die Rolle eines unschuldigen Mädchens gespielt, das blos von der gefährlichen Gelegenheit fortgerissen wurde. Auch wär' es ihr vermittelst dieser Maske gewiß gelungen, ihren Plan auszuführen, wenn der beschwerliche Braunrock ihr nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte, indem er Fahrmann vor ihr warnte.

Ob sie wohl an desselben Betragen gegen sie eine Veränderung spürte, und klug genug war, die Ursach derselben zu errathen; so gab sie doch ihr Vorhaben deswegen noch nicht — ganz auf. Sie verdoppelte vielmehr ihre Aufmerksamkeit, ihm durch tausend kleine Gefälligkeiten zuvorzukommen und durch Mitwirkung ihrer Reitze, die sie sehr geschickt zu gebrauchen wußte, seine Sinnlichkeit von neuem rege zu machen und die schlum-

meinde Leidenschaft wieder zu erwecken. Aber alle diese Versuche hatten nur die für sie widrige Folge, daß der mürrische Braune unsern Fahrmann um so mehr zu bewachen schien. Sie rechnete indeß noch stark auf die Nachbarschaft auf dem Postwagen.

Der Postillon stieß jetzt ins Horn und die Passagiere machten sich fertig wieder aufzusteigen. Jeder nahm seinen vorigen Platz, und auch Fahrmann wollte sich wieder neben das Mädchen setzen, als der braune Mann ihn mit einem Lächeln, das ihm nicht sehr geläufig zu seyn schien, sanft zurückhielt, indem er sagte: „Halten Sie! Das geht nicht an! Sie sollen nicht der einzige Glückliche seyn, der immer bey der Demoiselle sitzt; so was gehört auch für Unsereinen!“ — und mit diesen Worten lies er sich bey der Schönen nieder.

Fahrmann überlies ihm stillschweigend, vielleicht gern und ungern zugleich, den Platz und nahm nun den Vordersitz ein. Nachdem nun Alle saßen, brachte ein kräftiger Peitschenhieb die vier magern Postklepper in Aktivität, und im fördernden Trab giengs vorwärts.

Diese veränderte Besetzung der Plätze hatte auch einigen Einfluß auf die Unterhaltung, der

jetzt mehrere Umstände ungünstig waren. Der braune Mann redete mit dem Mädchen nicht, und dieses nicht mit ihm, und da sie bey der Aufsicht ihres Nachbars auch eben mit Fahrmann nichts abzumachen hatte, und dieser ebenfalls ein Bedenken fand, das Gespräch zuerst anzuknüpfen, welches er, bey dem wieder angenommenen Stillschweigen des Braunrocks und bey der weiten Entfernung der hintensitzenden Beyden, allgemein zu machen, nicht hoffen konnte; so nahm das Jüngferchen den Ausweg — in Ermanglung, etwas Besseres thun zu können, — ganz sanft einzuschlummern. Der Kaufmann, welcher auf der letzten Station den Galanteriehändler zu oft hatte Bescheid thun lassen, war so wie dieser, ebenfalls einem sehr bedürftigen Schlafe in die Arme gesunken.

Auf die Art herrschte ein allgemeines Stillschweigen, während welchem unser Held Muse hatte, eine kleine Selbstbeschauung vorzunehmen. Was er dabey entdeckt, und wie er über das Entdeckte geurtheilt habe, können wir so genau nicht angeben, weil wir keine andre Data dazu haben, als einige tief heraufgeholte Seufzer

und einige leise: „ach Sophie!“ — Vielleicht, war mancher gute Vorsatz das Finale davon. —

Die fernere Reise unsers Freundes — während welcher die Sitze, wie wir eben angezeigt haben, vertheilt blieben, war ganz leer an Abenteuern; bis auf die letzte Station vor L***, wo ihm noch eins aufstieß, welches wir unsern Lesern mit gutem Gewissen wohl nicht verschweigen dürfen.

Hier waren sie kaum vor dem Posthause vorgefahren, als ein Schwarm fideler Musensöhne, welche hier auf Weglagerung lagen, um den ankommenden (sogenannten) Füchsen eine Reiterzehrung abzujagen, aus der Thüre stürzte und den Wagen umringte. Einer derselben fragte in barschem Ton: „Schwager! was hast d' geladen? Hast d' keinen Fuchs auf?“ — „Einen glob' ich,“ erwiederte der Postillon, womit er unsern Fahrmann meinte, der sich für einen angehenden Studenten ausgegeben hatte. — „'n Fuchs! 'n junger Fuchs, der geprellt seyn will!“ brüllten sogleich ein vierzig rauhe Kehlen. —

Unter diesem Lärm stieg die Reisegesellschaft vom Wagen und begab sich nach dem Gastzimmer, wohin der ganze Haufe Studenten folgte.

Der Braunreck behielt auch hier sein äusseres Air und setzte sich abgesondert in eine Ecke, von wo aus er bey seiner Flasche Wein mit ruhigem Blick die Gesellschaft übersah.

Fahrmann gesellte sich zu den übrigen Reisegefährthen. Indeß ein Theil der Weisheitsschüler sich auf eine sehr freye Art mit der Schönen unterhielten, die sich — was unsern Helden, ohngeachtet der erhaltenen Warnung, sehr frapirte — in gar keine Verlegenheit dadurch gesetzt fand; machte sich eine andre Parthei mit Fahrmann, als dem vermeinten Fuchse, zu thun. Der Eine fragte ihn nach dem Befinden des Herrn Rektors und der lieben Aeltern; ein zweyter machte ihm ein ironisches Kompliment über sein frisches Aussehen, nach einer so fatiganten Reise, und noch Andre überhäuften ihn mit äusserst höhnischen Höflichkeitsbezeigungen. —

Fahrmann, der mit den Studentenmanieren nicht unbekannt war, und der, wie wir wissen, das Herz zu sehr am rechten Flecke hatte, um so leicht ins Bokshorn gejagt werden zu können, hörte dem Unwesen ganz ruhig zu, ohne ein Wort zu verlieren. Dies Stillschweigen mochte man ihm wohl für Blödigkeit oder Furchtsamkeit aus-

legen. Ein Student, mit dem völligen Kostüm eines Eisenfressers, mit ungeheuern Stolpstiefeln, mit fingerlangen klirrenden Sporen, schmutzigen ledernen Hosen, großen befiederten Hute und einem fünf Fuß langen Hieber, den er auf der Erde nachschleppte, trat recht vor ihn hin und fragte ihn auf eine äusserst melane Art:

„Ha, liebes Püppchen! sagen Sie mir doch, was gab Ihnen denn die liebe Mama beym Abschiede für eine gute Lehre mit auf den Weg?“

Nun lief dem sonst so gutmüthigen Fahrmann die Laus auch über die Leber; doch hielt er noch an sich und antwortete gesetzt: „Seyn Sie nicht zu neugierig!“

Student. (mit Karikatur freundlich) Je, warum denn nicht? — O, bestes Freundchen! halten Sie mich nicht lange auf! Sagen Sie mir diese herrliche Lehre, bitte, bitte! ich bin gar ungeduldig. . . . .

Fahrmann. (mit verbißnem Grimm) Sie zu erfahren? — Nun, wenn Sie mir versprechen, nichts übel zu nehmen — und selbst denn, wenn ich sie auch in Ausübung bringe. . . . . .

Student. O, im geringsten nicht, allerliebster Junge! Ich — nehme in der Welt Gottes nichts übel. Sagen Sie nur her, bitte. —

Fahrmann. (auf den Studenten zutretend) Gut, weil Sie's denn so haben wollen, so mags drum seyn. — Sehen Sie, meine Mutter gab mir vor fünf Jahren, als ich von ihr Abschied nahm, um die Akademie zu beziehen, die gute Lehre mit auf den Weg: — Geben Sie wohl Acht! — Jedem Esel, der sichs unterfangen möchte, Dich zum Ziel seiner Eseleien zu machen, dem gieb eine derbe Ohrfeige..... Hier, Herr Esel! — so eine — fühlen Sie sie? —

Die Maulschelle war wirklich bey den Worten: so eine, erfolgt; und zwar so nachdrücklich, daß dem Eisenfresser Hören und Sehen verging und er zu Boden stürzte; worauf Fahrmann sich zu seinem Stuhle zurückzog.

Ein allgemeiner Aufruhr unter den Burschen war die natürliche Folge dieses kühnen Streiches. Einige beschäftigten sich mit dem zu Boden gesunkenen, während der größte Haufe unter einem fürchterlichen Geschrey unserm Fahrmann zu Leibe gieng, um im Namen des gemißhandelten Bruders Satisfaktion zu nehmen.

Unser Freund nahm sogleich seinen Entschluß. Mit Behendigkeit sprang er, um dem ersten Anlauf auszuweichen, über einen hinter ihm befindlichen langen Tisch, den man erst umgehen mußte, um ihm in die Flanke zu kommen, und darauf zog er aus der Tasche ein Sakpistol und gab durch eine sehr decidirte Pantomime zu verstehen — denn hören konnte man ihn nicht — daß er den Ersten, der ihn in seiner Verschanzung angreifen möchte, mit einer Kugel empfangen werde.

Das that Wirkung. Die meisten machten einen Schritt zurück und keiner wagte, den Sprung über den Tisch nachzuthun. Es entstand sogar eine Stille.

Diese benutzte der Braunrock, der, als er Fahrmann so in der Enge sah, sich aus seinem Winkel hervorgemacht hatte. Mit einer Miene, welche Ehrfurcht einflößte und welche dem Manne eine Art von eben so unbeschreiblicher als unnachahmlicher Würde mittheilte, die von einem sehr decidirten Ton unterstützt wurde, sagte er:

„Meine Herren, was bisher vorgefallen ist, hielt man der leichtsinnigen, frivolen Jugend zu Gute. Als Nichtswürdige aber — als solche die die Verachtung jedes rechtlichen Mannes verdienen,

nen, würden Sie ſich zeigen, wenn Sie fortfahren wollten, einen Mann zu beleidigen, der durch ſein ganzes Betragen von Anfang an, ſich Ihre Achtung erworben haben ſollte. Die Behandlung, welche Einer aus Ihrer Mitte ſich durch ſein pöbelhaftes Benehmen ſo gerechterweiſe zugezogen hat, können Sie nicht als eine Beſchimpfung Ihres Standes anſehen, die Ihnen zu rächen obliegt; weil Sie ſonſt verpflichtet ſeyn würden, ſich auch jedes Schurken anzunehmen, der den Namen Student führt. Gewiß, eine ſehr ſchändende Protektion! — Folgen Sie daher dem Rath eines Mannes, deſſen Erfahrung Ihnen dieſen Rath ehrwürdig machen ſoll! Gehen Sie in Frieden auseinander und laſſen Sie dieſen Herrn, der nichts als Nothwehr geleiſtet hat in Ruhe! — Hören Sie? gehen Sie hübſch!“ ſetzte er noch zuletzt mit äuſſerſt impoſanten Ton und Geberde hinzu.

Ein mächtiger Zauberer mit der lähmenden Zauberruthe in der Hand, hätte nicht mehr Wunder thun können, als unſer braune Demoſthenes mit ſeiner kleinen Rede that. — Der Donner des Zorns brüllte nicht wieder; die wetterleuchtenden Wolken verſchwanden eine nach der

andern. Oder — verſtändlicher und ohne Figur! die Studenten, von einer Art paniſchen Schrecken ergriffen, verlieſſen nach und nach den Platz, und ſelbſt der, den unſer Fahrmann ſo kräftig Mores gelehrt hatte, verlohr ſich unter der zur Thüre hinausſchleichenden Menge, ohne daß er weiter geſehen wurde.

Als der Poſtillon ſeine gewöhnliche Loſung gab, beſtieg Alles ruhig und ungeſtört den Poſtwagen, der bald davon raſſelte. Das Geſpräch hatte durch die letzte Begebenheit wieder einen Stof erhalten, der es ſehr lebhaft unterhielt. Unſer Braunrock allein, ſaß ſo ſtumm da, als wenn er nicht einmal etwas davon gehört hätte, und ſelbſt auf die Dankſagung Fahrmanns für den ihm geleiſteten wirkſamen Beyſtand, antwortete er nur durch eine Miene, welche ohngefähr ausdrückte: für Erfüllung desjenigen, was ich für Pflicht halte, laß' ich mir nicht gern danken!

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Endlich kommen ſie an.

Als man in der Nähe von L*** gekommen war, fiel die Rede, wo man logiren werde. Fahrmann äuſſerte, daß er ſein Unterkommen noch nicht wiſſe. Da war nun der freundſchaftliche, komiſche Kaufmann ſogleich mit dem Erbieten bey der Hand, ihn mit in ſeinen Gaſthof, den er ihm nannte, zu nehmen, und er verſprach unſerm Freunde ſogar, wenn, wie es während der Meſſe wohl der Fall ſeyn könne, kein Zimmer mehr frey ſeyn ſollte, das ſeinige mit ihm zu theilen, das für ihn ein wie allemal paratſtehe. Fahrmann nahm das mit vielem Danke an, und als man vom Poſtwagen abgeſtiegen war und ſich von allen Seiten bekomplimentirt und Abſchied genommen hatte, begab er ſich mit dem Kaufmanne an Ort und Stelle.

Wie dieſer geſagt hatte, war es. Fahrmann konnte kein eigen Zimmer bekommen und mußte alſo von dem Anerbieten ſeines Reiſegefährten Gebrauch machen. Zufolge des Rathes,

welchen der Oberſte Ehrlichheim unſerm Freunde gegeben, veränderte dieſer hier ſeinen Namen abermals, den er in Fahrbek umwandelte, indem er ſich für einen reiſenden Gelehrten ausgab.

In dem Wirthshauſe wurde eine Table d' Hote gehalten, wo Studenten und andre honette Perſonen ſpeiſten. Unſere Paſſagiere nahmen auch daran Theil. Fahrmann fand ſeinen Sitz unter lauter Studenten, die aber in ihrem Benehmen nichts weniger als ſo rebütant, wie Jene waren, welche er unterweges vorgefunden hatte. Beſonders gefielen ihm drey ſeiner nächſten Nachbarn, die ſich mit ihm viel zu ſchaffen machten und ihm recht gute, brave Jünglinge zu ſeyn ſchienen.

Als das Geſpräch auf die ſchöne Gegend um der Stadt fiel, wovon Fahrmann immer viel gehört hatte, und er als ein Freund der Natur ſeine Begierde zu erkennen gab, Alles zu ſehen; ſo erboten ſich ſeine drey neuen Freunde — welchen Titel er ihnen nach ſeiner gutmüthigen Vereiligkeit, ſchon halb und halb zugeſtand — nach dem Eſſen mit ihm eine Promenade zu machen, die auch ſtatt hatte. Man beſuchte einige an-

ständige, sehr reitzende öffentliche Gärten und des Abends das R . . . sche Kaffeehaus, welches Alles unserm Helden recht wohl gefiel. Auf diesem Spatziergange ward dessen Freundschaftsband mit den drey Studenten vollends geknüpft. Man versprach sich gegenseitig einander während des Fahrbekschen Aufenthaltes in L** recht zu geniessen.

Als er des Abends nach Hause kam, war sein komischer Stubenkamrad schon im Schlafrock. Zum erstenmal nahm dieser jetzt ein ernsthaftes Gesicht an, und las unserm Freunde ein Kapitel über das leichtsinnige Freundschaftstiften mit Studenten. Da wir noch nicht Ursach haben, eine Nebenabsicht hinter diesem Kapitel zu vermuthen; so müssen wir sehr im Namen unsers Helden dafür verbunden seyn, da dieser, der sich nicht gern in seiner guten Meinung von dem Menschengeschlechte stören lies, nicht viel daraus machte. Beyde legten sich, von der Reise noch ermüdet, zeitig nieder, und wir hoffen, daß sie morgen recht vergnügt aufstehen werden. —

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Hoffen und Harren, u. ſ. w.

Was wir am Ende des vorigen Kapitels beſorten, iſt — wenigſtens auf Seiten unſers Fahrmanns — nicht eingetroffen. Als er früh erwachte und ihm die Sonne ſchon warm ins Geſicht ſchien, wollte er nach ſeiner Uhr ſehen, welche Zeit es wäre. Allein, die Uhr befand ſich nicht in den Beinkleidern, welche er am Abend zuvor, ſeiner Gewohnheit nach, vors Bett gelegt hatte. Er meinte anfänglich, er habe ſie wohl aus Verſehen, ſtatt in die Uhrſicke, in die groſſe Taſche geſteckt: aber — nun erſchrak er gar ſehr, als er nicht allein die Uhr nicht darinn fand, ſondern auch ſeine Goldbörſe aus derſelben vermißte. Im erſten Schreck rief er ſeinen Stubenkameraden, der ihm aber nicht antwortete, weil — er ſich nicht mehr im Bett und eben ſo wenig im Zimmer befand. Fahrmann wußte gar nicht, was er von dem Verſchwinden ſeiner Uhr und ſeiner Börſe denken ſollte. Verdacht auf Jemand zu werfen, der ſie geſtohlen haben könn-

te, kam ihm nicht ein. Indeß zog er sich doch geschwind ein Wenig an und gieng hinunter in die Gaststube.

Er erzehlte dem Wirth den Vorfall und dieser — zuckte die Achseln. Endlich, als er sich besann, daß Fahrmann mit einem andern Fremden sich auf einem Zimmer befände, fragte er, was dieser zu der Sache sage. Nun erfuhr er erst, daß derselbe nicht da wäre. — „Kennen Sie denn den Mann?" erwiederte schnell der Wirth. — „Nicht weiter," war die Gegenantwort, „als daß wir auf der Post mit einander hieher gekommen sind und daß er mir gesagt, er sey ein Kaufmann, der die Messe besuche." — „Und ich," entgegnete der Wirth, „sag' Ihnen, daß er wahrscheinlich ein groſser Spitzbube ist, der Ihre Uhr und Börse hat mit sich gehen lassen. — Wie konnten Sie auch so unvorsichtig seyn, und Geld und Uhr vors Bett legen, da Sie sich mit einem unbekannten Menschen beysammen befanden! — Wenn ich in solch einem Fall bin, leg' ich meine sieben Sachen unters Kopfküssen und schlafe dabey noch nicht recht fest." —

Fahrmann meinte, es wäre doch etwas hart einen Menschen sogleich auf den ersten Anschein

eines solchen Schelmstücks zu beschuldigen. Man müsse doch abwarten, ob er nicht wiederkäme, und es könne ja ein andrer Dieb, da der Kaufmann vielleicht wegen Geschäfte früh ausgegangen sey, indem er noch geschlafen, sich ins Zimmer geschlichen haben. — Der Wirth fand dafür wenig Wahrscheinlichkeit, und blieb bey seiner Meinung und Jahrmann ohne Geld und ohne Uhr.

So wenig sich dieser aus dem Gelde machte — weil er dessen Mangel noch nicht empfunden und also dessen Werth auch nicht genugsam kannte — so gieng ihm sein Verlust doch ziemlich zu Herzen. Es wollte ihm schon recht bange werden; als er auf einmal an Etwas dachte, das ihm auf seiner ganzen Reise nicht beygefallen war; nehmlich an den Brief, auf dessen Vorzeigung er tausend Dukaten heben konnte. Flugs war aller Kummer dahin, und wir glauben, daß wenn sein Dieb ihm mit einer recht leidenden Miene unter die Augen getreten wäre, und seinen Diebstahl mit der dringenden Nothdurft recht rührend beschöniget hätte, er ihm nicht nur verziehen, sondern auch den Raub gelassen haben würde.

Ehe man zu Tische gieng, hatte unser Held seine tausend Dukaten schon im Sack, und wenn ihn das Wegbleiben seines Kaufmanns — den er nun, wiewohl mit einer unangenehmen Empfindung, für den Räuber seines Eigenthums erklären mußte — nicht am Abend daran erinnert hätte; so würd' er vielleicht nicht mehr daran gedacht haben, daß er am Morgen so ansehnlich bestohlen worden war. —

Wir, die wir ein besseres Gedächtniß als unser Jahrmann haben, erinnern uns noch gut des Kapitels, welches der saubre Moralist von Kaufmann, ihm den Abend zuvor über das leichtsinnige Freundschaftstiften gelesen, und erklären uns nun leicht das Motif, welches dazu Anlaß gegeben hat. Er traute nehmlich den Studenten nicht, und besorgte, daß dieselben gleiche Absicht mit ihm auf das Jahrmannsche Goldklümpchen haben möchten. Diese Besorgniß mochte ihn denn auch bewogen haben, sich desselben je eher, je lieber, zu bemächtigen, ehe die lüsternen Bursche ihm zuvor kämen.

Seinen neuen Freunden, den drey Studenten, erzählte unser Held indeß doch von seinem Verlust; vergaß aber nicht — in der Voraussc-

gung ihrer herzlichen Theilnahme an jenem Unſtern — um ſie ſeinetwegen zu beruhigen, ihnen den reichlichen Erſatz des Schadens durch die tauſend Dukaten, Nachricht zu geben. —

Daß er ſich aus dieſem Verfall wieder eine Klugheitsregel für die Zukunft abſtrahirt habe, müſſen wir wegen dieſer neuen etwas unvorſichtigen Offenherzigkeit gegen die Studenten über ſeinen Kaſſenbeſtand, allerdings bezweifeln. Vielleicht unterlies er deswegen von dieſer Begebenheit eine Nutzanwendung zu machen, weil es ſeinem Herzen zu unbehaglich fiel, ſeinem Zutrauen gegen die Menſchen, in Zukunft ſehr enge Grenzen zu ſtecken, welche Lehre doch daraus reſultirt wäre.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Trifolium.

Da wir uns ſchmeicheln, daß die Leſer nun ſchon ſo viel Intereſſe für unſern Helden haben, daß Ihnen nicht leicht etwas gleichgültig ſeyn könne, was denſelben angeht, oder auf ihn Bezug hat; ſo glauben wir nicht unangenehm zu werden,

wenn wir Sie mit den drey Zauberern, die es schon mit dem schönen Namen, Freunde, beehrt, näher bekannt machen.

Weit entfernt, zu der Klasse der Kopfhänger zu gehören, waren sie vielmehr sehr lustige, muntere Burschе, welche das summum bonum in einem fortdauernden, fröhlichen Lebensgenusse — wie sie ihre Art zu leben, nannten — gefunden zu haben glaubten, und die darauf ausgingen, recht Proselyten zu machen: um sich einen kostspieligen Umgang anhaltend verschaffen zu können. Hierinn waren alle drey sich ähnlich; nun wollen wir Jeden in seinem individuellen Zustande sehen.

Von Kronow, war Kavalier und besuchte die Akademie blos aus dem Grunde, um freyer und ungenirter genießen zu können. Sein Vater, ein General, der zwar brav wie sein Degen, aber übrigens ein roher und ungeschliffener Krieger war, beschränkte seine Beschäftigung einzig darauf, sein Regiment zu kujoniren, des Tages ein halbes Dutzend Bouteillen Ungarwein auszuleeren, des Abends ein Mädchen für seine noch immer lebhaften Bedürfnisse zu haben, und — seine ermatteten Kräfte wieder anzufrischen. —

Er war Witwer, und um seinen Sohn bekümmerte er sich gar nicht. Dieser war ihm schon aus dem Grunde verhaßt, weil er den ihm so verhaßten Stand eines gelehrten Dintenklexers — dies war sein Ausdruck — dem ehrenvollen Stande eines Soldaten vorgezogen hatte. Er schickte ihm jährlich tausend Thaler von seinem Mütterlichen, und überließ es übrigens dessen Willkür damit zu schalten und zu walten.

Von Kronow war Epikuräer im höchsten Grade. Seine Genüsse durch den Reiz der Neuheit und durch Verfeinerung und Vervollkommung des Grobsinnlichen zu erhöhen und dauerhafter zu machen, war sein erstes Studium. Mädchen, Wein und Spiel waren die vornehmsten Gegenstände seiner Leidenschaften.

Seine Figur begünstigte seine Unternehmungen im Reiche der Liebe, und Geld befriedigte seine übrige Neigungen und seinen Epikuräism. Doch reichte das seinige beyweitem nicht zu, und von Kronow hatte daher so viel Schulden als — Haare auf seinen Scheitel. Er suchte jetzt einen Unerfahrnen, dessen mehrgefüllter Geldbeutel ihn zuweilen aus der Noth helfen könn-

te, und glaubte einen ſolchen an Fahrmann gefunden zu haben.

Sein Karakter war übrigens durchaus böſe. Unter einer gleißenden Auſſenſeite verbarg er die ſchändlichſten, ſchwärzeſten Laſter. Seinen Leidenſchaften opferte er Alles auf. Ihm war nichts heilig; weder Bande der Freundſchaft, weder Unſchuld, weder irgend eine Verbindung. Um ſeinen Laſtern zu fröhnen, trennte er jedes Freundſchaftsband, zerknikte er jede Unſchuld, löſ'te er jede Verbindung auf, und lebte ſo nach ſeiner Art — ſinnlich glücklich.

Seine Kenntniſſe waren die eines Adlichen; das heißt: er war eine Art Polihiſtor, der von Allem etwas und von keiner Sache was Gründliches wußte. Soviel von dem Herrn von Bronow.

Robig, ſtudirte Jura, und hatte dabey alle Anlagen, einſt ein recht hämiſcher, boshafter, ränkvoller Rabuliſt zu werden. Die Verſtellungskunſt hatte er in einem hohen Grade inne. Unter dem Firniß einer ſcheinbaren Herzensgüte und einer erheuchelten Theilnahme, ſchlich er ſich in die Gunſt eines Jeden ein, und wenn er einen Solchen lange genug gekirrt, wenn er ihm lange

genug Freundſchaft gelogen, lange genug ſein Zutrauen gemißbraucht hatte: dann haſchte er nach einer Gelegenheit, ihm, ſey 's wodurch es wolle, einen Streich zu verſetzen, der ihn zur Verzweiflung brächte, und dann hohnlächelte der ſchadenfrohe, der ſyſtematiſche Böſewicht Robin.

Er war nicht allein reich, ſondern er hatte noch dazu anſehnliche Stipendien. Sein Vater, ein Hauptprediger in einer anſehnlichen Reichsſtadt, konnte ihm dieſe ja — da er ſie zu vergeben hatte — leicht verſchaffen; wenn gleich einige Dürftige darunter litten und dieſen Schurken von Pfaffen verwünſchten. — —

Nicht in dem Grade Wollüſtling, als von Krones, ſchien er mehr das Spiel zu lieben vermuthlich deswegen, weil ſeine Gewinnſucht ſich hierbey beſſer ſtand. Sein Aeuſſeres war ziemlich vortheilhaft; doch ein gewiſſer hämiſcher Zug, der in ſeiner Phyſiognomie von der gütigen Natur als ein Warnungszeichen eingeprägt ſtand, machte ihn dem Forſcherblick des Menſchenkenners bald verdächtig.

Auſſer ſeinem Brodſtudium hatte er auch noch andere Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders die galanten, kultivirt. Er war muſikaliſch und

excellirte auf der Geige vorzüglich. Er tanzte wie ein Veſtris; fecht wie ein Miré, und ſaß zu Pferde wie — ein Alexander.

Sackmann, in Anſehung der Herzensgüte in aller Rückſicht weit über dieſe Wende erhaben, wäre gewiß in einer andern Lage einſt ein brauchbarer, ſeinem Vaterlande nützlicher Mann geworden. — Aber — Sackmann war ſchon zu tief geſunken, und nur ein Wunder wie das, welches einſt den philoſophiſchen Paulus bekehrte, hätte ihn zum Nachdenken bringen können. Ausſchweifung in puncto puncti und Neigung zum Spiel, konnte man ihm nicht ſchuld geben. Sein einziges, ſehr grobes Laſter, war der Trunk. Man mußte Sackmann nicht in den Kollegien, ſondern gewöhnlich im niedrigſten Pufkeller, in den gemeinſten Schenken ſuchen. Hier ſaß er, umgeben vom Auswurfe des ſchmutzigſten Pöbels, hörte und erwiederte deſſen Zoten, und ſoff ſo lange, bis er von der unſaubern Bank herabſank und in ſeinem eignen Unflath einſchlief.

Sein Vater, ein reicher Guthsbeſitzer, hatte ſich mehr um die Zuſammenſcharrung eines groſſen Vermögens, als um die Erziehung ſeines einzigen Sohnes bekümmert. Dieſer trieb ſich

im väterlichen Hause beständig unter dem Gesinde herum; machte dessen Sitten sich zu eigen, und da er hier nur Obscönitäten und Niederträchtigkeiten sah und hörte; so konnt' es nicht fehlen, daß er bald mit eben der Fertigkeit sof, fluchte und Zoten riß, als sein Original, der Großknecht.

So war er als Knabe. Als er nach der Zeit auf Schulen in eine eingeschränktere Lage und unter die sorgfältigere Aufsicht der Lehrer gekommen war, unterlies er zwar viele seiner schlechten Gewohnheiten aus Furcht, und wäre vielleicht durch eine fortdauernde Einschränkung radikal gebessert worden, wenn nicht die dumme Grille seines Vaters, ihn studiren zu lassen — wodurch er in jenen Zustand der Ungebundenheit versetzt wurde, dessen der Bursche auf Universitäten in zu frühen Jahren genießt — ein untheilbares Recidiv hervorgebracht hätte.

War Sackmann nüchtern — wie Fahrmann ihn anfänglich nicht ganz zufällig immer sah, — so war er ein recht leidlicher, jovialischer Kerl und so, wie man sich ihn zum Gesellschafter nur wünschen konnte. Er hatte ein gewisses Talent, Bonmots und Lächerlichkeiten mit einer so trock-

nen

nen Laune aufzutischen, er wußte bey seinen Späßen so eine unbefangene Miene, ganz wider Gewohnheit der alltäglichen Lustigmacher — die mehrentheils immer zuerst über ihre Possen lachen — beyzubehalten: daß seine Schwänke wegen der Ueberraschung, einen verdoppelten Effect machten.

Er studirte — oder sollte vielmehr Theologie studieren; aber es waren ihm Polemik, Dogmatik, Exegese, und wie alle die theologischen Schnurpfeifereyen heissen — Böhmische Dörfer. — Desto bewanderter war er in den Leibesübungen. Er ritt vortreflich; er soff wie — ein Kanonikus, und im Fechten übertraf ihn in ganz L * * keiner, als Robitz. Sein Herkulischer Körperbau, sein renommistischer Anzug, und seine Art von Point d' Honneur, welches bey aller seiner Liederlichkeit doch äusserst zart war, machten ihn zum furchtbarsten Feind aller L * * er Stutzer. Ich hätte es keinem rathen wollen, ihm über seine Trunkenheit und seine übrige Ausschweifungen Vorwürfe zu machen. Er würde ihn sogleich vor seiner furchtbaren Klinge, welche keinen ohne Züchtigung durchlies, zur Rechenschaft gezogen haben.

Dies die Skizzen der neuen Freunde unſers Jahrmanns. Wir werden nun ſehen, wie dieſer in ihrem Umgange ſich benahm; wie er ſich nach und nach zu ihrer Lebensweiſe gewöhnte, und wie er endlich ..... doch — chè va piano va ſano! —

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Aufſchlüſſe.

„Ja, der erſte Schritt iſt Alles —
„O! iſt dieſer fehl gethan:
„Dann, ſo nimmt des nähern Falles
„Sich Dein Schutzgeiſt nicht mehr an!“

Nun werden ja meine Leſer ſchon ſo ziemlich im Stande ſeyn, beurtheilen zu können, welche Meriſen unſerm Helden die Ehre der Freundſchaft dieſer drey Herren verſchafte, als auch, von welcher Art das Band war, das dieſelben unter einander zuſammen hielt.

Der weichliche, epikuräiſche Kronow, welcher bey ſeinem Gewerbe als Spieler, nicht ſelten in den Fall kam, ſich Händel zuzuziehen, die

der Feige ſelbſt auszumachen, ſich ſcheute, bedurfte eines fremden Schutzes, welchen er in den Klingen ſeiner Freunde Kobitz und Sackmann fand.

Der niedrige, habſüchtige Kobitz, der nicht Feinheit und Fertigkeit genug beſaß, beym Spiel die Beſtändigkeit der wankelmüthigen Glücksgöttin zu fixiren, fand bey dem von Kronow, der alle Kunſtgriffe und Kniffe falſcher Spieler aus dem Grunde verſtand, und mit dem er immer halb ſpielte, ſeine Rechnung; weswegen er ihm bey Gelegenheit mit ſeinem Degen zu Dienſte war. Mit Sackmann hielt er deswegen Freundſchaft, weil dieſer der Einzige war, den er fürchtete. Denn ob er demſelben zwar noch an Geſchicklichkeit, die Klinge zu führen, überlegen war; ſo war dieſer es ihm doch bey weitem an Stärke des Arms, und — wo der niederträchtige, im Grunde äuſſerſt feige Kobitz nicht ſeinen Vortheil gewiß ſah, da blieb er gern davon.

Sackmann endlich, dem ſein karger Vater nicht allzugroße Wechſel ſchickte, und deſſen Kehle viel brauchte, fand ſeine Rechnung bey der freyen Zeche, welche ihm dieſe ſeine Freunde bey ihrem Spiel- und andern Gelagen, wo er immer zuge-

gen war, genießen ließen, und bezahlte dieſe — da keine Freundſchaft ohne gegenſeitige Dienſtleiſtungen leicht beſtehen kann — mit der ſchon bemerkten Bereitwilligkeit ſeines Arms und mit luſtigen Schwänken, wenn ein fehlgeſchlagner Coup ihre Laune zuweilen verſtimmt hatte.

Was unſerm Fahrmann die Anhänglichkeit dieſes edeln Dreyblattes zuzog, war — deſſen Geldbörſe. An deren Seegen Theil zu nehmen, war das Ziel, das zu erreichen, ſie ſich vorgeſteckt hatten. Dieſer Anſchlag war gleich den erſten Mittag, als ſie an der Table d' Hote mit einander ſpeiſ'ten, von Robitz gefaßt und deſſen Spiesgeſellen durch einen Wink mitgetheilt worden. Daher das zuvorkommende Betragen, welches alle Drey gleich anfänglich gegen unſern Freund beobachteten. Auſſer, daß Robitz, als ein feiner Fuchs, bald gemerkt hatte, wes treuherzigen, gutmüthigen Geiſtes Kind Fahrmann ſey; ſo hatte beſonders der Anblick deſſen mit Geldſtücken angefüllten Börſe, die dieſer beym Bezahlen des Eſſens manchem gierigen Auge preis gegeben, ihn zu dieſem Winke determinirt.

Die saubern Freunde, die immer nach der ſichern, in ein altes Sprüchwort eingekleideten

Lehre: „wenn man Vögel fangen will, soll man nicht mit Knitteln drein werfen," verfuhren, giengen mit ihrem Plane sehr vorsichtig zu Werke. Daher besuchten sie auch, um Fahrmann nicht zu rebütiren, anfänglich mit ihm die ehrbarsten und anständigsten Oerter, und sie fanden bald, nachdem sie ihn ein Wenig ausstudiret, daß sie einen ganz richtigen Weg eingeschlagen hätten, indem sie ihn für einen Tuckmäuser oder Kopfhänger erkannten, mit welchem Namen sie Jeden belegten, dessen Sitten unverdorben waren und dem Tugend und ein regelmäßiger Wandel noch Pflicht zu seyn schienen.

Robitz — dem dies, als den Fähigsten dazu, immer anheim fiel — war mit dem Operationsplan gegen unsern Helden bald zu Stande. Demselben zufolge, wurden die Aproschen in ziemlicher Entfernung, ausser dem Gesichtskreise des Belagerten, angelegt. Oder deutlicher zu reden, man begann sich seinem Zwecke mit solcher Behutsamkeit und so unmerklich zu nähern, daß wohl ein Erfahrnerer als unser Held, sich in Netze hätte verwickeln können, deren Fäden so fein waren, daß das Auge eines Kenners dazu gehörte, um sie zu entdecken.

Der vorgezeichneten, allmählichen Stufenfolge gemäß, durch welche sie unsern Fahrmann zu ihrem Zwecke führen wollten, zeigte ihm dieser dreyeinige Satan in den ersten acht Tagen nichts von seinen Krallen. Alles ging sittsam und ordentlich einher, und selbst Hackmann durfte sich nicht sehen lassen, wenn er über'n Durst getrunken hatte. Wenn dies der Fall war, hies es: Hackmann studire. — Man machte sich indeß, obschon in aller Unschuld doch recht lustig. Man ritt, man fuhr, man besuchte das Schauspiel und die Konzerte. Um aber nicht zu weit in Verschuß zu kommen, wußten die Verbündeten es so einzurichten, daß Fahrmann das Gelag meist allein bezahlte, ohne es zu merken, daß er geprellt wurde. Zu dem Ende machte bey diesen Parties de Plaisir immer einer der Drey die Auslage, und man richtete hernach die Rechnung so ein, daß Fahrmanns Beytrag fast allezeit soviel ausmachte, als die Kosten für alle viere betrugen: welches um so besser anging, da er, der das Geld so leichtsinnig weggab, es nie der Mühe werth gehalten hatte, sich eine Routine in Kenntniß der Preise der verschiednen Dinge zu erwerben. Er war überdies auch zu entfernt von

allem Mißtrauen, um gegen seine vermeinten Freunde einen argen Gedanken aufkommen lassen zu können.

Nach und nach fieng man an, weniger honnette Plätze zu besuchen, unter dem Vorwand, daß man, um einen Ort recht zu kennen, ihn in allen seinen Theilen sehen müsse. Robitz pflegte auch wohl zu sagen: daß der Mann von Grundsätzen Alles mit ansehen könne. Obwohl Fahrmanns Zartgefühl anfänglich durch diesen und jenen Gegenstand ein Wenig schockirt wurde; so gewöhnte er sich durch wiederholtes Sehen, endlich doch an Manches, und konnte sich sogar zuweilen nicht enthalten, wegen der Verwandschaft der Sachen, mit einiger Lebhaftigkeit sich der Nacht auf dem Postwagen zu erinneru, da er die Priesterin der Venus unter seinem Mantel beherbergte. Robitzen entgieng dieses Nachgeben der Fahrmannschen Strenge nicht, und man fieng nun allmählig an, die Rolle der Sittsamen mit weniger Vorsicht zu spielen, indem man sich bereits hin und wieder einen freyen Scherz erlaubte, den unser armes Opfer einer Bande Bösewichter, nachdem er auch dies bald gewohnt geworden war, vielleicht sich auch schon verstat-

ret hätte, wenn er nicht noch von einer gewissen Blödigkeit, dieser Gefährtin der Unschuld, zurückgehalten worden wäre.

Um nicht langweilig zu werden, enthalt' ich mich billig, die Geschichte der Verführung unsers Sahrmanns durch alle ihre Abstufungen zu verfolgen. Genug sey es mir, zu sagen; er schwankte bereits dem Abgrunde der Libertinage entgegen. Der jetzige Augenblick wäre vielleicht schon entscheidend gewesen; vielleicht hätte er jetzt schon die lästigen Fesseln der Sittlichkeit und der ihm von Jugend an eingepflanzten Grundsätze abgeschüttelt; vielleicht hätte er sich jetzt schon vom Strome der Sinnlichkeit in die Strudel der Wollust führen lassen; wenn Schaamhaftigkeit, diese Schildwacht der Tugend — und sehr wahrscheinlich auch das Bild Sophiens, ihn nicht noch einige Zeit daran verhindert, und wenn seine Verführer, um recht sicher zu gehen, nicht noch gezögert hätten, ihn völlig einzuweihen.

Robitz und Konsorten liessen nun jede Mine spielen, wodurch sie irgend einen guten Grundsatz oder eine Bedenklichkeit in die Luft sprengen konnten. Man predigte jetzt laut unter dem Na-

men des Epikuraism, Zügelloſigkeit und Libertinage, und Fahrmann, der nun ſchon den jähen Abhang betreten hatte, an welchem man ſelten den eilenden Schritten Einhalt zu thun vermag, goutirte die neuen Grundſätze, die man ihm vortrug; oder ſah es doch wenigſtens recht gern, wenn man ihm einige leichte Einwürfe durch Sophiſtereien zunichte machte.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Ein Monolog. — Studentenkommerz. Fahrmann fällt auf ..... doch, man kanns ja leſen!

(Fahrmanns Zimmer. — Morgens. — Fahrmann hat ſich nachläſſig aufs Sopha hingeſtreckt und blättert in einem Buche. Auf ſeinem Geſichte bemerkt man Spuren innern Kampfes. Ein kleiner Tiſch mit den Ueberreſten des Frühſtücks ſteht vor ihm. — Er wirft endlich das Buch verdrießlich hin.)

Nein! auch Du, guter Seneka, behaupteſt Unſinn! — Blos bey Bezähmung, blos bey Unterdrückung unſrer Neigungen; blos bey

Entbehrung aller sinnlichen Genüsse; blos als mürrischer, resignirender Kopfhänger — sollten wir glücklich leben können? — (Lange Pause, während welcher er nachzudenken scheint.) Nein! mein Entschluß ist gefaßt: ich will — genießen! — (Mit steigender Stimme:) Wozu die Weiber, dieser schönste, dieser einladendste Theil der sichtbaren Schöpfung, wenn wir sie fliehen? wozu der Wein, dieser liebenswürdige Sorgenverscheucher, wenn wir ihn entbehren? wozu alle übrige, vom Schöpfer uns preisgegebne Vergnügungen, wenn wir sie verschmähen wollen? — — — — Kronow und Robitz haben recht! — Würde die Natur dieses rastlose, prickelnde Gefühl, diese beständige Begierde nach Genuß, wohl in unsern Busen verschlossen haben; würde sie deren nie erlöschendes Feuer wohl in uns entzündet haben, wenn die Mittel sie zu befriedigen und ihren Heißhunger zu stillen, uns verboten wären? — — Nein, gewiß nicht! — (Pause) Doch . . . warum empfohlen mir mein guter Vater und die andern redlichen Führer meiner Jugend, so sehr die Bekämpfung der Sinnlichkeit und der Leidenschaften? — Warum rieth man mir so sorgfältig vom Umgang des weiblichen Ge-

schlechts und vom Genuß des Weines ab? — Sie mußten es doch für nothwendig, für heilsam halten! — — Vielleicht — vielleicht? — vielleicht übertrieb es die väterliche Strafamkeit, welche — — — — doch, ich mag nicht darüber grübeln! Sicher! mein lieber Vater und meine Lehrer haben zu ihrer Zeit auch genossen, und — ich will auch genießen! — Wann der Frost des herannahenden Alters die Gegenstände unsrer Wünsche verändert; wenn das, durch einen langen Kreislauf abgekühltere Blut unsre Gefühle ruhiger gemacht, die Heftigkeit unsrer Triebe gemildert hat: dann ist es leicht, Tugendlehren zu geben, Ermahnungen und Vorschriften zu ertheilen, und fast eben so leicht ist es dann, sie in Ausübung zu bringen: aber — im Vollgenuß aller jugendlichen Kräfte — im Besitz der Mittel, sich Genuß verschaffen zu können, und aufgereizt, durch das Beispiel minder kleinängstlicher und eben daher glücklicherer Männer — — — (Die Hand an das Herz legend, mit einem tiefen Seufzer;) ach! da ist 's sehr schwer, sie zu befolgen! — — (Lehnt sich zurück und versinkt in Träumerei, aus welcher er nach und nach zurückkommt, stufenweise in Bewegung geräth und end-

lich aufſpringt:) Aber — ach! ach! Sophie! Sophie! — (Sinkt aufs Sopha zurück. Indem pocht man an und Kronow, Robitz und Sackmann treten herein.)

Sackmann. (ſtellt ſich in einer drolligen Attitüde vor Fahrmann) He! Bruder Miſanthrop, wo biſt Du? — Wach auf von der Kopfhängerey und werde wie Unſereiner! — Guten Morgen, Junge! (reicht ihm die Hand.)

Fahrmann. Guten Morgen, Freunde!

Kronow. Arrige aures! Wir kommen her, Dich zu einem fidelen Kommerz einzuladen, Signer! Robitz hat ihn angeſtellt, und Deine Gegenwart ſoll ihn verherrlichen. — Ich ſeh Einwendungen auf Deiner Stirn: aber bey Gott! heut kommſt Du nicht davon! Unſer zwanzig, lauter honorige Burſche, werden Dich zu Pferde abholen. Um zwölf Uhr mußt Du Dich fertig halten. Laß Dir nur gleich beym Philiſter 'ne Schindmähr beſtellen!

Fahrmann. Ich wollt' Euch nicht gern was abſchlagen — aber, heut gehts wohl nicht an. —

Sackmann. Wa — wa — was? Heute ge — gehts nicht an? — Hör, Bruder! damit bleib nur vom Halſe! Solche Einwendungen ſind mir

ſo zuwider, als 'ne Klyſtirſprütze. — (die Andern lachen) Ha, Bruder Tu — uk — mäuſer! das ſag ich Dir — — (taumelt und fällt aufs Sopha) br! ſteh Männchen! —

Robitz. Wir ſagen Dir unſre ganze Freundſchaft auf, wenn Du uns heut Flauſen machſt. —

Fahrmann. Freunde, dringt nicht in mich! Es geht fürwahr nicht an! Bedenkt doch.....

Robitz. Bedenken hin, Bedenken her! — Dich mag man ſchön unter der Ruthe gehalten haben! Aber — ich dächt' es wär 'nmal Zeit, das Schulknabenweſen abzulegen — Pfui, ſchäm Dich was, Fahrbeck! ' alter Burſche, und noch ſo....

Kronow. O, 's iſt 'm kein Ernſt. Will nur gebeten ſeyn. — Ein Kerl wie Fahrbeck....

Fahrmann. (einfallend) Nun — wißt Ihr was? Heut will ich, Euch zu Gefallen, 'nmal mitmachen. —

Kronow. Bravo! Das iſt doch noch 'n honorig Wort! Laß Dich dafür küſſen, herrlicher Junge! —

Robitz. Recht ſo, Bruder! Zum Henker, mit der albernen Tuckmäuſerey!

Sackmann. (der eingeschlafen war, erwachend) Pe-pe-pereant die Tuckmäu—äuser! —

Robitz. Nun laßt uns fortmachen! Haben noch Dies und Jenes anzuordnen. Adjeu indeß, Fahrbeck.

Kronow. Bis zum Wiedersehen. — Will Er nicht auf, Sackmann?

(Robitz und Kronow gehen voran und Sackmann taumelt ihnen, ein Lebewohl lallend, hinterdrein.)

(Einige Stunden darauf. — Saßzimmer in einer Schenke auf'm Dorfe. — Ein langer Tisch, mit Bierkrügen, Weinflaschen, Gläsern, Pfeifen, Taback, Hieben, Hüten und Peitschen bedeckt. — Rund umher die Studenten auf hölzernen Stühlen und Bänken. — Einige Nymphen des Orts haben sich traulich zu ihnen gruppirt. — Fahrmann zwischen einer solchen Nymphe und von Kronow sitzend, hebt erhitzt von den eingenommenen Geistern sein Glas in die Höh, und ruft mit einem Seitenblick auf seine Nachbarin)

He Brüder! es leben alle hübsche Mädchen!

Alle. Laßt sie leben, die niedlichen Dinger!

Ein Andrer. Und alle fidele, honerige Burschc!

Alle. Vivant! vivant! vivant!

Ein Dritter. Bursche! den Landesvater!

(Alle singen den Landesvater. — Verworrnes Getöse. — Der Präses zieht den Hieber, auf welchen die Hüte gespießt werden, den er hernach in den über dem Tisch befindlichen Balken stößt, wo er stecken bleibt. — Die Mädchen werden ausgelassener und frecher. Fahrmanns Nachbarin setzt sich ihm auf den Schoos. Ein vollständiges Bachanal! Von Kronow zu Fahrmann.)

Nun Bruder! wie gefällt Dirs?

Fahrmann. (ausser sich) herrlich, herrlich!

Das Mädchen, auf Fahrmanns Schooße. O, noch andre Freuden warten Deiner! (küßt ihn) Geh nur nachher mit mir, süßer Junge!

Fahrmann. Das werd ich, Mädchen; das werd' ich. —

Mädchen. Na, so komm lieber gleich! (Springt auf und tritt in einer wollüstigen Stellung vor ihn hin.) Komm, kleines Feuerauge!

Fahrmann. (Wirft sich in ihre Arme) Da bin ich! (Taumeln Arm in Arm zum Zimmer hinaus.

Der Schleyer der Sittsamkeit bedecke das Uebrige! — — — —

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Ist eine Fortsetzung des Vorigen.

Worauf — Fahrmann fiel? — — Sie lassen mir doch nichts durchgehen! — Nun, wenn ichs denn sagen muß: er fiel auf — sein Bette. — Wie er dahin gekommen? — Ey ganz natürlicherweise! — — Doch, da Sie Alles so genau wissen wollen, muß ich wohl den Faden da wieder aufnehmen, wo ich ihn im vorigen Kapitel abgerissen hatte. —

Als Fahrmann mit seiner Nymphe wohl ein Stündchen abwesend gewesen war, kam er endlich wieder zum Vorschein. Schaamröthe überzog das Gesicht des Neulings in der Schule des Lasters, als er in das Zimmer unter die Andern trat. Selbst einige Spuren von Ueberdruß und Mißbehagen lagen um seiner Stirn. Seine sogenannten Freunde wollten den Saamen nicht wuchern lassen. Mit vollen Gläsern kamen sie ihm bald entgegen und wünschten ihm Glück zum bestandenen Kampf.

Fahr-

Fahrmann wollte anfänglich nicht recht dran: allein durch vieles Zureden, lies seine Gefälligkeit sich doch bewegen, ein paar Gläser abzustossen, welche dann mehreren den Weg bahnten, und bald wurde der Wein — da er im Saufen eben sowohl das Noviciat antrat, als im Orden der Wollüstlinge — unumschränkter Herr aller seiner Sinne und seines Bewußtseyns. Das paßte nun eigentlich nicht in den Plan des lieben Dreyblatts, welches sich nicht eingebildet hatte, daß er nur so gar wenig vertragen könne. Man hatte darauf gerechnet, ihm blos einen kleinen Strich beyzubringen, um ihn so an den Spieltische zu ziehen, gegen welchen er noch immer Abneigung gezeigt hatte. — Mit dem betrunkenen Fahrmann war nun nichts anzufangen. Man mußte ihn den Folgen seines Rausches überlassen, und als man spät in der Nacht nach Hause ritt, war man genöthiget, für unsern Helden einen Wagen zu miethen, aus welchen ihm seine Freunde auf sein Zimmer theils trugen, theils schleppten. Da geschah es nun eben, daß er auf — sein Bette fiel. —

Es war des andern Tages beynah Mittag, als er erwachte. Er wußte sich gar nicht zu be-

ſinnen, was ſeit ſeiner Zurükkunft von dem Tete a Tete mit dem Mädchen, mit ihm vorgegangen war. Die Bilder des vorigen Tages ſtanden vor ſeinem Gedächtniße ſo dunkel und ſo unſcheinbar, als die Gegenſtände auf einem in einander gemiſchten Paſtelgemälde. Es war ihm ganz übel zu Muthe. Der Kopf that ihm weh, er hatte Brennen im Magen und einen heftigen Durſt. Dabey lag um ſeine Seele her, ein Etwas, das ihm äußerſt unbehaglich war, das er aber nicht zu definiren wußte. — Er hatte geklingelt und ſich Thee beſtellt, und als man ihm denſelben brachte, traten zugleich Kronow, Robitz, Sackmann und einige andre von der geſtrigen Parthie ins Zimmer.

Alle zugleich. Guten Morgen, Fahrbeck! guten Morgen! (Fahrmann nickt matt mit dem Kopfe.)

Kronow. Liegt der Faullenzer nicht noch im Bette! — Sieh'n mal uns an! wer ſoll von uns ſagen, daß wir geſtern. . . .

Fahrmann. Ach, mir iſt gar nicht wohl —

Robitz. Ha, ha! 'n biſſel Kopfweh, Uebelkeit! — Man ſieht, daß Du den edeln Rem-

merz noch nicht ist mitgemacht hast. — Aber wart! will'n Dich kuriren. —

Lackmann. O ja, gleich! — Ich geh zum Italiener. —

Kronow. Aber Du kannst auch gar nichts vertragen. — Ich wett' ich habe sechsmal mehr getrunken, und mir — ist recht wohl.

Fahrmann. Hättet Ihr mich nur davon gelassen! Ich weis es wohl, daß ich das Trinken gar nicht vertragen kann.

Robitz. Ey — was Du nicht kannst, mußt Du lernen. Wenn Du nur erst 'n paarmal mitgemacht hast, soll's wohl besser gehen.

Fahrmann. Mich — kriegt Ihr nicht wieder — —

Kronow. So sprichst Du jetzt. — In 'n paar Tagen kommt der Muth wohl wieder! — 's ist doch Freud' und Jux die Fülle bey dem Leben! — Denk Dir nur das niedliche Dirnchen, das....

Fahrmann. (einfallend) Schweigt mirdavon! — Ich wollte — (ein Seufzer.)

Robitz. Glaub' gar Du seufz'st! — Hast d' vielleicht Gewissensbisse, daß Du aus dem Nektarbecher der Cytherischen Göttin einen Zug

gethan hast? — Sey doch kein Thor, Fahrbeck! — Erinnere Dich .... Doch alleweile ist mit Dir kein vernünftig Wort zu sprechen. Wann erst Dein Magen die ungewohnte Ladung verwunden hat, dann will ich Dich — wenn Du Dich ja noch mit Skrupeln plagen solltest — trotz dem besten Kasuisten, radikal davon befreyen. — Aber — ich hör' den Arzt kommen —

Sackmann. (Mit dem Italienerburschen, welcher Sardellensalat und Malaga bringt.) Da Fahrbeck — iß, trink und genese!

Fahrmann. Aber — ich habe keinen Apetit.

Robitz. Das geht gewiß hinunter! Ist 'n Spezifikum wider die Uebel eines ungewohnten Haarbeutels —

Sackmann. Iß nur, Brüderchen! Sollst sehen, die Sardellen und der Malaga thun Wunder.

Fahrmann (der versucht hat.) Ja, fürwahr! das ist nicht übel. (Nachdem man noch allerley geschwatzt und Fahrmann seinen Sardellensalat rein aufgegessen und ein paar Gläser Malaga drauf gesetzt hatte.)

Kronow. Ich wette, daß Dir schon um zehn Prozent besser ist —

Fahrmann. In der That!

Robitz. Nun mußt Du mit uns ins Freie, das soll Dich vollends so gesund machen, wie 'n Fisch im Wasser.

Kronow. Ja, das ist auch wahr! 'ne Promenade vorm Essen! — Mach, wirf Dich nun geschwind ins Zeug, Fahrbeck!

Fahrmann. Heut laßt mich nur zu Hause —

Robitz Keine Widerrede! wir gehn ohne Dich nicht von der Stelle —

Fahrmann. Nun — wenn 's denn seyn muß — und Ihr mir 's nicht übel nehmt, wenn ich mich in Eurer Gegenwart ankleide —

Robitz. Närrchen! Unter Burschе sind dergleichen Komplimente überlei. — Kommt, helft unsern Freund!

(Der Eine bürstete den Rock aus, der Andre den Hut, der Dritte suchte Alles zusammen. Und so steht Fahrmann gestiefelt und besport und fix und fertig angezogen da und geht mit seinen theuern Freunden auf und davon.)

Vierzigstes Kapitel.

Die Sache geht ihren Gang.

Als man an dem, eben ganz heitern und kühlen Tage, eine kleine Promenade gemacht hatte, welche unsern Fahrmann beynah völlig herstellte und wieder recht auf sein Pferd brachte; schlug Robitz vor, auf einem nahmhaften Kaffeehause eine Tasse Chokkolade zu trinken, weil es doch noch nicht Zeit sey zu Tische zu gehen. Plurima vota valent! — Fahrmann durfte also wohl nicht nein sagen, und — wer weis, ob er ein Nein im Vorrath hatte; denn er war nun schon, was das Mitmachen anbetraf, so ein Herz und eine Seele mit seinen Freunden, daß er selten etwas Anders, als sie wollte. Und — was hätter auch dabey zu bedenken finden können, auf einem Kaffeehause eine Tasse Chokkolade mitzutrinken? — Man kann sich ja kein unschuldiger Beginnen denken!

Auf demselben Kaffeehause fand man einen Studenten, von dem, unter uns gesagt, das Trifolium recht gut Bescheid wußte, welcher Pharobank hielt und gegen den einige Andre ponturten. Unsre Gesellschaft setzte sich erst in ein-

ger Entfernung und schlürfte ihre Chokkolade. Nach einer Weile sagte von Kronow: „Hier könnte man ja wohl seine Zeche gewinnen.“ — „Das ist auch wahr,“ entgegnete Robitz. „Wollen noch vor Tische ein paar Gulden gewinnen, oder sie auch anbringen; so vergeht kaum die Zeit, denn 's ist erst halb eins. — Du setz'st doch auch 'ne Karte mit Fahrbeck?

„Du weist, daß ich nicht spiele,“ antwortete dieser. „Ich kenne das Spiel nicht nur nicht, sondern es macht mir auch nicht das geringste Vergnügen.“ — „Aber,“ versetzte Kronow, „wenn Du nun so 'n paar blanke Füchse gewinnen könntest? — Denn ich seh Dirs an, Du mußt rasend glücklich spielen!“ — „Ich weiß nicht,“ sagte Fahrmann, „was Ihr mir auch schon über den rechtmäßigen Besitz des im Spiel gewonnenen Geldes gesagt habt: — ich könnte doch solch Geld, dessen Verlust einem Andern weh thut, oder ihn gar in Verlegenheit und in Unglück bringt, nicht in meiner Tasche leiden. Und verlieren — mag ich auch nicht. Hab ich's Geld nicht übrig; so ist's 'ne Thorheit es zu verspielen, und hab' ich dessen mehr, als ich brauche; so giebts Hülfsbedürftige immer, welchen

ich damit 'n frohen Tag machen und ihren Kummer lindern kann." — — „Du bist und bleibst ein eigner Kauz," antwortete Kronow etwas ärgerlich. — „Nun, allein wollen wir Dich hier nicht sitzen lassen; wir woll'n daher auch nicht spielen." —

So und auf ähnliche Art, fertigte Fahrmann sie allezeit ab, wenn sie ihn zum Spiel verleiten wollten. Das war den drey Verbündeten nun äusserst unangenehm; da eben ihr letzter Zweck kein andrer war, als ihn, nachdem sie ihn stufenweise durch alle Klassen der Liederlichkeit hindurchgeführt und ihn zum leichtsinnigen Verächter Alles dessen gemacht hatten, was Wohlstand, Tugend und Ehrerbietung gegen die Sitten vorschreiben, auch zum Spiel zu verführen, um Gelegenheit zu haben, seine Dukaten als eine gute Prise aufzubringen.

Daß sie am längsten zögerten, sich unserm Helden, nachdem sie sich ihm von allen andern Seiten lasterhaft gezeigt hatten, auch als Spieler zu erkennen zu geben, ist ein Beweis, wie listig ausgesonnen ihr Plan war. Denn, da sie bey der wenigen Mühe, welche es kostete, den offenen Fahrmann auszustudieren, bald versichert

wurden, daß er den Lockungen der Wollust und der Schwelgerey nicht widerstehen werde; so konnten sie ihn mit Sicherheit nach der gehörigen Vorbereitung in deren Tempel einführen; ohne deswegen zu besorgen, daß sie es mit ihm verderben möchten. Allein bey seiner decidirten Abneigung gegen das Spiel, welches zu stark im Widerspruch mit seinem guten Herzen stand, sahen sie sehr klüglich ein, daß sie Gefahr liefen ihn ganz zu verlieren, wenn sie sich ihm zu zeitig als Mitglieder der Spielerzunft bekannt machten; oder ihm, durch zu lebhafte Betreibung ihrer Absicht, auch ihn derselben einzuverleiben, irgend einen Verdacht einflößten. So erfahren sie — insonderheit Robitz — auch in allen Teufeleyen waren; so wollte sich ihnen in der Nähe doch noch kein Mittel zu Erreichung ihres Entzweckes darbieten.

Das setzte die saubern Herren in nicht geringe Verlegenheit. Sie konnten berechnen, daß durch den bisherigen Gebrauch, den sie ohne dessen Wissen, von Fahrmanns Börse gemacht und durch das, was er für seine persönlichen Ausgaben gebraucht hatte, sein Kassenbestand wenigstens um fünfhundert Thaler vermindert worden sey. Wen

diesen fünfhundert Thalern hatten sie nun zwar ein gutes Theil mit genossen, allein es war doch kein baarer Groschen davon in ihre Beutel gefallen, und dabey hatten sie, immer mit der Blokade der Fahrmannschen Person und seiner Börse beschäftigt, nicht Zeit gewinnen können, ihre gewöhnlichen Spielparthien abzuwarten, wobey sie gewiß auch um einige hundert Thaler zu kurz kamen. Am Ende mußten sie besorgen, daß gar ein Umstand sich ereignen könnte, welcher Fahrmann nothigen dürfte, L** heut oder morgen zu verlassen, da sie denn völlig die Geoppten gewesen wären.

Nachdem man diese Angelegenheit in einem Rathe in pleno nochmals diskutirt hatte, erklärte endlich Kobitz, dessen Votum wegen seines allezeit süperieur befundenen Kopfes, gewöhnlich den Ausschlag gab, daß er hier auf diesem Wege der Fahrmannschen Börse nicht mehr beyzukommen wisse, und daß man daher einen andern einschlagen müsse. Sein Rath war: das, was sie durch Spielerkünste nicht hätten erhalten können, sich durch Benutzung seiner albernen Gutherzigkeit — wie er selbige nannte — zu verschossen. „Diese wird," fuhr er fort, „es

seinen Freunden, wenn sie ihm eine gut erdichtete Verlegenheit recht ans Herz zu legen wissen, nicht versagen, ihnen einen Geldvorschuß zu machen, und daß wir das erhaltene Darleihen, dann als unser Eigenthum ansehen, versteht sich von selbst. — Wenn wir ihm nun so den Beutel leer gebergt haben, wollu wir uns wohl hüten, ihm unter die Augen zu kommeu, und sollt' er uns ja um die Schuld zu Leibe gehen, so hängt es ja von uns ab, ob wir sie eingestehen wollen! — Am Ende wird der Geldmangel, bey welchem ein Fremder in L ** nicht lange hausen kann, ihn schon zwingen, uns aus den Augen zu gehen. — Was sagt ihr zu meinem Plane?" —

Er wurde natürlich gar herrlich befunden. Man verabredete nun noch das Detail des Entwurfs und beschloß mit dem Ersten zur Ausführung zu schreiten.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Erneurung einer alten Bekanntſchaft.

Das mit Fahrmann angefangne Sündenleben wurde indeß immer fortgeſetzt. Kaum waren Kopfſchmerzen und Magenbrennen des letztern Ehrenräuſchchens vergeſſen; ſo giengs friſch wieder ans Ausleeren der Flaſchen, worinn denn unſer Held auch bald einige Routine erhielt, ſo, daß er eben nicht mehr ſonderliche Nachwehen davon ſpürte. — In Anſehung des Genuſſes der weiblichen Reitze, wurde Fahrmann ganz unerſättlich. Sein lüſternes Auge ſpähte nun überall nach unverhüllten Nüditäten und nach gefälligen Schönen. Ein abſichtlich, oder von ohngefähr verſchobnes Halstuch, ein mit Vortheil ausgelegter Buſen, eine durch den Zufall preisgegebne Wade, entzündete ſogleich ein Feuer in ihm, das mit der Schnelligkeit der Elektrizität alle ſeine Adern durchloderte. Er ermüdete nicht am Quell zu ſchwelgen, den man ihm den Quell der Freude nannte und deſſen Waſſer den Durſt nicht löſchet. —

Als er eines Nachmittags mit Kronow nach einem gewiſſen Garten gieng, wo Robitz und Sackmann ihrer warteten, hörte er eine Stimme ihn beym Namen rufen. Er entdeckte bald, daß dieſe Stimme, die eben ſo wenig einem Baſſiſten als einem Tenoriſten angehörte, aus einem halb geöfneten Fenſter eines dritten Stockwerks kam, aus welchem ein niedliches, weißes Fingerchen ſich krümmte, um ihn heraufzuwinken. Der Einladung eines ſolchen Fingers vermochte unſer [illegible] Freund nicht zu widerſtehen. Die Hausthür öfnen und die Treppe hinaufliegen, war die Sache eines Augenblicks. Auf der oberſten Stufe empfieng ihn zu ſeiner Verwundrung — — auf wem rathen Sie wohl, meine Leſer? — — empfieng ihn Niemand anders, als — ſeine hübſche Mantelgenoſſin.

Nachdem ſie ihn kurz bewillkommet und einige Entſchuldigungen wegen der genommenen Freyheit gemacht hatte, führte ſie ihn und Kronow, der indiskret genug, gefolgt war, ins Zimmer und lies ſie auf einem Sopha Platz nehmen. Hier begann

Sie. Nun hab' ich Sie endlich doch gefunden. Wohl tausendmal hab' ich an Sie gedacht und an die Gefälligkeit, welche Sie für mich armes, verlaſſenes Mädchen auf dem Poſtwagen hatten, und eben ſo oft hab' ich gewünſcht, Sie wieder zu ſehen, um Ihnen noch dafür zu danken. —

Fahrmann. Sie ſind zu gütig, Madmeſell, mir einige kleine, ganz gemeine Höflichkeiten ſo hoch anzurechnen, die jeder Ehrenmann Ihrem Geſchlechte ſchuldig iſt.

Sie. Laſſen Sie es auch das nur geweſen ſeyn; ſo kommt doch viel auf die Art an, wie man Etwas thut. Und Sie — gewiß, Sie verſtehen es recht, Alles auf eine verbindliche Art zu thun; ſo, daß man.....

Fahrm. Still davon, ich bitte Sie Madmeſell! Ich bin allzuglücklich, wenn ich einem ſo lieben Mädchen, als Sie ſind, habe einige Dienſte erzeugen können. — Aber — ſagen Sie mir, wie leben Sie denn? — Darf man fragen, wie's mit Ihren Hofnungen ſteht? — Ich thue dieſe Frage nicht aus Neugierde, ſondern aus wahrem Intereſſe für Sie. —

Sie. Ich glaub' es Ihnen und danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme an meinem Geſchick. — Allein, ich kann Ihnen nicht viel Vortheilhaftes von dem Erfolg meiner Reiſe ſagen. Die Tante, um derentwillen ich herüber kam, war drey Wochen vor meiner Ankunft geſtorben und hat ihr Vermögen einer andern Verwandtin vermacht, die mir zuvorgekommen war. —

Fahrm. Gewiß, das thut mir ſehr leid. Sie armes Mädchen! Eine ſo beſchwerliche Reiſe gemacht zu haben, und nun keinen Erſatz — das iſt traurig!

Sie. Ja wohl, lieber Herr Fahrbeck. Zum Glück hab ich noch eine alte Freundin gefunden, welche durch ihre Empfehlung mich in Stand geſetzt hat, mein Brod mit Putzmachen zu verdienen, und da ich in meiner Vaterſtadt nichts zu verlieren habe, hab' ich mich hier eingemiethet und bleibe wohl ganz und gar in L***.

Fahrm. Nun, das freut mich, daß Sie doch nicht in Verlegenheit gekommen ſind, welche für ein ſo hübſches Mädchen, wie Sie ſind —

Sie. Schmeicheln man ſeinen Freunden auch? —

Sahrm. Das ist nichts weniger als Schmeichelei —

Sie. Nun dann — wann ich Ihnen glauben darf — sind Sie gütiger gegen mich, als ich's verdiene. — — Und dieser Herr! (auf Kronow zeigend.)

Sahrm. Ist mein Freund, ein hier studirender Edelmann. Sein Name ist, von Kronow.

Sie. Es ist mir 'ne Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr von Kronow.

Kronow. Ich schätze mich gleichfalls sehr glücklich. —

Sie. Ich hab' in Berlin einen Herrn von Kronow gekannt, der zuweilen — in meiner Aeltern Haus kam; ist der wohl ein Verwandter von Ihnen?

Kronow. Wenn er Leutnant war, so ists mein Bruder. — Er ist sehr, sehr glücklich. —

Sie. Warum?

Kronow. Wegen des Vorzugs, zu Ihren Bekannten zu gehören. —

Sie. Ich zweifle, ob er darauf so viel Werth gesetzt habe, als Sie demselben beyzulegen belieben. —

Kronow

Kronow. O, ſicher! — Ich kenne meinen Bruder als einen aufrichtigen, warmen Verehrer ſchöner Mädchen —

Sie. Daß doch immer das zweyte und dritte Wort, das die Herren mit uns armen Geſchöpfen ſprechen, eine Schmeicheley ſeyn muß! — Sie müſſen uns für ſehr eitel und für ſehr leichtgläubig dazu halten —

Kronow. Das iſt eben ſo wenig mein Fall, als das Schmeicheln. — Ich empfinde nur allzuſehr Ihre Vorzüge, Ihre Reitze — (indem er etwas vertraulich ihre Hand faßt:) kleines, liebenswürdiges Blauauge!

Sie. (Die Hand zurückziehend mit Annehmung einer ernſthaften Miene.) Herr von Kronow, ſparen Sie Ihre Süßigkeiten für einen andern Ort, wo ſie beſſer angebracht ſind —

(Jabermann warf hier auf Kronow einen Blick, den man ohngefähr überſetzen könnte: So, darfſt Du hier nicht kommen! — Und Kronow beantwortete denſelben mit einem andern, welcher ſagte: Laß' es gut ſeyn; ich weis Beſcheid!)

Kronow. Hätt' ich Sie beleidigen können, kleine Süße? — Das war doch gewiß nicht meine Abſicht —

Sie. (mit angenommener Kälte) Ach nein — (zu Fahrmann) Haben Sie nichts wieder von unserm Reisegefährten im braunen Rocke gesehen?

(Diese Frage war nicht klug von der Demoiselle. Sie machte dadurch in dem Fahrmannschen Gedächtnisse eine Zurückerinnerung rege, die ihrer Absicht nicht vortheilhaft war, und welche die gute Idee, die sie ihm von sich einflößen wollte, und die er eben von neuem von ihr zu fassen angefangen hätte, sehr verringerte, indem er an die, von dem braunen Manne erhaltne Warnung dachte, und die Schöne wieder für das zu nehmen begann, was sie war.)

Fahrmann. Ich hab' ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen, liebes Mädchen. Ich glaube, daß er unmittelbar weiter gereiset ist. —

(Das vertrauliche liebes Mädchen, entdeckte der Schönen den Fehler, den sie begangen hatte.)

Sie. Das glaub' ich nicht. Mich deucht, ich hab' ihn vor einigen Tagen hier vorbeygehen sehen — das war ein absurder Mensch!

Fahrm. Das dächt' ich aber nicht —

Kronow. (nach der Uhr sehend:) Fahrbek, wir müssen uns Madmoisell empfehlen. Es ist unartig von mir, daß ich Dich einer so süssen Ge-

ſellſchaft entführen will: aber Du weißt ſelbſt, wir wollten um vier Uhr bey unſern Freunden ſeyn, und es ſehen über halb fünf.

Fahrm. (wie etwas verdrießlich,) Ja 's iſt wahr — Von einem ſchönen Mädchen vergißt man Alles. — — Wenn Madmoſell erlauben, benutz' ich eine Stunde, da ich frey bin, um Sie wieder zu beſuchen —

Sie. Ob ſichs wohl für ein Mädchen nicht recht ſchickt, Chapeaubeſuche anzunehmen; ſo kann ichs dem Reiſefreunde doch nicht verbergen, daß es mir angenehm ſeyn wird, ihn wieder bey mir zu ſehen —

Fahrmann. Sie ſind ſehr gütig —

Kron. Iſt der Freund des Reiſefreundes nicht auch mit in dieſer Begünſtigung eingeſchloſſen?

Sie. Ich habe nicht die Ehre, Sie länger als von heute zukennen. Indeß, wenn Herrn Fahrbecks Diskretion es für gut befindet — —

Kronow. Ich verſtehe, ich verſtehe. (Mit abſichtlich ſichtbarer Affectation.) Sie wollen mich Unglücklichen nicht wieder ſehen.

Sie. (empfindlich.) Ich glaube nicht, daß Sie dabey mehr verlieren, als ich — —

Fahrmann. Leben Sie wohl! Wenn Sie also erlauben —

Sie. Es wird mir allezeit viel Ehre seyn. Ich empfehle mich —

Fahrmann. (Ihr mit einem warmen Händedruck die Hand küssend:) Ich werde mich bald nach Ihrem Befinden erkundigen.

Kronow. (ironisch.) Ich empfehle mich gehorsamst, theure Madmoselle!

Als sie weg waren, fragte unser Held Kronow, was er von dem Mädchen halte; worauf dieser denn äusserte, daß er sie für nichts mehr, als ein Freudenmädchen anerkenne, das auf seine eigne Hand lebe. — Fahrmann meinte, das wäre doch wohl so gewiß noch nicht, da ihr Betragen gegen ihn — nehmlich gegen Kronow — gar nicht das einer Buhldirne gewesen wäre. — Kronow wäre recht gut im Stande gewesen, ihm diesen anscheinenden Widerspruch zu lösen, indem er ihm, wie ers überzeugt war, hätte sagen können, daß sie sich blos deswegen so spröde benommen habe, um Fahrmann eine Idee von der Strenge ihrer Tugend gegen andre Mannspersonen beyzubringen, damit sie sich ihm als eine Waare, die nicht für Jederman sey, desto

theurer verkaufen könne. — Aber Krandin fand aus Rücksicht auf sich selbst, nicht für gut, unsern Freund zu klug zu machen; deswegen schwieg er lieber, und lies Fahrmann in der Meinung, daß er ihm beyfalle.

Dieser Besuch hatte indeß die Folge, daß heute keine der gewöhnlichen Nimphen etwas über ihn vermochte. Seine Einbildungskraft, die mit der apetitlichen Mantelgenossin beschäftigt war, und ihm die kleinen Süßigkeiten mit lebhaften Farben vormalte, welche er auf der Herreise bey ihr genossen hatte, fand diesmal an jenen minder reizenden Geschöpfen gar kein Behagen. Jemehr er sich von der Fee Einbildungskraft in ihren Zaubergefilden herum führen ließ, jemehr erhitzte sie ihn durch vorüber gaukelnde Bilder, wovon immer eins verführerischer, als das andre war. Sie blieb nicht blos bey dem niedlichen auf und niederwallenden Busen stehen, in dessen Sammet seine Hände sich gewärmt hatten; noch bey dem runden, fleischigen Knie, welches er durch das schwanboine Unterröckchen gefühlt und gedrückt hatte — o, nein, sie zog mit magischer Kraft selbst diejenigen reitzenden Gegenstände hinter der Decke hervor, unter welcher

seine Blödigkeit sie in jener Nacht gelassen hatte. Die sehr natürliche Folge von allem dem war, daß er am nächsten Nachmittag schon wieder bey der schönen Putzmacherin — saß; wovon wir den Lesern künftig das Nähere versprechen.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Eine Finanzoperation des Trifoliums.

Nach einem Morgentraume, welcher ihn sehr glücklich gemacht hatte, erwachte unser Fahrmann am folgenden Tage ziemlich spät, als eben Kobitz ins Zimmer trat. Nach ausgewechseltem Gutenmorgen, setzte dieser sich zu Fahrmann ans Bette. Unser Held, der ein sehr besorgter Freund war, bemerkte bald eine düstre Miene auf Kobitzens Gesicht.

Fahrmann. Was fehlt Dir? Ich les' auf Deiner Stirn Verdruß.

Kobitz. Wüßte doch eben nichts. (Indem er sich stellt, eine heitre Miene erzwingen zu wollen.)

Fahrmann. Höre, Freund — Du verbirgst mir etwas. Das wirst Du mir aber nicht ein-

bilden, daß Du ſo guten Muths als ſonſt biſt. — Sag', was iſt Dir? —

Robitz. Ich mag meine Freunde nicht gern durch Mittheilung meiner Verdrüßlichkeiten mißverſtimmen. —

Jahrmann. Und ich mag gern, wenn mein Freund ſeinen Kummer in mein Herz ausſchüttet. — Hab' ich Rath und Hülfe dagegen, ſo bin ich damit bereit; wo nicht — ſo iſt er wenigſtens ſicher, die wärmſte Theilnahme und wo möglich — Troſt, bey mir zu finden —

Robitz. Biſt 'n herrlicher, braver Kerl! (ihm die Hand reichend.) Da haſt Du meine Hand drauf, ehe kann die Welt untergehen, ehe meine Freundſchaft gegen Dich wanken wird. —

Jahrmann. Nun, ſo verſchweig Deinem Freunde auch nicht, was auf Dir laſtet —

Robitz. Für einen Andern, der weniger ängſtlich auf Ehre und guten Namen hält, als ich, im Grunde eine Kleinigkeit: aber für mich — bey Gott! eine Sache zum Tollwerden — —.

Jahrmann. Ich bitte Dich, ſag' mir's doch! —

Robitz. Kannſt Du Dir vorſtellen — geſtern früh erhalt' ich von Hauſe meinen halbjährigen

Wechsel auf fünf hundert Thaler, und — als ich ihn heut präsentire, ist der Kaufmann bankrott. — Nun muß ich den Wisch protestiren lassen und drüber gehn vielleicht 'n vier Wochen hin eh ich Geld bekomme. — Und ich soll Schuster und Schneider, und Speisewirth, und Logis, und weis Gott, wen und was, alles bezahlen! — Denk Dir diese Verlegenheit für einen Menschen, der seine Gläubiger nie warten lies! (heftiger) Meine Ehre, mein guter Name, mein.....

Jahrmann. Beruhige Dich Bruder!

Robitz. Beruhigen! Beruhigen? — Wenn Schuldner wie Furien mich verfolgen? —

Jahrmann. Das sollen sie nicht. (Nach seiner Börse greifend.) Hier — wenn Du mirs erlaubst, Dir zu helfen — sind die fünf hundert Thaler für Dich —

Robitz. (Hohe Bewunderung affektirend mit wahrer Freude vermischt:) Edler Freund! — oder, welchen Namen soll ich Dir geben, um Dir das auszudrücken, was Du durch Dein Anerbieten mir einflößest, und — wie soll ich Dir danken? — Doch — ich kann's nicht annehmen. Du bist hier selbst fremd; Du weißt nicht, was...

Jahrmann. O, dafür laß mich ſorgen. — Ich fordre als einen Beweis Deiner Freundſchaft, daß Du auf der Stelle das Geld annimmſt und mir dann kein Wort mehr davon ſagſt.

Robitz. O, Farbeck! welch' ein vortreflicher Menſch biſt Du!

Jahrmann. Willſt Du, daß ich bezweifeln ſoll, ob ich einen Freund in Dir beſitze?

Robitz. Du zwingſt mich zum Stillſchweigen — aber — lies in dieſen Augen mein Herz! (drückt ihm ſcheinbar warm die Hand und umarmt ihn.)

Die Feder verſagt ſich mir, eine Scene auszuführen, in welcher man einen Böſewicht, wie kaum die Hölle ihn alle hundert Jahr einmal aus ihrem ſchwarzen Schlunde ausſpeiet, mit der edelſten, ehrlichſten Gutherzigkeit ſein ſchändliches Spiel treiben ſieht. — — Ich mag nicht ein Wort weiter davon ſagen, als: daß der Heuchler und Räuber Robitz mit des biedern Jahrmanns fünf hundert Thalern frohlockend auf und davon ging, um mit den Mitſchuldigen ſeines atrocen Bubenſtückes zu jubeliren.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Das Schäferstündchen.

In sich selbst noch eins so vergnügt durch den Wahn, einem Freunde einen Dienst erzeigt zu haben, schritt unser Fahrmann, der sich von den Andern weggeschlichen hatte, gleich nach Tische, ganz munter und behend nach der schönen Berliner n hin. Es scheint, daß sie ihn erwartet habe, denn er fand sie in einem äusserst verführerischen Deshabille von feinem Linon. Der lange weiße Rock schwammm leicht um ihre volle Lende, deren Umriß er beym Sitzen verrieth. Der Busen war nicht mehr und nicht weniger verhüllt, als es nöthig war, um zu einer weitern Untersuchung die Begierde zu erregen. Ihr feines, lichtbraunes Haar bedekte eine tiefe Dormeuse, unter welcher kleine Löckchen üppig hervorquollen, die sich um die weiße Stirn gelagert hatten. — Ihr Auge strahlte Freude, als sie Fahrmann bewillkommte, und ihr ganzes Wesen umgab eine Art unschuldiger Unbefangenheit, welche sie nur anzüglicher machte. — Sie war un-

ſeyn Helden noch nie ſo ſchön vorgekommen, als diesmal.

Fahrmann. (als er neben ihr auf dem Sopha Platz genommen, deßen Stahlfedern ihn beynah wieder zurückwarfen:) Daß ich Ihre Erlaubniß ſo bald benutze, mag Ihnen zum Beweiſe dienen, wieviel Angenehmes ich in Ihrer Geſellſchaft finde —

Sie. Auch Sie ſind mir herzlich willkommen, beſonders — ohne Ihren Freund Kronow.

Fahrmann. Verzeihen Sie ihm, wenn ſein Studententon Ihnen ſollte mißfallen haben. Er iſt ſonſt ein recht gutes, ehrliches Geſchöpf —

Sie. Kann wohl ſeyn. Ich liebe nun aber einmal die Herren dieſer Art nicht. Sie ſind mir zu roh und gleich ſo vertraulich, ohne daß ſie dazu aufgemuntert werden. — Aber — ſagen Sie mir doch, ſind Sie auf immer in L**?

Fahrmann. Auf immer nicht; doch kann ich Ihnen nicht ſagen, auf wie lange? Vielleicht reiſ' ich bald weg; vielleicht bleib' ich auch noch einige Zeit —

Sie. O, Sie dürfen noch ſo bald nicht ans Abreiſen denken!

Jahrmann. (warm) Könnte Sie mein Hierbleiben wohl intereſſiren?

Sie. (zwingt ſich zu erröthen.) Ja — denn ich halte Sie für meinen Freund —

Jahrmann. Das bin ich; (leidenſchaftlich) und wohl noch mehr —

Sie. (ſich verlegen ſtellend.) Schmeicheln Sie einem leichtgläubigen Mädchen nicht —

Jahrmann. (ehrlich) Ich haſſe alle Schmeicheley, liebe....

Sie. Ich heiße Julie.

Jahrmann. Nun liebes Julchen, wenn Sie es erlauben. — (Indem er den Arm um ſie wirft, mit Wärme.) Liebes, ſüßes Julchen!

Sie. (macht eine leichte, verlohrne Bewegung, als wollte ſie ſich ſeinem Arm' entwinden.) Das gieng wohl auf dem Poſtwagen —

Jahrmann. (der im Beſitz bleibt:) Als wenn es nicht gleich ſüß wäre, ein ſchönes Mädchen auf einem komoden Sopha im Arm zu halten und zu küſſen. (küßt ſie.)

Sie. (mit erzwungenem Erröthen.) Sie nöthigen mich noch, aufzuſtehen —

Jahrmann. (ſie näher an ſich drückend, indem er ſie noch einigemal küßt:) Ich würde eher mein

Leben laſſen, als Sie, kleine Holde, von meiner Seite!

Sie. (Als wenn ſie zwiſchen Nachgeben und Widerſtandleiſten kämpfte:) Ich bitte Sie Herr Fahrbeck, laſſen Sie mich! — (Indem ſie ſich ein wenig ſtrebt, verſchiebt ſich das Halstuch, und Fahrmann verläßt Mund und Wange um ſeine brennenden Lippen auf ihren Buſen zu heften.)

So, und auf ähnliche Weiſe eroberte unſer Held ein Auſſenwerk nach dem andern. Die Schöne ſtellte ſich zwar bey jedem Schritt, den er zu einem neuen Siege vorwärts that, als wollte ſie ihm denſelben ſtreitig machen: allein der Widerſtand war nicht von der Art, um den in dergleichen Operationen nun ſchon erfahrnern und dreuſtern Fahrmann abzuſchlagen.

Es dauerte nicht lange, ſo ſah er ſich im Beſitz alles deſſen, was man ihm unter dem Mantel bewilliget hatte. Wie dort wühlte ſeine Rechte, um des Mädchens Nacken geſchlagen, in dem wogenden Buſen, indeß ſein Auge ſich an deſſen blendenden Weiße und der ſchönen Ründung weidete, welchen letztern Genuß er jetzt bey hellem Tage voraus hatte. — Wie dort unterm

Mantel drückte seine Linke das schön geformte Knie. Aber nicht mehr wie dort, war er blöde genug, sich hierbey genügen zu lassen. — Der Sporn der Begierde trieb ihn zu Erreichung eines höhern Ziels. — Fahrmann wurde immer begehrlicher und dringender; Julchen vertheidigte sich immer schwächer; die Küsse wechselten schon lebhafter; die Pulse flogen im zwey und dreyßigtheil Takt; die Herzen hämmerten gleich den Cyklopen; die Athemzüge wurden kürzer und machten längere Pausen; und — und? — und wir geben dem Ueberrest dieser Schildrung züchtiglich ein Mäntelchen um.

Erst gegen die Zeit da man zum Abendessen gieng, verlies er das bequeme Sopha, auf welchem die — Stahlfedern ihn so angenehm gewiegt hatten, um Julien Adieu zu sagen. Man gab sich das Wort, morgen einander wieder zu sehen. —

Fahrmann hatte von seinen auserwählten Freunden, welchen die Ursach seiner Abwesenheit kein Räthsel geblieben war, einige Spöttereien über sein Glück bey den Schönen anzuhören, welche ihn aber nicht verdrießlich machten. Im Grunde war das Dreyblatt mit dessen Umgang

mit Julien gar nicht zufrieden. Sie besorgten, daß diese Buhlerin, für welche sie dieselbe zu halten, gar nicht zweifelhaft waren, ihnen den Vogel aus dem Garn stehlen möchte, um ihn für sich zu benutzen, und daß dann von den Fahrmannschen Dukaten höchstens nur eine Nachlese für sie übrig bleiben dürfte. Das Mittel, ihr das Prävenire zu spielen, war der Gegenstand einer Berathschlagung, welche die Verbündeten noch diesen Abend bey der Flasche hielten.

Vier und vierzigstes Kapitel.

An unserm Fahrmann wird von allen Seiten gepflückt.

Selbst für den, in allen Kniffen und Pfiffen wohlversehenen Kopf eines Robitz, war es kein leicht aufzulösendes Problem, wie man der Fahrmannschen Kasse, nach dem an derselben eben erst vorgenommenen Aderlaß, von neuem auf eine nicht zu plumpe Art beykommen möchte. Zum Glück, das —

„fast alles Schandgesindel liebt" —

fanden sie in Fahrmanns Unkunde mit dem

Hergehen in dieser Welt und in dessen gute Meinung von ihrer Person und von ihrer Freundschaft, ein paar Bundesgenossen, auf deren Beystand sie sehr rechneten, da sie wirklich gestehen mußten, daß bey den obwaltenden Umständen, auch der beste ihrer Pläne nur gegen einen Fahrmann mit Erfolg ausgeführt werden könne.

Aus Besorgniß also, daß Julchen ihnen mit einem Plänchen zuvor kommen möchte, verschoben sie die neuerdings verabredete Operation auf die Börse unsers Freundes nur bis zum nächsten Vormittag. — Als daher Fahrmann am folgenden Tage kaum gefrühstückt hatte, so fanden sich Robitz und Kompagnie auch schon ein, um ihn zu einer Morgenpromenade abzuholen, wozu derselbe auch gleich bereit war. Nachdem sie eine Weile herumgeschlendert waren und sich eben in der Nähe von Kronows Logis befanden, lud dieser die Gesellschaft auf ein Glas Morgenwein zu sich hinauf.

Man war dabey recht lustig und guter Dinge, als mit einmal geklopft wurde. Kronow rief: herein! und es erschienen zwey gesetzte Männer, die mit Herrn von Kronow ein Wort allein zu sprechen wünschten. Dieser führte sie

ins

ins Nebenzimmer, aus welchem alle drey nach einer halben Viertelstunde zurückkamen. Die beyden Männer nahmen auf eine etwas brüske Art Abschied: Kronow sah feuerroth aus und man las auf seinem Gesichte, daß das Anbringen der Freunden höchst unangenehm seyn müsse.

Robitz. Sag mir Junge, was wollten die Philister? Siehst ja ganz konsternirt aus —

Kronow. (sich vor die Stirn schlagend.) Der Teufel möchte nicht konsternirt seyn! Sitz da durch meine Gefälligkeit bis über die Ohren darinne. —

Robitz. Was könnte das seyn? Sag, was ists? Vielleicht ist Rath dafür.

Kronow. Ja, wenn deine Kräfte mit dem guten Willen übereinstimmten — gewiß! — Ihr seyd alle meine Freunde, Einer so gut wie der Andre; ich will Euch also kein Geheimniß daraus machen. — Ihr kennt doch den liederlichen Benndorf, wenigstens Ihr, Robitz und Fackmann, kennt ihn. Dieser nun hatte sich vor einem viertel Jahr durch seinen Leichtsinn in eine Verlegenheit gesetzt, wobey sein ganzes künftiges Glück in Gefahr stand, wenn ihm nicht geholfen wurde. Er kam mir als Landsmann seine

Noth zu klagen. Ich las ihm 's Kapitel, wie ers verdiente; beſchloß aber auch aus Achtung für ſeinen würdigen Vater, den ich von Jugend auf gekannt habe, ihn wo möglich zu retten. Ich war nicht ſelbſt bey Kaſſe; allein ich rechnete auf meinen Kredit. Es glückte mir auch, den einen von den Ehrenmännern, die eben hier waren, zu bewegen, gegen einen auf mich geſtellten Wechſel, ſechshundert Thaler herzuſtrecken, welche Benndorf von ſeinem nächſten Wechſel zurückzuzahlen verſprach. Nun ſtellt Euch meinen Schreck vor, als ſo eben der Gläubiger im Beyſeyn ſeines Notars mir ankündigt, daß Benndorf nicht allein den Wechſel noch nicht eingelöſet, ſondern auch ſich erklärt habe, gar nicht zahlen zu können, und daß er ſich alſo an mich halte. Mit gröſter Mühe erhielt ich eine Friſt bis übermorgen; obſchon ich jetzt noch nicht weis, wie ich auch dann Rath ſchaffen werde, da eben ein paar Freunde, bey welchen ich ſonſt ofne Kaſſe habe, nicht hier ſind —

Robitz. Das iſt ja 'n verdammter Streich! — Wenn man ſo etwas hört, möchte man bange werden, Jemand zu dienen. —

Kronow. Für mein Geld bin ich ganz ſicher. Der Vater iſt ein wohlhabender Mann und ein braver Mann. — Wenn ich ihm die Sache melde, bin ich in drey bis vier Wochen gewiß befriediget. — Aber, es iſt nur, daß der jetzige Augenblick ſo dringend iſt. —

Jahrmann. Kronow! ich möchte beynah zweifeln, ob Du mein Freund biſt — wie ich 's mich bisher ſchmeichelte. —

Kronow. Wie ſo? — Woher dieſer Vorwurf? —

Jahrmann. Daher, daß Du ſehr wenig Zutrauen in meine Freundſchaft zu ſetzen ſcheineſt —

Kronow. Ich verſtehe Dich nicht —

Jahrmann. Nun, ſo will ich 's Dir ſagen. — Wozu ſo viel Aufhebens und ſo viel Kummer um die lumpen ſechs hundert Thaler, da Du weißt, daß Dein Freund ſie Dir vorſtrecken kann? — Ey, ey Kronow! Ich dachte Du kenneteſt mich ſchon beſſer — (die Börſe ziehend:) Willſt Du Deine Wechſelſchuld hieraus ſtopfen? Hier iſt Gold! —

Kronow. Bruder! Bruder! — —

Und — daß ichs kurz mache; dieſer Auftritt endete ohngefähr eben ſo, wie der geſtrige mit

Robiz und unſer Fahrmann hatte ſchon wieder auf den künftigen Beſitz der Klugheit — ſechs hundert Thaler pränumerirt!

Daß die beyden ſtummen Perſonen, welche wir auf der Bühne haben auftreten ſehen, weder ein wirklicher Gläubiger noch ein wahrer Notar geweſen, und daß die ganze Erzehlung von der geleiſteten Bürgſchaft nichts mehr, als ein erſonnenes Mährchen war, haben die meiſten meiner Leſer wohl ſchon weg! —

Das Triumvirat beſchloß nun, mit dieſem Raube ſich zu genügen; aber ja nicht etwan aus Beſcheidenheit oder aus einem Ueberreſt von Gutmüthigkeit; ſondern, weil man in der That kein Mittel mehr auszufinden wußte, den guten Fahrmann noch einmal plündern zu können, ohne — bey aller ſeiner Entfernung von Mißtrauen endlich Gefahr zu laufen, ihm verdächtig zu werden. — Sie wollten lieber das Sichere mitnehmen, und noch ſo lange auf ſeine Koſten mit ihm ſchwelgen, als es ſich würde thun laſſen.

Es koſtete aber ſeit deſſen Umgang mit Julien etwas Mühe, ſeiner habhaft zu werden. Er ſaß einen Tag wie den andern, bey dieſer Schönen, und wenn ihn ja das Dreyblat: den Nach-

mittag einmal für seine Parthie erwischte; so mußte es ihr denselben dafür des Abends überlassen. Gemeiniglich stahl Fahrmann sich aber gleich nach dem Essen weg und widmete dann den Abend seinen Freunden und den Vergnügungen, welche sie veranstalteten.

Julie hatte unsern Fahrmann wirklich zu überzeugen gewußt, daß das, was sie ihm bewilliget hatte, nie einer andern Mannsperson zu Theil worden sey. Sie wußte so gut die von der Liebe zu einem Fehltritt Verleitete zu spielen, daß er es sich nicht hätte vergeben können, wenn er sie nicht in allem Ernst wieder geliebt hätte. Sie besaß auch wirklich in seinem Herzen — wenn auch nicht den einzigen — doch wenigstens denselben Platz, welchen Sophie darinn einnahm, die — wenn wir auch ihrer vergessen zu haben scheinen — immer noch in einem sehr zärtlichen Andenken bey ihm stand. — Da Julie ihre Person und den Genuß ihrer Reitze, ohne irgend eine merkantilische Absicht dabey zu zeigen, an unsern Helden überlassen hatte; so könnten wir, die wir uns doch ein Wenig mehr Erfahrung in der Sache, als unserm Helden beymessen, sogar durch den Anschein verleitet werden,

ihr wahre Liebe gegen denselben zuzutrauen, wenn wir nicht einen Blick in ihren Plan gethan hätten und aus demselben wüßten, daß sie nur für einige Zeit so uneigennützig schien, um hernach desto reichlicher zu ärndten.

Nachdem Fahrmann wohl einen Monath lang bey ihr — aus und eingegangen war, fand er sie eines Tages mit verweinten Augen. Nach vielem Weigern und nachdem sie sich durch die zärtlichsten Beweggründe endlich dazu bereden lassen, erzehlte sie ihm folgendes.

„Ich habe Dir, lieber Junge, doch gesagt; daß ich hier eine Freundin gefunden habe, durch deren Empfehlung ich in den Stand gesetzt worden bin, auch von meiner Hände Arbeit erhalten zu können. Um mein Gewerbe mit mehrern Vortheil zu treiben, rieth mir diese Freundin, mir von allem Zubehör, als Spitzen, Band, Flor und dergleichen, etwas im Ganzen einzukaufen und solchergestalt ein kleines Lager von diesen Waaren zu halten. Weil ich den Vorschuß zu machen nicht im Stande war; so hatte sie sogar die Güte, mir bey einem Kaufmann Kredit zu machen, mit dem Versprechen, daß wenn ich nach Verlauf von zwey Monaten denselben nicht

aus meinen Mitteln bezahlen könnte, sie solches an meiner Statt thun wollte, und ich sollte ihr hernach meine Schuld nach meiner Bequemlichkeit abtragen. Auf dieses Anerbieten nahm ich für zwey hundert Thaler an Werthe aus. — Heute Morgen schickte sie mir dieses Billet hier. — Lies es selbst, und urtheile dann, ob ich nicht Ursach habe, trostlos zu seyn." —

Fahrmann las:

„Mademoiselle!

Da mir von Ihrer Aufführung nicht die besten Nachrichten zu Ohren gekommen sind, indem ich aus sichrer Hand weis, daß Sie alle Tage Besuch von Herren haben; so werden Sie mir 's nicht verargen, wenn ich meine Hand von Ihnen abziehe. Sie werden ja nun wohl, vermittelst Ihres neuen, einträglichen Gewerbes im Stande seyn, Ihren Gläubiger selbst zu bezahlen. Auf mich haben Sie wenigstens zu dessen Befriedigung nicht zu rechnen."

N. N.

Was sollten wir von unserm Fahrmann wohl denken, wenn er, da er nach seiner Ueberzeugung die einzige Mannsperson war, welche Julien besuchte und folglich kein Andrer als er die

Ursach seyn konnte, welche dieselbe um die Gunst ihrer Beschützerin und in eine so traurige Verlegenheit gebracht hatte — nicht seine milde Hand auch hier aufgethan hätte? — Die zwey hundert Thaler wanderten wirklich in die Kasse der Schönen, welche den Empfang durch Küsse und andre Zärtlichkeiten bescheinigte. —

Wenn unsers Fahrmanns Börse des Seegens jenes wunderbaren Mehlkastens, der genugsam bekannten Wittwe theilhaft gewesen wäre, und wenn er über den Werth Derjenigen, welchen er seine Dukaten so freygebig spendete, nie nähere Aufschlüsse erhalten hätte; so möchten wir uns wohl an seine Stelle wünschen, da wir in der That nichts Angenehmeres kennen, als immer zu geben und immer soviel zu haben, als unser Herz wegzugeben, uns auffordert. —

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Bittre Nachwehen. Rühmliche Entschlüße.

Auf die Art, wie wir bisher gesehen haben, spann Lachesis, die Tochter der alten Nacht und des schwarzen Erebus, den Jahrmannschen Lebensfaden noch einige Wochen lang fort, und hätte man sich in die Spinnstube der gutmüthigen Parze einschleichen dürfen; man sollte sicher seine Lust daran gesehen haben, wie ihr der ebene Faden so glatt zwischen den Fingern durchglitt. Aber — die fleißige Spinnerin fand nicht immer so guten Stof zu verarbeiten. — Statt des glatten schönen Fadens, gewann sie in der Folge ein rauhes, unebnes, knotiges Gespinnst, daß ihr recht die Lust zur Arbeit darüber verging. Sie wurde zuweilen so ärgerlich am Rocken, daß sie gern ihre Schwester mit der furchtbaren Scheere herbeygerufen hätte, um sich durch deren entscheidenden Schnitt von dem lästigen Geschäft zu befreyen, wenn die unabänderlichen Beschlüsse des Schicksals der Einen und

der Andern ein so eigenmächtiges Verfahren erlaubt hätten.

Auch wir — sind mit der Parze, in einem ähnlichen Falle. — Ach! auch uns lastet die Feder schwerer in der Hand, als ein bleyerner Griffel. Mühsam läßt sie sich auf dem Papier hinschleppen und gehorcht nur widerstrebend unserer Leitung; so, wie wir mit Widerwillen unsrer der Wahrheit geschwornen Pflicht gehorsamen, um die Leiden niederzuschreiben, welche jetzt von allen Seiten auf unsern vielgeliebten Helden hineinstürmen werden. Gern — ach, so gern! entzögen wir uns dem traurigen Geschäft, den Gegenstand unsers so zärtlichen Interesses in Lagen darzustellen, vor welchen uns schaudert: aber — auch wir vermögen nichts gegen den Willen des Schicksals, das uns — zum Autor machte und uns bey dieser Bestimmung Obliegenheiten auferlegte, die wir erfüllen müssen.

Gesundheit, edelstes der Güter der Sterblichen, ohne das jeder Genuß unschmakhaft und eckelhaft wird! Dich, erstes Geschenk der unverdorbenen Natur und der weisen Enthaltsamkeit! Deinen Verlust, sollte der bedauernswürdige Fahrmann zuerst zu beseufzen haben! Schon seit einiger Zeit über-

zog eine Bläße sein Gesicht, und ein bläuliger Hof hatte sich um seine, sonst mit frischer Fleischfarbe umgebne Augen gelagert, in welchen das ehemalige Feuer einer gewissen Mattigkeit gewichen war. Dabey entdekte er Symptomen an sich, die nichts Aehnliches mit denjenigen irgend einer ihm bekannten Krankheit hatten. Da eine Rathsbefragung deshalb seine immer noch nicht gänzlich ertödtete Schamhaftigkeit in Verlegenheit gesetzt hätte; so trug er sein Uebel in der Stille, so schmerzhaft es ihm auch zuweilen war.

Julie, die aufmerksame Julie! — hatte diese Symptomen gelegentlich entdeckt, und — mit Ursach und Wirkung bekannt — hätte sie unserm Helden füglich eine Aufklärung über die Natur seines Uebels geben können, wenn sie nicht ihre guten Gründe gehabt hätte, solches zu unterlassen. Sie begnügte sich, unter dem Vorwand einer eignen weiblichen Unpäßlichkeit, unsern Freund in Ansehung gewisser Genüße der Diät zu unterwerfen.

Nach Verlauf von acht Tagen, nahm das Uebel so überhand, daß Fahrmann nicht mehr das Zimmer verlassen konnte, und dabey Höllen-

qualen auszustehen hatte. Dennoch schob er es immer noch auf, sich Jemand zu entdecken. Vielleicht hätt' er sich seinen Herzensfreunden vertraut; allein zu seinem Erstaunen hatte er seit zwey Tagen keinen derselben gesehen. Robitz war am ersten Vormittag, den er im Hause zubringen mußte, bey ihm gewesen, hatte sich aber unter einem Vorwand bald wieder weggegeben, und seitdem ließ sich keiner mehr blicken. — Endlich zwangen doch die unausstehlichen Schmerzen den Patienten nach dem Arzte zu schicken.

Es erschien bald einer der Schüler des Hypokrates, der eher einem französischen Tanzmeister, als einem Mitgliede jener ehrwürdigen Zunft ähnlich sah, welcher die Besorgung des edelsten Schatzes der Sterblichen anvertraut ist. Er war eben so leicht an Füßen als reich an Worten, welche von der geläufigsten Zunge herabglitten, und dabey waren seine Extremitäten völlig die eines Kleinmeisters, der seine Gegenwart durch die Düfte des Poudre à la maréchal und durch andre Parfüms, schon von weitem ankündigte. — Nachdem er durch eine Menge Fragen unserm Fahrmann endlich die

Symptomen der demſelben unbekannten Krankheit abgelockt hatte und das objectum morbi in Augenſchein genommen, erklärte er ihm denn in einer Sprache, die gewohnt war delikater Ohren zu ſchonen und die ziemlich ans Poetiſche gränzte: „daß er ſeine Krankheit am Quell der Freude erhalten, indem er einige giftige Tropfen, die demſelben ſich zuweilen beyzumiſchen pflegten, mit eingeſchlürft hätte.“ — Verblümter kann man ſich wohl nicht ausdrücken!

Der galante Arzt verſchrieb einige Recepte und verſprach beym Weggehen, ſich bald wieder nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen, welches er auch redlich that; wie denn überhaupt ſeine Zunftverwandte im Durchſchnitt das Lob haben, daß ſie in fleißiger Beſuchung der Kranken, die chriſtliche Liebe thätigſt ausüben.

Fahrmann der — ſo wenig das in ſeinen frühern Verhältniſſen der Fall geweſen ſeyn mochte — von den Patienten ſeiner Art, nie anders als ſehr nachtheilig und verächtlich hatte ſprechen hören, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, als er von dem Arzte den Aufſchluß über die Natur ſeines Uebels erhielt, und doch wollte ihm noch nicht beyfallen, auch über die Urſach deſſelben zu

erröthen! — Dabey machte er sich so schreckliche Vorstellungen von den physischen Folgen seiner Krankheit, daß sie ihn mehr peinigten als alle gegenwärtige Schmerzen, mehr, als die Langeweile, welche er auf seinem einsamen Zimmer fand. Daß diese Letztere auch zu seinen Plagen gehörte, ist wohl kein Wunder. — Seit geraumer Zeit her eines fröhlichen Lebens gewohnt, da immer ein Vergnügen das andere ablößte, hatte er ganz vergessen, wie man sich selbst genug ist: eine Kunst, die ihm vor der Epoche in L** nicht unbekannt gewesen war. Alles Uebrige, was ihm seine Einsamkeit hätte versüssen können, mußte er entbehren. Wein und gute Speisen waren ihm verboten; Julchen konnte er nicht sehen, und seine Freunde kamen auch nicht ihm Zeit und Grillen zu vertreiben. In Ansehung der Letztern, welche nun schon vier ganzer Tage weder etwas von sich hatten sehen noch hören lassen, began auch bereits ein schreckliches Licht in ihm aufzudämmern. So war die traurige Lage unsers Sahrmanns beschaffen. Von Reue über sein voriges wüstes Leben, spürte er aber zur Zeit noch nichts.

Am fünften Morgen schickte er endlich den Hausknecht zu Kronow, um sich nach der Ursach seiner Unsichtbarkeit erkundigen zu laßen. Herr von Kronow hies es, lasse grüssen, und er wolle so eben auf einige Zeit verreisen. — Von Robig zu dem er auch schickte, war der Bescheid: er habe nicht Zeit gehabt ihn zu sehen, und es werde ihm auch sobald nicht möglich seyn. — Fackmann war gar nicht zu finden. — Zuletzt sandte er ein Billetdoux zu Julien, worinn er seine lange Abwesenheit — ach! auch lügen hatte der gesunkene Jahrmann schon gelernt! — mit einem bösen — Halse entschuldigte; ihr viel zärtliche Versicherungen von der Ewigkeit seiner Liebe gab, und am Ende ein recht pathetisches Gemählde von den traurigen Tagen machte, welche er ohne sie zu sehen, zu durchleben genöthiget sey. —

Aber, man stelle sich sein — Erstaunen? — Entsetzen? — alles zu wenig, um das, was er empfand, auszudrücken! — man stelle sich die momentane Auflösung seines Selbsts vor, als er sein zärtliches Briefchen uneneiegelt, mit der Nachricht der Wirthsleute zurückerhielt, daß

Madmoiell vor zwey Tagen mit einem Herrn von L** gänzlich weggereist sey.

Der von zischenden Schlangen bestrikte Laokoon kann unter deren Bissen kaum soviel Qnaal empfunden haben, als unser beklagenswerther Fahrmann fühlte, als er sich auf einmal von Denjenigen, die seinem Herzen soviel gegolten hatten, so schändlich verlassen, so hinterlistig verrathen sah. Denn, daß dieß wirklich der Fall sey, konnte er, so gern er's auch gewollt hätte, gar nicht mehr bezweifeln; weil er eben so wenig eine Entschuldigung für Juliens heimliche und so plötzliche Abreise mit einem Herrn finden konnte; als es sich rechtfertigen ließ, daß das Dreyblatt während der Zeit sogar einigemal im Hause gespeist und doch den kranken Freund nicht besucht hatte.

Der Verlust der eben geachten dreyzehn hundert Thaler und der übrigen beträchtlichen Summen, die seine saubern Freunde mit ihm verjubelt hatten, wie auch der, einer schönen Uhr und eines prächtigen Ringes, welche er noch kurz vor seiner letzten Zusammenkunft mit Julien, an dieselbe verschenkt hatte; das war es bey weitem nicht, was ihm am meisten schmerzte. Aber,

daß

daß er sehen mußte, wie man so mit seinen besten Empfindungen ein schändliches Spiel getrieben hatte; daß er abermals gezwungen ward, von der Güte der Menschheit eine noch größre Ausnahme zu machen; daß er sich durch Lasterhafte auf Irrwege habe leiten lassen — (denn daß er darauf wandle, fieng ihm nun auch an einzuleuchten zu werden;) — das Alles peinigte ihn weit mehr. Er sah in seinem Herzen jetzt plötzlich eine Leere entstehen, empfand eine Unbehaglichkeit, die ihm im höchsten Grade unerträglich waren.

Nachdem er sich mehrere Tage mit allen hieraus entstehenden Hirnbildern gequält hatte, behielt am Ende das Gefühl der unangenehmen Gewißheit, daß er sein Unglück durch leichtsinnige Hinopferung dessen, was ihm sonst so theuer, so ehrwürdig gewesen war, gar wohl verdient und sich selbst zubereitet habe, den Platz allein. — Er durchgieng seine Lebensweise während seines Aufenthalts in L * *; stellte Vergleichungen an zwischen derselben und derjenigen, welche er ehedem beobachtet hatte, und fand dabey reichhaltigen Stof zur Reue und zu einer Menge von Vorwürfen, womit er sich überhäufte.

Da es aber nicht in dem Karakter — oder vielmehr, da es nicht in dem Temperamente unſers Helden lag, ſich zu lange bey Gegenſtänden aufhalten zu können, welche ihn betrübten und niederſchlugen; ſo war er bald bemüht, ſich nach Troſtgründen und Aufrichtungsmitteln umzuſehen, welche man, wenn man ſie ernſtlich ſucht, beynah allezeit findet. Auch er fand ſie. — Er fieng nach und nach an, ſich über den Verluſt ſeiner niederträchtigen Freunde und ſeiner ſchlechten Geliebten, dadurch zu tröſten, daß er ſich ihren Unwerth recht lebhaft vorſtellte, und durch Ausdehnung der Bilder edlerer und geprüfterer Freunde, die ſeit einiger Zeit auf einen ziemlich engen Raum ſeines Herzens eingeſchränkt geweſen waren, füllte er allmälig diejenige Leere aus, welche ihm auf den erſten Augenblick ſo beſchwerlich fiel. Die Plätze, welche Julie, Robiſh, Reonow und Sackmann ſo unwürdig beſeſſen hatten, wurden unter ſeine Aeltern, Sophien, den braven Ehrlichheim, ſeinen fürſtlichen Freund, den Prinzen von ***, und an andre gute Menſchen, deren Werth er nicht bezweifeln durfte, vertheilt. — Auch in Anſehung ſeiner bisherigen, ſo tadelhaften Lebensart, fand er Troſtgründe

indem er — nicht für die Verachungen an ſich, ſondern — für ſeine Perſon Entſchuldigungen anſuchend, dieſelben in ſeiner ihm nun nicht mehr unbekannten Unerfahrenheit und in den liſtigen Ränken ſeiner Verführer antraf.

Das Finale von allem Dieſem — wie 's denn gewöhnlich der Fall iſt — waren gute Entſchlüſſe und rühmliche Vorſätze für die Zukunft. Heilig verſprach er ſich's, künftig ſeine Freunde beſſer zu prüfen; gegen alle Menſchen, die nicht tugendhaft und von guten Sitten wären, äuſſerſt mißtrauiſch zu ſeyn; ſich nie wieder in die Netze der Wolluſt verwickeln zu laſſen; nie wieder den brutalen Feſten des Bachus beyzuwohnen; nie wieder .... doch, wie vermag man es aufzuzählen, was er ſich alles gelobte! — Wir wollen gewiß nicht die Erſten ſeyn, welche Zweifel äuſſern ſollten, daß unſer Fahrmann Wort gehalten habe. —

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Geneſung. Abreiſe.

Nachdem der elegante Arzt vierzehn Tage nach einander täglich zwey Viſiten gemacht und ein Buch Papier zu Rezepten verſchrieben hatte, befand ſich Fahrmann — ſchlechter, als vorher. Er beklagte ſich über dieſen Krebsgang ſeiner Geneſung gegen den Doktor, der ihn wie gewöhnlich, in ſehr geſuchten Ausdrücken verſicherte, es werde ſich wohl ändern. Da aber dieſer Troſtſpruch auch nach Ablauf der dritten Woche immer noch ohne Erfolg blieb; im Gegentheil der Patient ſich recht übel befand; ſo erſuchte dieſer endlich ſeinen Wirth, ihm einen andern Arzt zu beſorgen, welcher ihm denn auch zum Glück einen der erfahrenſten Männer in L** zuführte. Deſſen leidtragender Kollege nahm ſeinen Abſchied mit der beſten Art von der Welt auf, und empfahl ſich, nachdem er den richtigen Empfang von dreyßig Thalern für Viſiten und andre Bemühungen, in gehöriger Form quittirt hatte.

Der neue Arzt zuckte über die bisherige Behandlung unſers Helden die Achſel, und erklärte nach einigen Tagen, da verſchiedne gegebne Mittel nicht die gewünſchte Wirkung thaten, daß er den Wundarzt mit zu Hülfe nehmen müſſe, unter deſſen Meſſer der arme Fahrmann auch wirklich ein paar ernſthafte Schnitte ausſhalten muſte. Dafür hatte er aber auch das nicht geringe Vergnügen, ſich bald merklich gebeſſert zu finden.

Um unſern Freund recht bald aus dem Krankenzimmer befreyt zu ſehen, ziehe ich das Uebrige ſeiner Kur in die Kürze, und berichte die Leſer nur in wenig Worten: daß, nachdem er ſich ſechs Wochen unter den Händen dieſes letztern Arztes befunden hatte, er ſo weit hergeſtellt war, daß er auſſer einiger Schwäche nichts mehr von ſeiner überſtandnen Krankheit ſpürte, und auch die Erlaubniß erhielt, nach Belieben ausgehen zu dürfen. Indeß blieb er noch einige Zeit auf eine, jedoch etwas erweiterte Lebensordnung eingeſchränkt.

Es waren nun über zwey Monath verfloſſen, ſeit ſeine bübiſchen Freunde ihn aus ihren Schlingen frey gelaſſen hatten, und eben ſo lange hat-

te er auch mit der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu thun gehabt. Diejenigen meiner Leser, welche alle die Summen, die er während des verderblichen Umganges mit den drey Wutzigeln und mit der, für eine Buhlerin, immer noch bescheidnen Julie, theils verschwelgt, theils denselben baar vorgeschossen hatte, ein wenig notirt und hernach addirt haben, und nun zu dem erhaltenen Facit noch dasjenige hinzufügen, was ihm die ganze Zeit seines Aufenthalts in L** seine Bekleidung und seine andern blos persönlichen Bedürfnisse; was ihm zwey Aerzte und ein Wundarzt und die Apotheke und das neun Wochen lange Krankenlager in einem nicht wohlfeilen Gasthofe gekostet habe: diese meine Leser sag' ich, werden wohl leicht begreifen, daß von den in L** erhobnen tausend Dukaten, wenig oder nichts mehr übrig seyn konnte.

Diese furchtbare Leere in seiner Börse, welche so lange er sich krank befand und blos mit der Wiedererhaltung seiner Gesundheit, als seinem dermaligen höchsten Zweck, beschäftiget war, ihm nicht viel Kummer gemacht hatte, begann nun, da er nach seiner Genesung wieder ins Weite kam und sinnlicher an die mancherley Bedürfnisse des

Lebens erinnert wurde, ihm ans Herz zu dringen. Er fieng an, sich ernstlichern Ueberlegungen zu überlassen, als er seinen Glücksumständen noch je zu widmen, gewohnt gewesen war. Es wurden einige Vorschläge gemacht, wie dem so ganz in Verfall gerathenen Finanzzustande wieder aufzuhelfen sey: allein, sie waren alle von der Art, daß sie am Ende durchfallen mußten. — Sich an den Obersten, oder an seinen Freund, den Prinzen * * * zu wenden, lies sich, wenn es auch nicht gegen seine Delikatesse gestritten hätte, schon deswegen nicht thun, da er erst vor einem halben Jahre eine so ansehnliche Summe erhalten, wovon der Erste wußte und der Letztre sie ihm gegeben hatte. Wo hätte er einen Vorwand oder Dreistigkeit genug hernehmen sollen, um schon wieder einen Nachschuß verlangen zu können? — An seinen Vater? — Wie ein Mittel finden, ohne Gefahr auf beyden Seiten einen Brief an ihn zu bringen? — —

Nachdem er sich einige Tage mit diesen Ueberlegungen herumgetragen hatte, fiel ihm plötzlich eine Sache ein, an die er bisher nicht ein einzigesmal gedacht hatte, theils aus Zerstreuung, theils aus der ihm eigenthümlichen

Gleichgültigkeit gegen Haab' und Gut. — Er erinnerte sich endlich derjenigen Sachen, welche er im Ehrlichheimschen Hause zurückgelassen und welche der Oberste ihm unter Adresse des mehrgedachten Handelshauses nach L** nachzuschicken, versprochen hatte. — Er fand dieselben dort seiner schon einige Monathe warten, nebst einigen Zeilen seines würdigen Freundes, die voll freundschaftlicher Offerungen, voll guter Rathschläge und herzlicher Wünsche waren.

Um seine Kasse etwas zu rekrutiren, machte er nun den größten Theil seiner Haabseeligkeiten zu Gelde. Er behielt nichts als einen Mantel, einen Oberrock, ein Kleid nebst dem unentbehrlichen Zubehör und soviel nothwendige Wäsche, als er in einen kleinen Mantelsack packen konnte. Seine noch übrige wenige Präziosen gingen ziemlich gegen eine silberne Taschenuhr auf, welche er eintauschte. Die Juden machten bey dem Handel einen herrlichen Schacher. — Nach dieser so getroffnen Einrichtung, sah er sich nun wieder in Besitz eines Kapitals, das sich nicht viel über hundert Dukaten belief: eine Summe, wobey seine Sorglosigkeit sich ziemlich reich hielt.

Nun war noch die Frage — welche er füglich vor vier Monaten hätte thun sollen — wo er, da er doch in L** keinen Zweck zu einem längern Aufenthalt vor sich sah, seinen Wanderstab hinsetzen, und welchem Geschäft er sich künftig widmen sollte? — Nachdem er diesen und jenen Reise- und Lebensplan durch seinen Kopf hatte gehen lassen, fiel ihm endlich bey, sich der Schriftstellerey zu widmen, und in Ansehung des Ortes seines künftigen Aufenthaltes, über den er nicht mit sich einig werden konnte, beschloß er, sich auf Geradewohl auf die erste Post zu setzen, welche morgen abgehen werde, und so lange mitzufahren, bis er unterwegs ein Plätzchen fände, das ihm behagte. Das ist ja wohl ein Entschluß à la Fahrmann zu nennen! —

Sein erster Weg war nun nach dem Postha[illegible]se, wo er denn vernahm, daß morgen die Post nach N... N... abgehe. Er ließ sich einschreiben, und war den folgenden Mittag schon einige Meilen von L** entfernt.

Und die eilf hundert Thaler, die er seinem ehemaligen lieben Fremden von Kronow und Rabitz vorgeschossen hatte, ließ er, ohne sich weiter darum zu bekümmern, im Stiche? hör

ich mich von allen Seiten herfragen. — Freylich, meine Leser! aber nicht allerdings, ohne sich darum zu bekümmern. — Er hatte sich einigemal während seiner Krankheit in seiner Schuldner Logis nach denselben erkundigen lassen, aber immer die Antwort erhalten: die Herren wären nicht zu Hause. Als er endlich wieder ausgieng, machte er sich selbst einen Weg hin, und erfuhr von der Aufwärterin des Einen und des Andern, welche wohl gemessene Instruktion haben mochten, daß sie ihr Logis aufgegeben und — man wisse nicht auf wie lange? verreis't wären. Der ehrliche, leichtgläubige Fahrmann glaubte das, ohne weitre Nachfrage zu thun, und da er weder wußte, wo er seine Schuldner aufsuchen sollte, noch welcher Mittel er sich bedienen könnte, um bey ihrer Abwesenheit sich den Weg zu seiner Bezahlung zu bahnen; oder auch vielleicht — welches bey dem Fahrmannschen Karakter für uns viel Wahrscheinlichkeit hat — aus einer, nur ihm eignen, sehr übertriebenen Großmuth, diesen Weg nicht einschlagen wollte, und überdies sein Kopf, der jede Idee sehr lebhaft auffaßte, mit dem neuen Projekt angefüllt war; so entschluz er sich des Gedankens an die eilf hundert

Thaler am Ende gänzlich, und gab durch seine Abreise seinen Debitoren die Freyheit wieder, sich in L** öffentlich zu zeigen, welches sie in der That gar nicht verlassen gehabt hatten.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Homo proposit — — — —

Unser Fahrmann war bereits zwey Tage und zwey Nächte unterweges und mochte wohl schon ein zwanzig Meilen von L** entfernt seyn, ohne noch das Original zu dem Hirnbilde gefunden zu haben, welches er sich von seinem künftigen Wohnorte geschaffen hatte. Seine Reisegesellschaft war dasmal nicht interessant; auch gab es keine Einquartirung für seinen Mantel, welches denn für die Aufrechtung seiner guten Entschlüsse sehr zuträglich war.

Aus Mangel der Unterhaltung mit Andern, unterhielt er sich um so mehr mit sich selbst; da es ihm denn freylich nicht an Stof fehlte. — Nachdem er die L** Epoche nochmals in allen ihren Theilen durchgegangen war und seinem irregeleiteten, aber ihm immer noch werthen — Ich,

noch manche derbe Strafpredigt gehalten hatte, behielt am Ende sein zur Versöhnung so geneigtes Gemüth die Oberhand, und er machte demnach mit dem reuigen Sünder Friede und verhies ihm auf immer Vergebung und Vergessenheit seiner Vergehungen. Als dies abgemacht war, konnte der Absolvirte auch wieder mit seiner Stim in die Gemeinschaft der tugendhaften und guten Seelen treten, mit welchen er von neuem auf einen recht vertraulichen Fuß zu stehen anfieng. Er dachte wieder gern und ohne Schamerröthen an seine ehrwürdige Aeltern; er fand sich wieder in Sloßberg ein, schwatte traulich mit dem biedern Ehrlichheim, den er wieder seinen Freund zu nennen wagte, und selbst Sophien, unterstand er sich wieder ins blaue, reine Auge zu sehen und ihr durch Blicke seine keuschen Wünsche vorzutragen.

Der romantische H... über den seine Reise ihn führte, gab seinem, für jeden Eindruck empfänglichen Geiste, auch manche Beschäftigung. Erblickte er zwischen betagten Fichten die Ueberbleibsel einer Ritterburg hervorragen; so war er plötzlich in jene rauhe aber ehrliche Zeiten versetzt, da der Deutsche noch einen eignen Karakter hat-

te und noch kein nachahmender — Affe aller fremden Thorheiten und fremder Laster geworden war. — Er sprach beym Burgherrn vor, schüttelte ihm traulich die starke Hand, setzte sich mit demselben beym Humpen, indeß die sittsame Hausfrau den Imbiß auftischte. — Er unterhielt sich mit dem Ritter von Turnieren, Befehdungen, von der Jagd, und abwechselnd kos'te er züchtiglich mit dessen ehelichen Gespons und mit den beyden adlichen Dirnen, die denn natürlicherweise Kopien von Leonoren und Sophien waren. — Stieß er auf ein verschneites Jägerhaus, das einsam im dickverwachsenen Forste stand; so schuf seine Einbildungskraft die Klause eines gastfreyen Waldbruders, der am Abend den verirrten, vom Frost erstarrten Wandrer die wirthbare Thüre öfnet und mit ungekünstelter aber wahrer Höflichkeit, eine Lagerstelle auf weichem Moos und das, was sein frugaler Tisch vermag, anbietet. — — Mit einem Worte, für unsers Sarbrmanns fruchtbaren Vorstellungskraft gieng kein Stof verlohren, der irgend einer Verarbeitung werth, oder derselben fähig war.

Endlich kam er am vierten Tage in ♄ * * an. Von vier auf dem Postwagen zugebrachten Näch-

ten aan; abgewartet, beschloß er hier ein paar Tage auszuruhen und bey Gelegenheit sich ein Wenig mit dem Orte bekannt zu machen; weshalb er in einem Gasthofe ein Zimmer nahm. Kaum war er hier eine Stunde gewesen und hatte sich 's ein Wenig komode gemacht und sich bey einer Mahlzeit erquickt, als ein langer hagrer Mann, mit einem recht fatalen Gesichte hereintrat, welcher sich ziemlich brüsk nach seinem Namen, Stand und wo er herkomme, erkundigte. Fahrmann antwortete: er sey ein Gelehrter, Namens Fahrbek und komme von L**. Ob er einen Paß habe? war die nächste Frage, und die Antwort: nein. Hierauf nahm der Mann kurz seinen Abtritt.

Unser Held war eben beschäftiget, einen Brief an seinen redlichen Freund Ehrlichheim zu schreiben, welche Pflicht er bey der Zerstreuung, worinn er eine Zeit her gelebt, vernachläßiget hatte, als erstgedachter langer Mann mit der Büttelmiene, wieder hereintrat und ihm im Namen des Gouvernements mitzugehen befahl. Auf Fahrmanns Frage um die Ursach dieses Befehls und wohin er ihn führen wolle, erfolgte der Bescheid: daß man hierüber Auskunft zu geben,

keine Instruktion habe. Da er nicht der Stärkere war, mußte er sich schon entschliessen zu gehorchen.

Ohngeachtet er sich keines Verbrechens schuldig wußte, fieng ihm doch an bange zu werden, als er vor der Hausthür zwey Soldaten fand, welche zu seiner Abführung da waren. Er konnte auf keine andre Ursach von diesem Verfahren gegen ihn, rathen, als daß die * * * sche Regierung ihm auf die Spur gekommen und durch eine Requisition dasselbe veranlasset habe. Ob unserm armen Freunde bey dieser fürchterlichen Vermuthung wohl gewesen sey, können meine Leser leicht beurtheilen, wenn sie sich erinnern, was man ihm von jener Seite ehemals zugedacht hatte.

Fahrmann wurd' indeß nach der Hauptwache gebracht und in dem sogenannten Brunnistall den andern Arrestanten zugesellt, unter welchen sich Spitzbuben und dergleichen honette Individuen befanden. — Der lange Mann, den wir nun als einen Gerichtsdiener kennen, forderte ihm seine Börse und seine Uhr ab, und liess ihm nichts, als einen Gulden Silbergeld, welches er blos in der Tasche hatte. Er versäumte

auch nicht, ihm bis aufs Hemde zu visitiren, ob er etwan etwas Gefährliches oder Verdächtiges bey ihm finden möchte.

Hier, in einer höchst widrigen Atmosphäre, welche theils durch sehr natürliche Aeusserungen seiner Mitgefangenen, theils durch das Schmauchen eines unausstehlich stinkenden Knellers, theils durch die Dumpfigkeit des Ortes, erstickend wurde, mußte der bedauernswürdige Fahrmann die Nacht auf der harten Pritsche, nicht unangetastet, von gewissen beschwerlichen Insekten zubringen: statt, daß er gerechnet hatte, seine vom Postwagen zerschlagne Gliedmaaßen in einem guten Bette zu erquicken.

Am andern Vormittag wurd' er ins Verhör gebracht. Die ängstliche Verlegenheit, welche während denselben auf seinem Gesichte gezeichnet stand, und welche zum Grunde hatte, daß er sich nicht gut mit den Unwahrheiten befassen konnte, die er in Ansehung seines Namens, Standes, Geburtsorts, u. s. w. zu sagen genöthigt war; als auch, daß ihm die Vorstellung von den möglichen Folgen derselben vor Augen schwebten: nehmlich, wie es ihm ergehen werde, wenn man über diese Punkte seiner Aussage nähere Nachricht

ein-

einzuziehen sollte: diese Verlegenheit, sag' ich, wurde ihm als ein seiner Unschuld sehr nachtheiliges Anzeichen ausgelegt. Nachdem das bey allen Verhören gewöhnliche Präludium vorbey war, kam man dann zur Hauptsache und fragte: wo er jetzt herkomme? — mit welcher Gelegenheit er von L** anhero gekommen sey? — warum er sich mit keinem Passe versehen habe? — ob er in C.. gewesen sey? und — ob schon Fahrmann die letztere Frage mit, nein, abgewiesen hatte — ob er nicht ganz kürzlich in C.. gewesen sey? — ob er dort in einem gewissen Hause, welches man nannte, Bekanntschaft gehabt habe? u. s. w. — u. s. w. —

Nach geendigtem Verhör, wurde er wieder unter Bedeckung von zwey Mann Wache und unter Begleitung der Neugierigen, nach seinem Brummfall zurückgebracht. Nachdem man ihn den darauf folgenden Tag, nochmals beynah dieselbigen Fragen hatte beantworten lassen, blieb er vier sehr lange Tage in dem Orte seiner Verwahrung, ohne daß ein einzigesmal nach ihm gefragt wurde.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Nach langem Regen, blickt auch wohl wieder ein Sonnenstrahl hervor.

Ich weis, daß manche weicher geschaffene Seele, die so einen recht warmen Antheil an unsern Fahrmann nimmt, für ihn gezittert haben wird, bey dem Besorgnis, ihn wieder in die Tigerklauen seiner grausamen Feinde am * * * Hofe geliefert zu sehen. Diesen wollen wir nun so viel zum Troste sagen, daß die Verhaftnehmung unsers Helden weder von denselben veranstaltet, noch mit deren rachsüchtigen Interesse in irgend einer Verbindung stand.

Die Ursach dieser, für unsern Fahrmann so unangenehmen Wirkung, müssen wir zwölf Meilen von H. . . in C. . . aufsuchen. Dort war in einem Hause durch Einbruch ein beträchtlicher Diebstahl verübt worden, unter welchem, außer andern Kostbarkeiten, eine Anzahl Kremnitzer Dukaten mit begriffen war. Ein junger Mensch, welcher sich einige Zeit in C. . . aufgehalten, welchen man nicht kannte und der ge-

wöhnlich einen weißen Mantel trug, wurde seit demselben Morgen, da in der Nacht der Diebstahl geschehen war, nicht mehr in der Stadt gesehen; woher man Anlaß nahm zu muthmassen, daß er wohl der Dieb seyn könne, und man hielt sich aus diesem Grunde sogar für berechtiget, den Unbekannten als einen, des Einbruchs höchst verdächtigen Menschen, durch Steckbriefe zu verfolgen.

Nun trug sichs eben zu, daß unser Held den Tag darauf, als dieser Steckbrief nach H... gekommen war, auch in dieser Stadt anlangte. Der Entschluß, hier ein paar Tage auszuruhen, den ihm gewiß nicht sein Schutzgeist, sondern ein böser, die Menschen anfeindender Dämon eingegeben haben mußte, brachte ihn in das Wirthshaus, dessen Wirth unglücklicherweise ein großer Zeitungsdilettant war, und der daher den inserirten Steckbrief gelesen und noch im frischen Andenken hatte. Fahrmann, uneingedenk der traurigen Folgen, welche die unbedachtsame Produzirung seiner Geldbörse schon zweymal für ihn gehabt hatte, lies dem Wirthe, als er bey demselben zu Befriedigung des Lützenbruders einen Dukaten wechseln wollte, dessen sämtliche Ge-

ſellſchafter ſehen, welche louter Kremnitzer waren. Dieſer, der nach kluger Wirthe Art, viel Nachdenken hatte, ſtellte bald die in dem Steckbriefe geleſene Prädikate: junger Mann, Kremnitzer Dukaten und weißer Mantel neben einander, und da er dieſelben auch an ſeinem neuen Gaſte fand; ſo hielt er ſich für verpflichtet, von ſeinem gefaßten Verdachte dem Gouvernement Anzeige zu thun.

Dieſes, welches auf die Verfolgung aller Diebe — die nicht, gleich gewiſſen Staatsdieben, eines wider alle Ahndung ſchützenden Privilegiums genieſſen — ſehr eifrig war, hielt ſich eben ſo berechtiget, unſern Fahrmann wegen deſſen ihm denuncirten Aehnlichkeit mit dem in dem Steckbriefe bezeichneten Verdächtigen, in Verhaft nehmen zu laſſen; als der C... er Magiſtrat es für recht und billig gehalten hatte, deswegen einen Steckbrief gegen Jemand ergehen zu laſſen, weil dieſer Jemand unmittelbar nach einem nächtlichen Einbruche aus der Stadt gereiſet war.

Man dachte wahrſcheinlich nicht daran, daß unter ſo vielen Millionen Männern, welche auf dieſem Erdenrund wallfahrten, es auch manche

Million junger Männer giebt, und daß daher der denuncirte Fahrmann gar füglich ein junger Mann seyn könne, ohne eben der im Steckbriefe Bezeichnete zu seyn. Nicht mehr mochte man daran denken, daß ausser denjenigen Kremnitzer Dukaten, welche sich unter dem gestohlnen Gute befunden hatten, noch viele Legionen ihrer Brüder existirten; als man darauf fiel, daß bey der eben herrschenden Mode, weiße Mäntel zu tragen, gar wohl mehrere Menschen weiße Mäntel haben konnten und gewiß hatten, wie man in H... sich selbst zu überzeugen, Gelegenheit fand.

Man hatte, wie gesagt, vermuthlich an Alles das nicht gedacht, so sehr es sich dem gesunden Menschenverstand auch aufdrängte, und steckte den unschuldigen Fahrmann in den Brummstall, den er wohl nie gesehen haben würde, wenn er statt einen weißen Mantel einen blauen gewählt, und wenn der Jude, an den er in L** seine Haabseeligkeiten verhandelte, ihm statt Kremnitzer, Holländische Dukaten gezahlt hätte. Da sieht man, an welche dünne, armseelige Fäden, oft die wichtigsten Schicksale unsers Lebens hängen! —

Es iſt unläugbar, daß Diejenigen, welchen die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit anvertraut iſt, nicht allein berechtiget, ſondern ſelbſt verpflichtet ſind, über Alles, was auf dieſelbe Bezug hat, eine ſtrenge Aufſicht zu haben: allein, ob es recht ſey — wenn es unter gewiſſen Umſtänden auch erlaubt iſt, ſich der Perſon eines Individuums, wegen einer nur geringen Verdächtigkeit zu verſichern — einen Menſchen, von deſſen Strafbarkeit man weder durch Beweiſe noch durch Geſtändniß überzeugt iſt, gleich einen überwieſenen Verbrecher zu behandeln, ihn in einen ungeſunden, häßlichen Kerker ſtecken zu laſſen, ihn ohne alle Diskretion als einen Miſſethäter durch die Straſſen zu ſchleppen und der demüthigenden Begaffung und der Beſpöttelung des Pöbels preiszugeben: ob das recht ſey, ſag' ich, iſt eine Frage, die wohl nicht viel Bejaher finden wird. Eine ſolche despotiſche Tyranney verdient die Rüge jedes Menſchenfreundes; ſie verdient, von der Publizität an den Schandpfahl geheftet zu werden, allen unmenſchlichen Obrigkeiten zum Beyſpiel! —

Hätte man unſern Fahrmann — ſo wenig er auch gravirt war — in einen honetten, reinli-

chen Verwahrungsort gebracht; hätte man ihn in demſelben verhört, oder in aller Stille in einer Kutſche ins Verhör bringen laſſen, und dann die Sache mit gehöriger Betriebſamkeit unterſucht; ſo würd' ich der Erſte ſeyn, das H... ſche Gouvernement zu preiſen, daß es Billigkeit und Schonung mit den Obliegenheiten ſeines Amtes ſo rühmlich zu vereinigen wiſſe, und — jeder unſchuldig Verhaftete ſelbſt, ſo hart ihm die nicht verwirkte Beraubung ſeiner Freyheit auch fallen möchte, würde, wenn er billig denkt, nicht anſtehen, dieſes Opfer dem allgemeinen Beſten mit Reſignation zu bringen!

Wir kehren von dieſer langen Abſchweifung zu unſerm Helden zurück, der, wie wir im vorigen Kapitel geſehen haben, nach den beyden ausgeſtandnen Verhören, vier Tage im Gefängniſſe blieb, ohne daß von ihm die Rede war. Die Bequemlichkeit der gebietenden Herren, würde ihn da vielleicht noch länger haben ſchmachten laſſen, wenn nicht der Zufall einen Umſtand zu ſeinem Vortheil herbeygeführt hätte. — In der nächſten Zeitung nehmlich, fand ſich von Seiten des C... er Magiſtrats eine Widerrufung des Steckbriefes gegen den jungen Mann im wei-

ſten Mantel, indem man den Dieb am Orte ſelbſt gefunden hatte. Nun bequemte man ſich denn auch, unſerm Freunde ſeine Befreyung anzukündigen zu laſſen, doch mit dem Anhange: ſich von H... aufs förderſamſte zu entfernen. Dieſe neue Ungerechtigkeit beſchönigte man dadurch, daß man ihm als einem ſolchen, der ohne Paß befunden worden, nichts Gutes zutrauen und immer ihn nicht anders, als einen verdächtigen Menſchen anſehen könne. Indeß, aus beſonderer Milde, geſtattete man ihm doch, die morgen abgehende Poſt zu ſeiner Abreiſe benutzen zu dürfen, mit der Einſchränkung, die Wache nicht eher, als in dem Augenblick der Abfarth zu verlaſſen.

Es war der erſtgedachte Gerichtsdiener, welcher ihm auch dieſe Botſchaft brachte, und der ihm zugleich auch ſeinen Mantelſack nebſt der ihm abgenommnen Uhr und Börſe wieder überlieferte. Da er über den richtigen Empfang eine Quittung verlangte; ſo wurde Fahrmann dadurch bewogen nachzuſehen, ob er auch mit Fug und Recht richtigen Empfang beſcheinigen könne, und da fand ſichs denn, daß ihm aus dem Mantelſacke einige Wäſche und aus der Börſe

zehn Dukaten fehlten. Aufgebracht, über das Ganze des Verfahrens, welches man sich gegen ihn erlaubt hatte, beschloß er, sein ihm entwendetes Eigenthum durchaus nicht im Stiche zu lassen und die verlangte Quittung nicht eher auszustellen, als bis er das Seinige zurückhabe. Der Gerichtsdiener wollte auf seine Aeusserung deshalb, zwar anfänglich den beleidigten Ehrlichen spielen; aber am Ende, da Fahrmann steif auf sein Stück bestand, begab er sich unter dem Vorwand nochmals nachzusehen, hinweg und kam nicht lange nachher mit dem Fehlenden zurück, welches er mit einem bitterbösen Gesicht dem Eigenthümer einlieferte und von demselben nun die Bescheinigung entgegennahm.

Um sich doch einigermaßen wegen des ihm wiederentrißnen Raubes zu rächen, wiederholte er unserm Freunde nochmals den Befehl, auf das späteste mit der morgenden Post abzureisen, in den härtesten, anzüglichsten Ausdrücken, indem er ihm im Fall des Ungehorsams mit der, solchen Vagabunden zu kommenden Abndung drohte. Dem Unterofficier gab er die Weisung, Arrestanten auf der Post einschreiben zu lassen

und ihn morgen zu rechter Zeit an den Poſtwagen zu begleiten.

Bis zu ſeiner Abreiſe blieb nun Fahrmann in der Wachtſtube unter den Soldaten, die er ſich ſämtlich durch einen halben Gulden, den er ihnen zum Beſten gab, ſo zu Freunden machte, daß ſie ſich recht artig und zuvorkommend gegen ihn betrugen. Auch war der Unterofficier ſo diskret, ihn des Morgens nicht der Inſtruction des aufgebrachten Gerichtsdieners gemäß, an den Poſtwagen zu begleiten; ſondern, ihm blos von weitem zu folgen, um ſich ſo in der Entfernung von deſſen wirklich erfolgten Abfarth zu überzeugen. Durch dieſes beſcheidne Betragen entgieng unſer Held der Unannehmlichkeit, ſich bey den übrigen Paſſagieren wenigſtens zweydeutig gemacht zu ſehen. Als er bald darauf die Wälle von H... in Rücken hatte, ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füſſen und — athmete wieder freyer.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Wem's juckt, der kratze sich!

Sämtliche Passagiere, welche sich auf dem Postwagen befanden, reißten nach der weltberühmten reichen Freystadt * *. Das viele Herrliche und Gute das Fahrmann davon hörte, und besonders, als er auf seine Anfrage vernahm, daß dort Buchhandel und Schriftstellerey im größten Flor sey, stellte bald in ihm den Entschluß fest, auch dahin mitzureisen.

Da wir bis zu seiner Ankunft daselbst, nichts Merkwürdiges zu erzehlen haben; so treffen wir ihn gleich mitten in dieser kleinen Welt, wo das Verkehr Menschen von beyden Polen zusammen bringt. —

Fahrmann hatte seinen Abtritt zwar in einem Gasthofe genommen; da aber derselbe nur vom letzten Range war, und ihm daher nicht gefiel; auch das Logis in einem geräuschvollen Wirthshause sich ihm überhaupt zu dem Geschäft, dem er sich widmen wollte, nicht zu schicken schien; so gieng er bald nach seiner Ankunft aus, sich ein

anſtändigeres zu ſuchen. Ein ausgehängtes Bretchen auf welchem er las: „hier ſind Zimmer zu hauer," verhalf ihm bald dazu. Er miethete ſich bey guten Handwerksleuten ein recht hübſches Stübchen mit Bett' und allem Zubehör.

Hier ſchlug er nun ſeine litterariſche Werkſtatt auf, in welcher er dann auch ſehr fleiſig war. Er führte ein gar züchtiges und eingezogenes Leben. — Wann er ſich müde ſtudirt hatte, ſo gieng er aus, wenns am Tage war, um die Merkwürdigkeiten dieſes in allem Betracht merkwürdigen Ortes zu ſehen, und war es Abends, ſo beſuchte er irgend ein Kaffeehaus, wo er Menſchen fand. So wär' Alles recht gut geweſen, wenn nur das, in dieſer Welt — wir mögen ſie als ein Jammerthal oder als die beſte Welt anſehen — immer gleich unentbehrliche Metal, ihm nicht mit der Zeit zu mangeln angefangen hätte. Bey der Hofnung, welche er auf ſein der Vollendung nahes Werk ſetzte, für welches er eine hübſche Hand voll Geld zu erhalten rechnete, machte dieſer Umſtand unſerm Fahrmann wenig Kummer. Aber wir, die wir mit dem Hergehen in dieſer Welt beſſer bekannt ſind, können dabey nicht ſo ganz ruhig ſeyn. — Je mehr er

ſeine Kaſſe zuſammen ſchmelzen ſah, je eifriger war er bey der Arbeit. So klug hatte Erfahrung ihn alſo doch ſchon gemacht, daß er bey drohendem Mangel auf Abwendung deſſelben bedacht war!

Endlich kam' er mit ſeinem Werke zu Stande. Es handelte von — — halt! beynah hätte unſre Offenherzigkeit gegen die lieben Leſer uns verleitet, ein Geheimniß der Studirſtube zu verrathen. Das war ein Glück, daß wir noch bey Zeiten daran dachten! Nun, wenn wir Ihnen denn auch nicht ſagen, wovon es handelte; ſo können wir doch verſichern, daß es eine äußerſt intereſſante Sache zum Gegenſtande hatte, ſehr gut gedacht und ſehr gut geſchrieben war. Kaum ſtand der letzte Punkt, ſo eilte er auch damit zu dem erſten Buchhändler der Stadt.

„Was iſt zu Ihrem Dienſte, mein Herr?“ war die äußerſt höfliche Frage:

Fahrmann. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen ein Manuſcript über — — — — — zum Verlag anzubieten.

Buchhändler. (mit merklich verminderter Höflichkeit:) Mein Himmel! über dieſen Gegen-

ſtand iſt erſt in voriger Meſſe in der M... Buchhandlung ein Werk erſchienen. —

Fahrm. Ich weis es und ich kenne daſſelbe. — Aber, dieſes Werk iſt nicht, was es ſeyn ſoll. Ich ſchmeichle mich, daß Sie in dem meinigen finden werden, daß ich meinen Gegenſtand richtig gefaßt und ſo viel möglich erſchöpft habe, wenn Sie gefälligſt gegenwärtiges Manuſcript durchleſen wollten. —

Buchhändl. In der That, ich kann — keinen Gebrauch davon machen. Ueberhaupt — werden Sie verzeihen — mich rufen Geſchäfte. (Und hier machte er eine Verbeugung, welche unſern Fahrmann beurlaubte.)

Durch dieſen fehlgeſchlagenen Verſuch gar nicht abgeſchreckt, lief er zu einem andern Buchhändler. Der Empfang, war hier eben ſo höflich, als bey dem Erſtern, und auch Fahrmanns Anrede faſt wörtlich dieſelbe.

Buchhändl. Mein Herr, Ihr Name?

Fahrm. Ich zweifle, ob derſelbe etwas zur Sache thun werde, da ich als Schriftſteller eben nicht bekannt bin. —

Buchhändl. Das bedaure ich. Dann werd' ich auch von dem Manuſcript keinen Gebrauch machen können. —

Fahrm. Aber, verzeihen Sie, der Name des Verfaſſers beſtimmt ja nicht immer den Werth des Buches! Wenn Sie ſich nur die Mühe geben wollen, die Handſchrift — —

Buchhändl. (ungeduldig und geſchäftig:) Nein, nein, mein Herr! ich kann keinen Gebrauch davon machen. —

Schon etwas furchtſamer ſuchte Fahrmann nun um Audienz bey einem dritten an. Der hörte aber kaum das Wort Manuſcript nennen, als er ſich auch ſchon empfahl und unſerm Freunde den Rücken kehrte.

Daß ich 's kurz ſage, nachdem Fahrmann die Geburt ſeines Geiſtes und die Frucht einer mehr als vierteljährigen raſtloſen Arbeit, an ein halbes Dutzend Buchhändlern feil geboten hatte, war er genöthiget, es wieder auf ſein Pult zu legen, ohne, daß einer von allen Sechſen nur einen Blick hinein gethan hätte.

Er wußte ſich in dieſe Buchhändlerweiſe gar nicht zu finden. Wenn er das Wort Buchhändler analiſirte, fand er es mit Einem, der mit

Büchern handelt ſynonim. Einer, der mit einer Waare handelt, raiſonirte er bey ſich, muß doch wohl, wenn ihm etwas davon zum Ankauf angeboten wird, unterſuchen, ob der Artikel gut und ob wohl ein Vortheil dabey zu machen ſey. — Und hier hatte keiner von Sechſen, den feilgebotenen Artikel nur eines Blickes gewürdiget! — Entweder, machte er den Schluß, ſind die Herren ſo ſcharfblickende Phyſiognomiker, daß ſie einem Autor, ſobald er in ihren Buchladen tritt, gleich an der Naſe anſehen, ob ſein Werk für ſie ſey; oder — ſie ſind auch ſo unwiſſend in der Kenntniß ihres Handelsartikels, daß ſie nicht nach ihrem Urtheil, ſondern blos nach Maasgabe der Fama der Fabrik oder auf Empfehlung eines ihnen als ein lumen mundi bekannten Mannes kaufen. Einen dritten oder vierten Fall — dacht' er ſich wenigſtens nicht. Wir bedauern aus mehr als einem Grunde, daß ſein einmal erbittertes Schickſal, ihn gerade zu Leuten dieſer Art führte. Hätte unſer Jahrmann uns um Rath fragen können, würden wir die angenehme Gelegenheit erhalten haben, ihm einige Männer — (zwar leider! immer Ausnahmen von der Regel;) anzuweiſen, die gar wohl kompetente Rich-

ter

ter in ihrem Fache zu nennen ſind, und die ſich wahrlich nicht durch den Schall eines Namens foppen oder verblenden laſſen. — —

Fahrmann war nun ſehr übel daran. Er ſah ſich in ſeiner letzten Hofnung getäuſcht; in einer Hofnung, deren Erfüllung er für ganz unfehlbar gehalten hatte. Schon waren ſeine ſilberne Uhr und der unglückliche weiße Mantel, der ihm die fatale Bekanntſchaft mit dem Brummſtall zum Theil hatte verſchaffen helfen, die Opfer ſehr dringender Bedürfniſſe geworden. Er war wirklich aufs äußerſte gebracht. —

Funfzigſtes Kapitel.

Der Held Fahrmann wird in das pädagogiſche Joch geſpannt.

Ganz mißmuthig und mit den traurigen Bildern beſchäftiget, welche ihm ſeine Einbildungskraft in einer langen Perſpektive vor und neben ſich zeigte, eilte er auf einer Promenade mit haſtigem Schritt auf und nieder, ohne zu bemerken, was um und bey ihm vorgieng. Plötzlich

fühlte er ſich ſanft beym Arme aufgehalten, indem eine ihm ſogleich bekannte Stimme ſagte: ...

„Wenn Sie nicht zu große Eile haben, Herr Fahrbeck, ſo ſchenken Sie doch einen Augenblick an einen alten Bekannten!“

Fahrmann ſah ſchnell auf und erblickte — nun, wen anders als den — braunen Mann? —

Der Umſtand, daß derſelbe das erſte bekannte Geſicht war, das ihm ſeit beynah drey Monaten in dieſer weiten, volkreichen Stadt aufſtieß, würde ihm dieſe Begegnung ſchon ſehr angenehm gemacht haben, wenn auch nicht das Vergnügen mitgewirkt hätte, einen Mann wieder zu ſehen, der ſich ſeine Achtung erworben hatte. Er gab dem Braunrock ſeine Freude über ihre Zuſammenkunft auf eine Art zu erkennen, der man die Herzlichkeit anſehen konnte.

„Wie geht es Ihnen?“ war die Frage des braunen Mannes, mit einem Blicke, der eine ganz offenherzige Antwort heiſchte, die Fahrmann auch ſeinem Verlangen gemäß, ertheilte. Sie ſetzten ſich auf eine Bank und hier, indem ein Wort das andre gab, erfuhr der braune Mann am Ende die ganze Fahrmannſche Geſchichte

ſeit dem Augenblick, da ſie ſich vor dem Poſthauſe in L** getrennt hatten.“—

„Glauben Sie nicht,“ begann nach geendigter Beichte, der Braunreck: „daß ich mir blos aus Neugierde Ihr Herz geöfnet habe, noch, daß Alles das, was Sie mir eben anvertraut haben, mir gänzlich unbekannt geblieben ſey. Ich wußte vielmehr ſchon einen guten Theil Ihrer Begebenheiten. — Die Kenntniß des Menſchen, welche ich mir durch lange Erfahrung und durch unabläßiges Studium dieſes halben Weges vom Nichts zur Gottheit erworben habe, machte es mir leicht, als ich Sie auf unſrer Reiſe nach L** kennen lernte, das Urtheil von Ihnen zu fällen, welches ich in jenem Poſthauſe, bey Gelegenheit, da ich Sie vor der Buhlerin warnte, gegen Sie äuſſerte, und welches Sie mir von dem erſten Augenblick intereſſant machte. Bey Ihrer Offenherzigkeit, bey Ihrem reizbaren, leidenſchaftlichen Temperamente, bey Ihrer Unerfahrenheit, ſah ich voraus, wie gefährlich L** Ihnen werden könne. Ich beſchloß, Sie von neuem zu beobachten, in der Abſicht, Ihnen eine freundſchaftliche, zurechtweiſende Hand zu bieten, wenn Sie an Abgrün-

de gerathen ſollten. Allein, ich konnte dieſe Beobachtung nur kurze Zeit fortſetzen, und eben, als ich wegen Ihres, nur ſehr verdächtigen Umganges mit den drey Nichtswürdigen, meine Gegenwart für Sie am nöthigſten hielt, zwang mich eine höchſt wichtige Angelegenheit L** zu verlaſſen. Als ich vor einiger Zeit wieder hinkam, gab ich mir alle Mühe, Sie aufzufinden, und erfuhr endlich auf mancherley Wegen einen Theil Ihrer Geſchichte und Ihrer Abreiſe nach N. S.. Da ich auch dieſe Straſſe reiſete, wollte ich Ihre Spur nicht verlieren; allein ich behielt dieſelbe nicht länger als bis H... — Als Sie mir heute ſo von ohngefähr aufſtieſſen, las ich gleich auf Ihrem Geſichte, daß Kummer Sie drücke, und ich wünſchte von Ihnen zu erfahren, ob ich Ihnen vielleicht nützlich ſeyn könnte." —

Fahrmann dankte dem braunen Manne mit Wärme für die Geſinnungen, welche er ihm äuſſerte. — Dieſer forderte nach einigen Nachdenken unſers Helden Adreſſe und bat, ihn morgen Vormittag in ſeinem Logis zu erwarten.

Er hielt Wort, und um eilf Uhr fand er ſich ein. „Ich habe," ſagte er, „durch Beyhülfe einiger bedeutenden Freunde für Ihr Unterkom-

men geſorgt. Es wird nun von Ihnen abhängen, ob Sie von dem Anerbieten, welches ich Ihnen thun kann, Gebrauch machen wollen.“ —

Fahrmann erwiederte mit Bezeigung ſeiner lebhaften Dankbarkeit für des braunen Mannes Vorſorge, daß er das, was er für gut fände, gewiß nicht von ſich weiſen werde, und bat um nähere Erklärung. Da vernahm er dann, daß ſein ſorgſamer Freund ihm eine Lehrerſtelle bey der Stadtſchule ausgemacht habe, welche ihn für alle künftige Nahrungsſorgen ſichern werde.

Unſer Freund grif mit beyden Händen nach dieſem ehrenvollen Stückchen Brod, und ehe vier Wochen verlaufen waren, trat er ſeine Stelle als Lehrer der achten Klaſſe wirklich an.

Ein und funfzigſtes Kapitel.

Hop — hop — Hopſaſa! —

Helf Himmel, das waren Sätze! Knacken und praſſeln nur doch alle Rippen! — Denken Sie nur, liebe Leſer, wie mir 's gieng. —

Sie wiſſen doch — oder wenn es Einige unter Ihnen geben ſollte, die es nicht wüßten, ſo will ich 's Ihnen hiermit ſagen — daß wir Romanenſchreiber und unſre Brüder, die Poeten, eines gewiſſen Gäulchens bedürfen, auf deſſen Rücken wir unſre litterariſche Kinderlein concipiren und gebären, und daß wir dieſes Gäulchen, welches noch dazu geflügelt iſt, Pegaſus, nennen. — Sie wiſſen ferner, daß wir nur einige Kapitel weiter vorne, unſern Helden als einen Solchen geſehen haben, der, nachdem er erzlederlich gelebt und Alles durchgebracht hatte, genöthiget war, aufs Geradewohl in die weite Welt zu gehen. Mein Vorſatz war, den Faden ſeiner hierauf unmittelbar folgenden Begebenheiten, ſo hübſch gemächlich fortzuſpinnen und Alles recht detaillirt zu liefern. Zu dieſem Endzweck ergriff

ich meinen Pegasus beym Zügel, haspelte mich in den Sattel und wollte so das Thier einem bequemen Schritt fortgehen lassen: als auf einmal die Mähre, die entweder zu viel Ambrosia gefressen hatte, oder auf deren Rücken auch kurz vorher ein andrer lateinischer Reuter geklebt haben mochte, der ihr zu viel Willen gelassen, mit meiner werthen Person ausriß, und beynah ein halbes Lebensjahr meines Heldens in Karriere durchflog; so, daß ich das unbändige Thier nicht eher wieder im Schritt zurückbringen konnte, als bis wir denselben als Präceptor von Ortawa mit einem gar jämmerlichen Amtsgesichte, einem Schwarm ungezogner Jungen Meres lehren sehen. — Ein Glück für meine Leser und für mich ist's, daß die Karriere durch einen Zeitraum gieng, in welchem wir uns beym Schritt beyderseits ennuyirt haben würden. —

Also, derselbe Habermann, der der Sohn eines vielvermögenden Geheimraths war; der unter den glücklichsten Auspicien gebohren und als das Kind eines reichen Mannes erzogen worden war; der schon im Jünglingsalter in einem ansehnlichen Posten gestanden und der selbst nicht wenig Aussicht hatte, dereinst mit an dem

Staatsruder zu ſitzen; — derſelbe **Fahrmann**, ſag' ich, der alle Anlagen zu einem ſchönen Geiſte hatte und wirklich ein ſchöner Geiſt war; derſelbe, der noch vor Kurzem mit dem Aufwande eines Lords geſchwelgt und den höchſten Gipfel der Libertinage erſtiegen hatte: dieſen, ſehen wir als Präceptor in Octava decoren. —

Ob dieſe Beſtimmung, eine ſo rohe Jugend die erſten rudimenta eruditatis das güldene A. B. C. zu lehren, die Wahl ſeines Geſchmacks hätte ſeyn können, wenn nicht ſo mächtige Motiven mit ins Spiel getreten wären, wollen wir eben nicht behaupten. — Indeß benahm er ſich in ſeinem neuen Amte doch recht gut, und er wußte ſich, unbeſchadet des in ſeiner Lage ſo nöthigen Reſpekts, bald bey ſeinen Schülern durch eine allezeit gerechte und billige Austheilung der Belohnungen und der Strafen, einen Grad von Liebe zu erwerben, welche ſie antrieb gehorſam, fleißig und geſittet zu ſeyn, mehr aus Furcht ihn zu beleidigen und zu kränken, als aus Furcht vor der Strafe. —

Die Idee, welche ſein Kopf lebhaft auffaßte und die ſeinem menſchenliebenden Herzen ſo wohl that, — hier in einem Fache zu ſeyn, wo er

durch einen zweckmäßigen fleißigen Unterricht, schon den ersten Grund zu dem künftigen Lebensglücke seiner Schüler legen, und so manches edle Saamenkorn durch sorgfältige Behandlung zum Keimen bringen könne, das ohne dieselbe vielleicht verdorben wäre, oder nur einen kränkelnden Stengel getrieben hätte: diese Idee gab ihm für sein Amt Interesse und die so nöthige Geduld und Ausdauer. — Die Thätigkeit und der Fleiß, mit welchen er demselben vorstand, wurden bald in ihren Folgen sichtbar.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Die Stadtschule.

Die Stadtschule zu **, an welcher unser Fahrmann nun angestellt war, oder das Kilianäum, wie Lehrer und Schüler dasselbe lieber nennen hörten, war ehedem ein Nonnenkloster gewesen. Nach der Reformation wurd' es theils zu einer Schulanstalt umgeschaffen, theils blieb es, obgleich nach einer veränderten Einrichtung, ein Zufluchtsort für alte oder — gebrechliche Jungfern; die sich in dieses Kloster für eine gewisse

Summe, welche ihnen verzinnet ward, einkaufen konnten, ohne daß man eben das dreyfache Gelübd der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams von ihnen verlangte, und wo sie ihre Tage unter Aufsicht einer Domina, so aus ihren Mitteln gewählt wurde, ruhig und unjesiert verlebten. Diese wohnten im obern Stockwerk, und der Schule hatte man das Erdgeschoß eingegeben, das halb souterrain war.

Die Klassen befanden sich in einem grosten Hofe, den rund umher die hohen Mauern des Klosters umschlossen. Blos die erste Klasse war ein helles, geräumiges, elegant verziertes Zimmer, mit zwey schönen Kathedern und einer in der Höhe umherlaufenden Gallerie. Die übrigen waren dunkle, feuchte, melankolische Gewölber, in welchen Knaben, besonders solche, die lebhaften Temperaments waren, mit dem äussersten Widerwillen sitzen mußten.

In den beyden ersten Klassen docirten wechselsweise ein Rektor, ein Konrektor und ein Subrektor; mit welchen drey Hauptpersonagen an dieser Schulanstalt, wir die Leser in einem eignen Kapitel wohl näher bekannt machen möchten, wenn uns nur die Herren Recensenten wegen des Episo-

den machens nicht zu hart mitnehmen wollten! — Aber vielleicht — wagen wir's doch. —

Die sechs übrigen Klassen hatten jede ihren besondern Lehrer, die den Titel, Magister führten. Diese Magistri, wozu denn unser Freund auch gehörte, hatten ausser ihren Lehrstunden, noch ein besondres Geschäft. Sie mußten nehmlich, wenn eine vornehme Leiche begraben wurde, sich mit einem Theil der Schüler bey der Beerdigung einfinden, um dabey geistliche Gesänge abzusingen. Solche Leichen nannte man Leichen mit der Schule, und sie waren ein gutes Accidenz für die Lehrer. — Uebrigens war das Kiliandum eine sehr berühmte Schulanstalt, und aus einem Umkreise von mehreren Meilen schickten wohlhabende Aeltern ihre Söhne dahin, um aus den, dort herrieselnden Weisheitsbächen, auch einen Zug zu thun.

Fahrmann sah bey seiner Magisterstelle eben nicht dem Ueberflusse im Schooße: aber sie brachte ihm so viel, als ein einzelner Mann, der klüglich seine Bedürfnisse seiner Einnahme anzupassen weis, nöthig hat, um nicht der Harpie, genannt Nahrungssorge, in die Klauen zu gerathen. Indeß entgieng doch unser Held dieser Geissel so manches

Erdensohnes, nicht gänzlich. Gewohnt, mit dem Gelde eben nicht spärlich umzugehen, war es zuweilen der Fall, daß er den nackten Boden seiner Börse ein Wenig zu früh sah, da es denn freylich nicht ohne Kopfbrechens über das Durchkommen abgieng.

Das Bedürfniß, sich irgend einem Geschöpfe seiner Gattung zu nähern, fühlte er auch in seiner gegenwärtigen Bestimmung; besonders, da sein braunröckiger Freund, den wir, wenn er vielleicht einmal wieder auftreten sollte, Herr Smith nennen werden, wieder verreist war. Er suchte ein solches Geschöpf unter seinen Kollegen auf; das heißt, unter den fünf Magistern; denn die drey Rektoren, wenn sie auch sonst die Leute gewesen wären, welchen er sich zu nähern gewünscht hätte, fühlten sich von dem Lehrer in Oktava zu sehr entfernt, um dazu Gelegenheit zu geben. Magister Willibald, der Präceptor in Serta, schien ihm nach einiger Prüfung der Mann zu seyn, den er zu finden wünschte.

Dieser Magister Willibald war ein Mann bey Jahren, und hatte unter den Schülern den Ruf, der strengste unter allen Präceptoren zu seyn. Sein Aeusserliches widersprach dem auch gar nicht.

Er war ein ernsthafter, beynah finstrer, pedantischer Schulmann, aber die Schüler lernten bey ihm verhältnißmäßig mehr, als bey seinen Kollegen. Es ist wahr, er war scharf und strafte die trägen, oder muthwilligen Knaben mit vieler Härte; aber durch eben diese, zur rechten Zeit angebrachte Strenge bewirkte er auch meistentheils Besserung. Das Betragen gegen seine Untergebene war freylich etwas rauh und abschreckend, aber dies zog die Ehrerbietung und Folgsamkeit der jungen Wildfänge nach sich. Den fleißigen und gehorsamen Knaben lies er seine Zufriedenheit mit denselben zwar merken, aber nicht zu oft. Er war auch der einzige unter seinen Amtsbrüdern, der keinem unter seinen Schülern einen Vorzug vor dem andern einräumte. Er mochte der Sohn des ärmsten Tagelöhners, oder das verhätschelte Söhnchen eines Burgemeisters seyn; ihm war nur der der Auszeichnung würdig, der es durch seinen Fleiß und durch seine sittliche Aufführung verdiente. Er sah nicht allein auf die intellektuellen Fortschritte; nein, auch auf die moralische Ausbildung der Knaben richtete er sein Augenmerk. Aus diesem Grunde sagte er oft zu ihnen: „Qui proficit in litteris et deficit

in moribus — plus deficit quam proficit!“ Traun, im Ganzen genommen, ein braver Mann!

Magiſter **Willibald** war, was man mit Recht einen Gelehrten nennen kann, und es war ſchade, daß der gröſste Theil ſeines Wiſſens, hier in Sexta ein vergrabnes Pfund blieb. Bey einem neumodiſchern Aeuſſern und bey einem geringeren Maaſse von Beſcheidenheit, wär' er vielleicht auch ſchon einer der Rektoren geweſen; ſo aber, wie er war, blieb er — **Magiſter Willibald.** — Auch in Anſehung ſeines Privatkarakters, war er ein recht guter Schlag Mannes, treuherzig und bider, und mit dem ſich's unter vier Augen — denn in groſse Geſellſchaft taugte er nicht — recht gut umgieng.

Wenn nun zwiſchen dieſem ehrlichen **Willibald** und unſerm **Sahrmann**, auch eben nicht jene Uebereinſtimmung der Karaktere und der Neigungen ſtatt fand, welche man gewöhnlich zur Knüpfung eines Freundſchaftsbandes nöthig hält; ſo wurden ſie demohngeachtet in Kurzem recht gute Freunde, die beyderſeits an einander ſehr viel Behagen fanden.

Drey und funfzigſtes Kapitel.

Skizzen.

Treten Sie auf, meine hochgelahrten Herren Rektoren! Erlauben Sie, daß ich Sie Ihren anderweitigen Beſtimmungen auf ein Viertelſtündchen entziehe und Sie meinem kühnen Griffel ſitzen laſſe, eine Freyheit, die Sie, als öffentliche, auf Hunderte von Individuen wirkende Männer, nicht wohl für unerlaubt halten können!

Du allein, heilige Wahrheit, du, dem Schuldigen ſo bittere, dem unterdrückten, dem verleumdeten Unſchuldigen, ſo troſtvolle Wahrheit! ſey du bey dieſer Zeichnung meine Leiterin! Verſchwinde, magiſcher Schleier, der du dieſe Männer bisher in ein ſo undurchdringliches Dunkel verhülltest!

Der Rektor Finſterberg, war ein Mann in ſeinen beſten Jahren, von einem männlich ſchönen Anſehen. Sein Körper war bey einer mittelmäßigen Korpulenz ſehr wohl proportionirt. Große, braune Augen voll Feuers, blitzten unter regelmäßig gewölbten Augenbraunen hervor.

Eine schön gebogne Nase, die besonders den weiblichen Kennerinnen männlicher — Reitze gefiel und sie sehr vortheilhaft auf gewisse andre Vollkommenheiten schliessen lies, grenzte an eine erhabne, freye Stirn, die der Sitz der Ruhe und der Selbstgenügsamkeit zu seyn schien. Ein wohlgebildeter Mund, den zwey Reihen schöner Zähne zierten, wurde von einem runden, mit einem Grübchen versehenen Kinn unterstützt, welches Rektor Finsterberg zuweilen recht amtemäßig aufblähen konnte. Seine Stimme war sonor und volltönend; sanft, wenn er ohne Leidenschaft sprach; imposant und furchtbar, wenn er in Affekt gerieth.

In Gesellschaft war er der unterhaltendste der angenehmste Mann. Tausend belustigende Einfälle, tausend schnurrige Anekdötchen, tausend witzige Bonmots stunden ihm im Nu zu Gebote. Den Damen sagte er feine Schmeicheleyen und Fleuretten, tändelte mit der Grazie eines Jünglings um sie her, hielt ihnen extemporirte Vorlesungen über die Galanterie der alten Griechen und Römer, und machte sich durch alles das in ihren Kotterien unentbehrlich.

Mit

Mit Männern unterhielt er ſich auf eine andre Art. Er huldigte ihrem Witze, machte ihnen Elogen über ihre unbedeutendſten Aeuſſerungen, hielt im Geſpräch ſein Urtheil immer ſo lange zurück, bis er die Geſinnungen erforſcht zu haben glaubte, und erwarb ſich durch dieſen Kunſtgrif das, was er haben wollte — allgemeinen Beyfall, allgemeinen Glauben an ſeine Beurtheilungskraft und an ſeine Gelehrſamkeit, allgemeine Anerkennung der Superiorität ſeines Geiſtes.

Aber eben dieſer Mann war in der Schule der finſterſte, grämlichſte Murrkopf. Sey's nun, daß ihm die Unterhaltung mit einigen zwanzig jungen Burſchen nicht das Vergnügen gewährte, welches er in Damengeſellſchaften fand; oder daß ihm die trockuen Säjets, über welche er dociren mußte, nicht ſo leicht von der Leber weggiengen, als die kleinen Witzſpiele und Pappillonaden, wodurch er bey dem ſchönen Geſchlecht ſich ſo in Ruf brachte: genug, während den Lehrſtunden ſah man auf ſeiner Stirn Ueberdruß und Eckel hauſen, und nicht ſelten geſchah es, daß er die Schüler ſeinen Verdruß empfinden lies. Er lehrte Naturgeſchichte und Naturlehre,

die Anfangsgründe der hebräischen Sprache, Latinität, und gab überdem Privatissima in der Experimentalphysik.

Nun noch einige Worte von seinen übrigen Eigenschaften. — Ein Hauptzug in seinem Karakter war ein unbegrenzter Hochmuth. Er war so klug, ihn im Umgang mit Erwachsenen zu verbergen; als Lehrer hingegen, glaubte er das nicht so nöthig zu haben. Die Verbeugung eines Schülers durfte daher nur um ein Weniges nachläßiger, die Miene etwas freyer, die Rede beherzter, oder die Ausdrücke minder gewählt, minder ehrfurchtsvoll, als gewöhnlich seyn: gleich hatte ein Solcher ein paar kraftvolle Ohrfeigen zum Denkzettel weg, und Finsterberg ward nie wieder sein Freund. Ein Glück noch, wenn er ihm in der Folge der Zeit, nicht auf eine oder die andre Art zu schaden suchte.

Schmutziges Interesse, war ein zweyter Zug von ihm. Er hatte unter den Schülern immer einige Lieblinge. Diese waren entweder Solche, welche schöne Mütter oder schöne Schwestern hatten, durch deren Vorschub er mit diesen in Bekanntschaft zu gerathen hoffte; oder Kinder vornehmer Aeltern oder solcher Väter, die ihm so

wichtige Beweise von der Liebenswürdigkeit ihrer Söhne übersendet hatten, daß er deren Gültigkeit durch sein Betragen gegen dieselben, nicht zu widersprechen wagte.

Ein dritter Zug seines Karakters, war hämische Schadenfreude, verbunden mit einer Art von schleichendem Wesen, das in seinen Aeußerungen viel Aehnlichkeit mit dem Benehmen einer Katze hatte, die mit der gefangenen Maus spielt, um ihre Todesangst zu verlängern. Er bestrafte z. B. einen Schüler, der etwas verbrochen, nie auf frischer That; nein, er stellte sich gegen ihn vielmehr ganz freundlich. Es konnten Tage vergehen, und er ließ ihm sein Verbalten auch mit keiner Miene merken. Wenn dann der nichts besorgende Jüngling ruhig bey seinem Buche saß und an nichts weniger, als an eine Züchtigung dachte, da er sich keines Vergehens bewußt war, indem er das begangene längst vergessen hatte: dann stand Sinsterberg bereits hinter ihm, fiel mit Wuth über ihn her, ergriff ihn beym Schopf und bläute ihn mit nervigtem Arm so lange, bis eigene Ermüdung ihn aufhören hieß. Erst nach vollbrachter Züchtigung erinnerte er den Gestraften an das Vergehen, welches ihm diese Behand-

luna zugezogen hatte, und darauf gieng der lie-
be, gute Mann ruhig lächelnd zum Katheder zu-
rück. — Doch genug, von diesem guten, lie-
ben Mann!

Konrektor Angst, war ein blasser, hagrer Mann mit einer platten Stirn, tiefliegenden kleinen Schweinsaugen, einer spitzigen Nase und langem Kinn. Er trug den Kopf beständig nach der linken Seite hingeneigt. Die eckelhaften Fragmente einer Beutelperücke, ein wahres Farbensortiment der Haare, bedeckte seine Scheitel. Seine Stimme war monotonisch und quäkend. Die Perioden seiner Rede wurden so langsam herausgehaspelt, als wenn sie mit Na — deln fest ge — nä — het wä — ren. Jede Silbe erhielt bey dieser Eckel erweckenden Deklamation ihren langgedehnten Accent, und es war würklich sehr ängstlich ihn anzuhören. In Gesellschaften kam er gar nicht. Niemand fand ihn unterhaltend, da er das Savoirvivre gar nicht inne hatte, welches freylich seiner Erziehung — er war der Sohn eines Tagelöhners — zuzuschreiben war. — Bloß bey einigen alten Jungfern, die Konventikel hielten und gern geistlich erweckt seyn wollten, da sich keiner mehr der körperlichen Erweckung

unterziehen mochte, wurde er gerne gesehen. Er hielt in diesen Konventikeln zuweilen Reden voll Kraft und Salbung, wodurch er sich denn zu einem Kopfhänger der ersten Größe qualificirte.

In der Schule gestattete er seinen Untergebenen Alles, wenn sie nur keinen Lärm machten; denn jedes Geräusch war seinem Ruhe liebenden Nervensystem im höchsten Grade zuwider. Diese Nachsicht bey jedem Muthwillen, hatte die verminderte Ehrfurcht der Schüler gegen ihn, zur Folge, welche ihn beständig verspotteten und verhöhnten.

Er lehrte in seinen Stunden Dogmatik nach Baumgartenii Theses dogmaticae, griechische Sprache, und gab auch einige lateinische Stunden. Die Fähigkeiten, die hierzu erforderlich sind, vermißte man bey ihm gänzlich, da er in den alten Sprachen blutwenig gethan hatte. Doch, man muß sich zu helfen wissen! Griechisch konnte unser Angst nothdürftig lesen; aber er verstand wenig oder gar nichts von dem Gelesenen. Seine griechischen Autoren hatten daher immer eine nebenangedruckte deutsche Uebersetzung, und dadurch gelang es ihm, seine Unkunde hierinn zu verbergen. Im Lateinischen hatte er etwas mehr

Neutus; doch war auch dieſe für einen Gelehrten ſehr beſchränkt. Bey der Dogmatik ſtand er ſich noch am beſten. Hier gab er den Schülern ein gewiſſes Penſum auf, das ſie auswendig lernen mußten, und damit — baſta!

Die Grundlage ſeines Karakters, war Seelenunempfindlichkeit, verbunden mit körperlichem Phlegma. Man konnte von ihm nicht ſagen, daß er ein böſes Herz habe; aber man konnte auch das Gegentheil nicht mit Gewißheit behaupten. Nach ſeiner Lebensart und nach ſeinem Anzuge, der immer ſehr ernſthaft war, zu urtheilen, mußte man ihn für geitzig halten; aber dieſer ſcheinbare Geitz war blos eine nothwendige Sparſamkeit, da er eine Frau mit ſechs Kindern zu ernähren hatte. Ich kann übrigens weiter keinen Fehler an dieſem Manne bemerken, als den einzigen: daß er — Lehrer war. —

Doch — was ſieht da noch für ein niedlicher, zierlicher altpariſer Elegant, mit der Friſur à la greeque und dem Haarbeutel en miniature? — Sachte, liebe Leſer! das iſt der Herr Subrektor Hampelmann; daß ers ja nicht hört! ſonſt — — er iſt 'n bischen hitzig vor der Stirn, und eine feine Spürnaſe hat er auch! —

Subrektor Hampelmann war — zu Ihnen im Vertrauen gesagt — gar ein drolliges Männchen. Wenn man eine Parallele zwischen einem elim pariser Stutzer und ihm hätte ziehen wollen; so würde man weiter keinen Unterschied zwischen beyden gefunden haben, als die kleinen Nüanzen der Nationaleigenheiten. Sein Körperbau war zierlich und niedlich, aber ohne Nervosität und Kraft; seine Statur, eher klein als groß, doch sehr verhältnißmäßig; sein Gang, hüpfend und tändelnd; seine Physionomie, gefällig und einnehmend; seine Sprache, lispelnd und geschwind; seine Unterhaltung, lebhaft und witzig. Er war noch Garçon und schien es auch vors erste bleiben zu wollen. Vielleicht, daß die Motiven hierzu in seinem Temperamente lagen, welches äusserst sanguinisch war, und er dessen Aufwallungen als Junggesell auf mannigfaltigere Art befriedigen zu können glaubte; vielleicht auch, daß er noch keine Partie gefunden hatte, die seinem Ideal von Schönheit, Reichthum und Geistesgaben entsprach.

Von der Fußsohle bis zur Scheitel, war Hampelmann stets mit größter Sorgfalt geschniegelt. Kordouanschuh mit blitzenden Stein-

ſchnallen, erhoben den Glanz eines ſchwarzſeidenen Strumpfes; ſchwarz atlaßne Beinkleider umfloſſen ſeine Lenden, und ein modiſches Gilet und ein Frack nach dem neuſten Schnitte, vollendeten den Anzug. Seiner Friſur widmete er beſonders, alle nur mögliche Aufmerkſamkeit; ſie war daher elegant und geſchmackvoll. Sie diente ihm aber auch, einen ſehr weſentlichen Defekt ſeines Hauptes damit zu bedecken, der darinn beſtand, daß unſer Hampelmann den Geſetzen der Natur und der hergebrachten Gewohnheit zuwider, nur ein Ohr aufzuweiſen hatte. Ein unverſchämter Kerl von Renomiſten, hatte ihm auf der Univerſität das fehlende glatt weggehauen.

Uebrigens betrug ſich Hampelmann gegen ſeine Zuhörer — ſo nannte er die Schüler — ſehr fein. Statt dem demüthigenden, zurückſcheuchenden „Er," womit Finſterberg und Angſt, ſie anredete, hatte er das feinere „Sie" eingeführt. Man verdankte ihm auch einige andre Neurungen, die gar nicht übel waren, ob ſie gleich ein Wenig ins Geniemäßige fielen. So hatte er z. B. eine oratoriſche Stunde aufgebracht, wo ſich die Schüler im Deklamiren übten, u. ſ. w.

Allgemein genommen, war sein Unterricht äusserst seicht. — Theils diktirte er, theils plapperte er mit einer großen Geläufigkeit der Zunge etwas her, das ohne alle Gründlichkeit, blos die Oberfläche der Dinge berührte. Er warf seinen Zuhörern die Schaale vor, und von dem Kern — konnte er, als von einer Sache, die er selbst nicht besaß, nichts mittheilen. Auch einige lateinische Stunden hatte er zu versehen; allein hier trat der Fall ein — den man vielleicht für seltner hält, als er 's ist — daß die Schüler größtentheils mehr wußten, als der Lehrer. Hampelmann hatte als Belletrist, sich nicht viel um das pedantische Studium der alten Sprachen bekümmert, und sich dagegen lieber ganz den schönen Wissenschaften geweiht. Seinen Zuhörern suchte er gleichen Geschmack einzuflößen und es gelang ihm bey einigen nicht übel.

Sein Moralisches zeichnete sich wenig aus. Eine große Vorliebe für seine litterarischen Geburten, deren er bereits eine ziemliche Menge, bestehend, in Romanen, Schauspielen und Musenalmanachs-Gedichten zur Welt befördert hatte, zeugte von seiner Eigenliebe, die ihn aufgeblasen und süffisant machte. Sein vorzüglich-

ſier Fehler war wohl, ſeine zu große Neigung zum zweyten Geſchlecht, und ſeine daraus entſpringenden Vergehungen in puncto ſexti — Doch da dieſem Fehler ſein Temperament gewiſſer maßen das Wort redet, und er ſo vorſichtig war, ſeine Ausſchweifungen ſehr geheim zu treiben, damit kein Aergerniß daraus entſtehen möchte; ſo — decken wir billig, den alles verhüllenden Mantel der Liebe darüber! —

Vier und funfzigſtes Kapitel.

Fahrmann als, ſogenanter, Magiſter.

Auſſer ſeinem Willibald, hatte Fahrmann faſt gar keinen Umgang. Warum er dieſen unter ſeinen Schulkollegen nicht antraf, theils nicht ſuchte, haben wir ſchon gehört, und in andre geſellſchaftliche Verbindungen zu treten, fand er entweder nicht rathſam, oder nicht wünſchenswerth, oder die Umſtände erlaubten es auch nicht. Sich unter die Menſchenart zu miſchen, die man beaumonde nennt, verſtatteten ihm ſchon ſeine eingeſchränkten Finanzen nicht, wenn auch der Präzeptor von Tarava, der aus keiner Familie des

Orts war, bis auf diesen Umgang seine Augen hätte richten dürfen. .... Und bey dem sogenannten Mittelstande, der für ein Wesen von derjenigen Gattung, unter welche er dermalen rangirt war, besser paßte, herrschte ein Ton, der dem etwas verwöhnten Fahrmann nicht behagen wollte. In der Klasse der jungen Leute Gesellschaft zu suchen, verbot ihm sowohl die, sich so heilig versprochne Vorsichtigkeit in Ansehung der Wahl seiner Freunde und der Vermeidung aller Gelegenheit zu neuen Fehltritten; als auch der Wohlstand, welcher den Schullehrern, als halb und halb zum geistlichen Stande gehörige Personen, etwas strenge Gesetze vorschrieb.

Von seinem alten, guten Willibald, lernte Fahrmann Manches, was ihm in seinem neuen Stande nützlich war; ob sie schon, besonders über die Behandlungsart der Jugend nicht immer ganz übereinstimmten. Unserm Helden wollte das Schreckensystem nicht gefallen, das der strenge Magister in Serta beobachtete, und dieser, der selbst unter einem solchen eisernen Joche zum Manne gereift war, vertheidigte dasselbe, als das einzige Mittel, die unbändige Jugend zu zügeln und zum Fleisse anzutreiben. Indeß stör-

te dieſe Verſchiedenheit der Meinungen über das Edukationsweſen, doch keineswegs ihr gutes Vernehmen. Nicht ſelten fiel auch das Geſpräch auf die Art, wie man dieſe und jene Wiſſenſchaft in den obern Klaſſen lehrte; worüber denn Fahrmann manchen Tadel anzubringen hatte und worinn ihm der alte Magiſter in vielen Stücken recht gab.

Wenn die Offenherzigkeit unſers Helden es ihm erlaubt hätte, ſein freymüthiges Urtheil über die auf der Schule eingeführte, fehlerhafte Lehrmethode, blos dem ehrlichen Willibald mitzutheilen; ſo hätt' er klüger gehandelt und würde ſich manchen Feind weniger gemacht haben. Allein, er ſagte ſeine Meinung Jedem, der ſie hören wollte; aber nicht etwan aus einer Art Eitelkeit, mit ſeinen Kenntniſſen zu brilliren; ſondern in der guten Abſicht, durch eine ſolche Rüge vielleicht zur Verbeſſerung dieſes oder jenes Gebrauchs, der ihm unter die Mißbräuche zu gehören ſchien, etwas beyzutragen.

So, wollte es ihm gar nicht gefallen, daß man hier die Wiſſenſchaften auf eine Art vortrug, die es den Schülern beynah unmöglich machte, daran Geſchmack zu finden. Einige Wiſſenſchaf-

ten wurden unter die ſyſtematiſche Preſſe genommen, und die Jünglinge erhielten ſtatt reeller Kenntniſſe, ſtatt evidenter, geläuterter Begriffe, eine Nomenklatur der Dinge, oder nur verworrene, unrichtige Vorſtellungen davon. Andre, mit welchen ſinnliche Hülfsmittel durch aus verbunden werden müſſen, wurden diktirt. So wenig er ſyſtematiſche Ordnung von der Behandlung der Wiſſenſchaften getrennt wiſſen wolte; ſo ſah er doch mit Mißbilligung, daß man unter andern, die Naturgeſchichte nach dem Syſtem des Linné, im eigenlichen Verſtande auswendig lernte, ohne dem mühſam hineingepfropften Wortſchwall, Sachkenntniß beyzufügen, und daß man die Geographie diktirte, ohne die Landkarten zu Hülfe zu nehmen, um den jungen Leuten die Lage der Länder zu verſinnlichen, wovon denn die Folge, nach der ſehr richtigen Bemerkung Fabrmanns, die war, daß es Schüler gab, welche Z. B. in der Botanik, die Ordines, Klaſſen, Genera und Species der Pflanzen an den Fingern abzählen konnten, ohne die gemeinſte Pflanze zu kennen, wenn ſie ſelbige ſahen; noch vielweniger etwas von ihrer natürlichen Geſchichte, von ihren Eigenheiten, von

ihrer Blütezeit, von ihrem eigentlichen Vaterlande, von ihrem Nutzen und Gebrauch, u. s. w. zu wissen. . . . . Ueberall vermißte Fahrmann das Praktische; dagegen erblickte er aber desto mehr systematisch-theoretischen Wortkram.

Gewohnt, bey einer Sache nie das Schlimmere zu denken, sondern lieber Alles zum Besten zu kehren; fiel es Fahrmann nicht ein, daß der erste Grund zu der Einführung und zu der Fortdauer dieser verkehrten Lehrmethode, in der Bequemlichkeit der Lehrer lag, welche es sehr bequem fanden, weiter nichts zu thun zu haben, als aus einem vorliegenden Kompendium den Schülern zu diktiren. Er hielt dieselbe vielmehr für überlieferte Mißbräuche aus der ältern Zeit, die man aus Ursachen, die zu ergründen er sich eben nicht anstrengen wollte, noch nicht abgeschafft hätte.

Also, ohne die geringste Absicht, irgend eine Person anzugreifen; sondern blos in derjenigen, gegen Mißbräuche einen Feldzug zu machen, die ihm von so schädlichen Folgen zu seyn schienen; nahm er die Feder zur Hand und schrieb einige Bogen über die zweckwidre Lehrart auf öf-

sentlichen Schulen, welche er auf eigne Kosten mit Vorsetzung seines Namens drucken lies.

Ob er schon die Gegenstände seiner Rüge nur ganz im Allgemeinen angrif und des Kilianäums und daß dieselben Mißbräuche auch da im Schwange wären, mit keiner Silbe gedacht hatte; so entgieng er doch dem Anathemà nicht, welches die Matadors an der Schule über ihn aussprachen. Sie konnten es ihm eben so wenig rechtsprechen, daß er als jüngster Magister, dem Alter und der Stelle nach, sich unterfangen hatte, über eine Materie zu schreiben, die nach ihrer Meinung allein vor ihr Forum gehörte; als sie ihm zu verzeihen vermochten, daß er sich über Dinge hergemacht hatte, die ihnen das Interesse ihrer Bequemlichkeit zum Theil so nahe ans Herz legte.

Unser Fahrmann, der einmal bestimmt zu seyn schien, von seinen litterarischen Unternehmungen nie gute Folgen zu erleben, machte sich durch diese nur Feinde ohne irgend einen Vortheil dabey zu haben. So gut seine Broschüre geschrieben war; so wollte sie bey dem ziemlich frivolen Geschmack des **schen Publikums doch Niemand kaufen. Mit genauer Noth erhielt er seine Druckkosten zurück, und hatte das für einen

Schriftſteller ſo bittre Herzleid, den gröſsern Theil der Auflage zu Enveloppen für Butter und Käſe degradirt zu ſehen.

Fünf und funfzigſtes Kapitel.

Enthält einen Zeitraum von einem Jahre.

Meine Leſer werden ſich noch erinnern, daß unſer Held in H. . . eben dabey geweſen war, an den braven Ehrlichheim zu ſchreiben, als ihn der häſsliche, lange Kerl mit dem Bütteisgeſichte abforderte. Die Vollendung des Briefes fand alſo damals nicht ſtatt. Da wir nun einmal Fahrmanns Weiſe kennen und daher wiſſen, daſs, wenn er etwas im Kopfe hatte, dieſer davon ganz voll war; ſo darf es uns nicht wundern, wenn er über ſeine litterariſche Entrepriſe, der er ſich mit Leib und Seele hingegeben hatte, und nachher bey der Bemühung, ſich in ſeiner neuen Sphäre als Schulmann, zu orientiren, das Schreiben an den Oberſten wieder aus der Acht gelaſſen hatte. Als er ſich aber bald in ſein neues Fach hineingepaſst und ihm leere Stunden genug übrig blieben — indem ihm die Vorbereitung zu ſeinem

nem Unterricht, der Natur der Gegenſtände gemäß, über welche er lehrte, eben nicht viel Zeit wegnahm: — ſo fieng er auch wieder an, öfterer und lebhafter an ſeine entfernten Freunde zu denken. Das Erſte, was er nun begann, war — nach Kloßberg zu ſchreiben.

Da er aus mehr als einem Grunde, dort ſeine Geſchichte am liebſten ignorirt ſah und ſich auch nicht entſchlieſſen konnte, etwas Unwahres zu ſagen; ſo war ſein Brief nur ganz kurz und in ſehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt: obſchon er ſeine Geſinnungen gegen ſeine Freunde ſehr warm ſchilderte. Von ſeiner Perſon, meldete er nichts, als daß er geſund ſey und bey der Strenge ſeines Schickſals, das ihn von allen, die ihm werth wären, entferne, ſich der Reſignation befleißige. Am Ende erſuchte er, ſeinen Aeltern durch einen geheimen und ſichern Expreſſen von ſeinem Befinden Nachricht zu geben. Unter dem Vorwand — vielleicht aus wirklichem Beſorgniß — daß er, im Fall ſein Brief unterweges in unrechte Hände gerathen ſollte, nicht Gefahr lieſe, hatte er den Ort ſeines Aufenthaltes nicht gemeldet, und alſo die Möglichkeit, eine Antwort erhalten zu können, ſich ſelbſt abgeſchnitten.

Fahrmann führte in seinem so beengten Kreise indeß ein recht eingezognes, philosophisches Leben. Bis jetzt, hatte er sich auch nicht einen einzigen Rückfall in seine L * * er Lebensart zu Schulden kommen lassen, und wir sind beynah überzeugt, daß er von dieser rühmlichen Bahn nie wieder abgewichen seyn würde, wenn nicht — — ja, wenn nicht — — — — —

Nun, wenn nicht? — — Ehe wir uns näher erklären, liebe Leser, so müssen wir Ihnen ein Geständniß machen, das uns vielleicht von Ihnen den Vorwurf einer sehr großen Geistesschwäche zuziehen wird. Aber, wir müssen uns demselben schon aussetzen. — Wir können Ihnen nicht verheelen, daß wir ehemals auch zu jener Klasse aufgeklärter Köpfe gehörten — die wir jetzt, durch verschiedne Motiven bestimmt, beynah für gottlose Freygeister zu halten, anfangen — und daß wir, trotz des grauen Alterthums des Glaubens an den leidigen Teufel; trotz der frommen Furcht, welche uns schon die Kinderfrau vor diesem pferdefüssigen, gehörnten Feinde der Geschöpfe des guten Gottes, einflößte; trotz des rühmlichen Eifers, womit so mancher alt- und rechtgläubige Lehrer des Wortes, dessen Existenz

ſowohl ſchriftlich, als auch mündlich mit nicht geringer Anſtrengung ſeiner Lunge, zu beweiſen bemüht geweſen iſt: — dennoch an den ſo nothwendigen Glaubensartikel des Daſeyns eines Teufels, bisher nicht allein zweifelten, ſondern deſſen mögliche Wahrheit ſchlechterdings leugneten: blos, weil unſre vorlaute, naſeweiſe Vernunft dabey nichts wahrſcheinliches und ſelbſt offenbare Widerſprüche fand. Auſſer dieſen Einwendungen unſers Vernunftlichtes, ſchien auch die Erfahrung für unſern Unglauben zu ſprechen, indem der ſchwarze Monarch der Hölle, ſeit länger denn funfzig Jahren, nichts mehr von ſich hat hören noch ſehen laſſen; wodurch er denn freylich ſelbſt den Vertheidigern ſeiner Exiſtenz das triftigſte Argument zu Beſtreitung der Zweifler geraubt hat.

Nun aber müſſen wir geſtehen, daß Beobachtung über ſo mancherley Dinge, und einige Probleme, die ſich unſers Bedenkens, nicht wohl ohne den Glauben an das Daſeyn eines Teufels auflöſen laſſen, uns — wo nicht von unſerm Unglauben gänzlich zurück gebracht — (denn der leidige Unglaube iſt ſehr hartnäckig!) — doch wenigſtens darinn wankend gemacht haben. —

So, sieht man ein junges Mädchen von der strengen Mutter aufs sorgfältigste hüten, einsperren, vor dem Anblick der Mannspersonen verschliessen und sie mit jedem Augenblick vor denselben warnen, täglich mit dem mütterlichen Fluche und mit den schrecklichsten Strafen jenes Lebens bedroben, wenn sie je zu einem Faurpas sich verleiten lassen sollte. Und doch sinkt dieses Mädchen, wenn sie eben der Mutter einmal aus den Augen gekommen ist, in die wollüstigen Arme des ersten, besten Ehrenräubers. — Man erblickt ferner einen Jüngling, der mit aller möglichen Sorgfalt erzogen worden ist; der den fleissigsten Unterricht in der Religion erhalten; den man die Bibel beynah auswendig lernen lassen; vor dessen Augen man mit Aengstlichkeit alles Böse zu verbergen gesucht hat; den man in der größten Unwissenheit über die Verhältnisse der beyden Geschlechter gegen einander lies; den man immer bewachte, immer zur strengsten Eingezogenheit anhielt: und diesen Jüngling sieht man, sobald er das älterliche Haus verlassen hat, sich in den Strudel aller Liederlichkeiten stürzen. — So, sieht man auch eine sechzehnjährige Schöne, die aus dem klösterlichen Hause ihrer Mutter unmit-

telbar in die Arme eines Ehemannes geliefert wird, der ihre Keuschheit mit Argusaugen bewacht und dessen Haus ein bezaubertes Schloß ist, worinn keiner Mannsperson, die irgend aufs Gefallen Anspruch machen kann, der Zutritt verstattet wird: und diese Frau betrügt ihren Argus und lebt wie eine Messalina. — — Wie läßt sich das Fallen dieser Individuen, bey allen den Sicherheits- und Vorsichtsanstalten, welche man getroffen hatte, sich ihrer guten Aufführung zu versichern, anders erklären, als daß man annimmt, der leidige Feind der Menschen, der Satan, habe sich ins Spiel gemischt und sie verführt? — —

Nun können meine Leser wohl schon errathen, was ich oben mit dem: „wenn nicht" — habe sagen wollen. Ich meinte nehmlich damit nichts anders, als, daß unser Fahrmann von dem schmalen Tugendpfade wohl nie wieder abgewichen seyn würde, wenn nicht — der Teufel sein Spiel gehabt und ihn verführt hätte. —

Freylich, war derjenige Teufel, der ihn verführte, kein häßliches schwarzes, borstiges, Ungeheuer, mit feuerrothen Augen, Bockshörnern, Pferdefüssen und einem langen, gefährlichen

Schwanze, wie er wohl elim ſo manchem guten Mütterchen und ſo manchem frommen Vielſeher ſichtbar geworden iſt. — Ach nein, der Fahrmannſche Verſucher hatte ſich in den ſchönen, langen, mit einem zarten, weißen Fleiſch reichlich überzognen Körper, eines wohlgebildeten, ſchwarzäugigen Mädchens von zwanzig Jahren, einquartirt; der ſonſt der Tochter ſeiner Wäſcherin angehörte, welches ihm immer ſein weiß Zeug brachte und die ſchmutzige Wäſche abholte. — Doch — um diejenigen meiner Leſer nicht verdrießlich zu machen, welche nicht meines Glaubens ſind, will ich mich weiter gar nicht merken laſſen, daß ich eine ſolche Maskerade hier vermuthe. Ich will vielmehr ſo von der Sache ſprechen, als wenn die Verführerin wirklich der Wäſcherin Tochter, dem Leibe und der Seele nach, geweſen wäre. —

Dieſe Delila alſo fand — oder ſtellte ſich wenigſtens — an unſerm keuſchen Helden großes Behagen zu finden. Sie kam, weil ſie ihn ſonſt nicht ſo gewiß zu Hauſe traf, immer zu der gefährlichen Morgenzeit zu ihm, und war beſtändig ſo freundlich gegen denſelben, als ein — Maykätzchen. Er rüſtete ſich eine Zeitlang mit

Gleichgültigkeit und Ernſt gegen ſie, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß ſie gefliesſentlich ihre Beſuche unter mancherley Behelf zu verlängern ſuchte. Das gieng eine Weile ganz gut; aber endlich bediente ſich — ich muß es doch noch einmal ſagen, wie ich's denke — endlich bediente ſich Satan der Liſt, eben als die hübſche Figur ſich bückte, um die ſchmutzige Wäſche einzubinden, aus dem dadurch angeſpannten Buſentuche eine Nadel wegſpringen zu laſſen. Hierdurch entſtand nun in der Verſchanzung des Buſens eine ſo anſehnliche Breſche, welche einen Anblick eröfnete, der in ſeiner Wirkung etwas Aehnliches mit der des Hauptes der Meduſa, furchtbaren, verſteinerden Andenkens hatte. —

Fahrmann — der fünf und zwanzigjährige, der feurige ſanguiniſche Fahrmann — überſchlang die ſchönen Nacktheiten mit feinen Blicken, betrachtete ſie mit einer Gier, die dem Heißhunger ähnelte, welchen Einer nach langem Faſten empfindet. Endlich, als das Mädchen in der gebückten Stellung blieb und nichts that, um die zur Schau liegenden Reitze ſeinen lüſternen Augen zu entziehen, konnte er der zu mächtigen Verſuchung nicht länger widerſtehen. Mit

unaufhaltſamen Inſtinkt — (denn, ob wirklich ſeine höhern Seelenkräfte in dem Augenblick eben in einer beſondern Thätigkeit geweſen ſeyen, möchten wir beynah bezweifeln;) — ſtreckte er ſeine Hand aus und — —„und?“ — erlauben Sie! — und — eilig zog er ſie wieder zurück, indem ſich eben Jemand an der Thüre hören lies, welches Niemand als ſein Freund Willibald war. Dasmal hatte Fahrmanns Schutzgeiſt vortreflich aufgepaßt; aber leider! war er nicht immer ſo wachſam.

Unſer Held unterlies nicht, ſich über dieſen Austritt aus der ſich vorgezeichneten Tugendbahn, abermals ein Kapitel zu leſen; wovon denn die ſehr natürliche Folge mancher heroiſche Entſchluß war, wie er künftig den Feind ſeiner Tugend, wenn er ſich wieder an ihn machen ſollte, empfangen und abſchlagen wolle. Hätt' er uns zu Rathe gezogen, ſo hätten wir ihn den ertheilt: dem Feinde lieber aus dem Wege zu gehen, als ſich von neuem in einen Kampf einzulaſſen, bey welchem, wie ihn die Erfahrung hätte lehren ſollen, der Sieg nicht zu verbürgen war. — Man verlaſſe ſich doch ja nicht zu ſehr auf ſeine Tugend! „Sie iſt ein gutes Pferd im Stall; aber nichts als eine Schindmähr' auf der Straße.“ —

Gegen Abend, kurz vor der Dämmerung klopfte Etwas ganz sachte und bescheiden an seine Thüre. Auf das: herein! erschien — das hübsche Wäschermädchen unter dem Vorwande eines Gewerbes von ihrer Mutter. Fahrmann war eben am Ende eines ziemlich langen Monologs; als das Mädchen eintrat, und hatte sich dadurch in eine Stimmung versetzt, welche uns Alles für ihn könnte hoffen lassen, wenn nicht — — doch, ich will die Herren mit meiner Schwachköpfigkeit nicht mehr ärgern! . . . . .

Er empfieng die Dirn kalt und ernst; sie aber war desto zuthulicher. Es gab, zu folge des Gewerbes der Wäscherin wieder etwas zusammenzubinden. Das Mädchen bückte sich wieder und — obwohl diesmal keine Nadel wegsprang, indem noch keine Andre an der, des Morgens entsprungenen Stelle, gesteckt worden war, welches, wie man selbst einsehen wird auch nichts zur Sache that — es eröfnete sich derselbe Prospekt, welcher unserm Helden schon einmal so viel Bewegung verursacht hatte. Es gieng auch jetzt Alles, wie am Vormittag: nur mit dem Unterschied, daß der Schutzgeist unsers Helden vermuthlich eben — Mittagsruh hielt und also den

guten Willibald nicht wieder so apropos herbey schickte, um die abermals ausgestreckte Hand den Rückzug nehmen zu lassen. — Dasmal erreichte sie ungehindert den Ort ihrer Bestimmung, und verlohr sich — in Amors Tempe. — — Die Folgen hiervon waren die — welche sie gemeiniglich zu seyn pflegen, und von diesem Tage an, vergiena fast keiner, ohne daß die hübsche Wäscherin bey Fahrmann einen Besuch abstatte.

Nachdem dieser Kummerz wohl ein halbes Jahr gedauert hatte, erhielt unser Freund eines Nachmittags, als er aus der Klasse kam, und das Mädchen denselben Morgen nicht da gewesen war, statt desselben einen Besuch von der Mutter. Ich einem Präludium, das Fahrmann schon sehr befremdete, brach sie in eben nicht schonende Vorwürfe gegen ihn aus, daß er ihre Tochter verführt und in gesegnete Leibesumstände versetzt habe. — Er, der nicht viel dagegen zu sagen wußte, bat nur immer, nicht so laut sondern hübsch sachte zu sprechen.

Sie. 's hat sich was sachte zu sprechen: wenn Sie mein Kind zur Hure gemacht haben! —

Er. Aber, liebe Frau *, die Sache ist nun

doch nicht zu ändern — wir müssen sehn, was dabey zu thun ist —

Sie. Was sehen! was sehen! — — Doch, was soll ich mich hier mit vielen Schnickschnack aufhalten? — Weis der Herr Magister was? — Sie zahlen an meine Tochter auf der Stelle zweyhundert Thaler, und die ganze Sache bleibt unter uns; oder wo nicht — so verklag' ich den Herrn. Was dann darauf kommt —

Fahrmann. (ängstlich.) Das wird Sie doch nicht thun, Frau *! — Bedenk Sie —

Sie. Was, bedenken! — Sie wissen meine Meinung. Wollen Sie die zweyhundert Thaler ausgeben? —

Fahrmann. Von Herzen gern — wenn ich sie nur hätte — aber....

Sie. Nu, so weis ich, was ich zu thun habe —

Fahrmann. Aber — ich bitte Sie doch —

Sie. So wahr ich ehrliche Frau bin, ich laß keinen Fingerbreit nach. Entweder die zweyhundert Thaler; oder —

Fahrmann. Sie macht mich unglücklich!

Sie. Sie haben meine Tochter auch unglücklich gemacht —

Fahrmann. Ich will ja Alles thun, was ich thun kann — nur ſogleich —

Sie. Und ich — muß die zweyhundert Thaler auf der Stelle haben.

Fahrmann. Gott! Gott!

Sie. Ich ſeh, hier iſt nichts zu thun. — Adjes!

Und ſo gieng das Weib, ohngeachtet alles Bittens und Flehens unſers geängſtigten Freundes auf und davon. — Der Himmel bewahre mich und meine Leſer vor einer ſolchen Nacht, als die war, welche der arme Fahrmann nach dieſem Verfall beynah ganz durchwachte! Selbſt den hämiſchten unſrer künftigen Recenſenten, wollten wir dieſelbe nicht wünſchen. Er befand ſich am andern Morgen ſo übel, daß er nicht nach der Klaſſe gehen konnte

Gegen Abend kam der alte Willibald zu ihm. Nach einigem Um die Sache Herumgehen, fragte er ihn endlich „als Freund“ was denn an dem Gerücht wäre, das durch die ganze Schule, unter Lehrern und Schülern, die Neuigkeit des Tages ſey, nehmlich daß er u. ſ. w. —

Auf Fahrmanns offenherziges Geſtändniß, daß dieſem Gerücht nur allzuviel Wahrheit zum Grunde liege, machte ihm der ſtrenge Willibald

zwar gut gemeinte, aber recht derbe Vorwürfe und weissagte ihm, wegen des gegebnen Aergernisses und bey den wenigen Fremden die er habe, nichts geringers als seine Absetzung.

Unsern Freund erschreckte die Prophezeihung nicht so sehr, als die Natur der Sache es vermuthen läßt, weil sie nur eine Bestätigung desjenigen Urtheils war, welches er sich schon selbst gefällt und in Ansehung dessen er, besonders, um dem demüthigenden Vorspiel desselben zu entgehen, auch schon seinen Entschluß gefaßt hatte: wovon er aber dem alten Magister nichts merken lies; denn, in so gutem Vernehmen sie auch mit einander standen, waren sie doch nicht auf den Fuß der Vertrauten.

Am folgenden Morgen brachte der Pedell unserm Lahrmann wirklich eine Citation, woran derselbe sich die letzte Pfeife Taback, welche er in ** rauchte, anzündete; darauf hingieng, sich einen Juden holte, demselben alles nur irgend Entbehrliche verkaufte, seine wenigen kleinen Schulden bezahlte, und — mit dem Schlage zwölf mit der Post nach L... abfuhr.

Sechs und funfzigſtes Kapitel.

Fahrmann findet von neuem ſein Unterkommen.

Was unſer Held in L... anfangen wollte, das wußte er ſelbſt nicht. Es war die Reiſe dahin, wieder ſo ein Fahrmanniſcher Genieſtreich, und er hatte blos deswegen ſeinen Weg nach dieſer Stadt gerichtet, weil das L... ſche Poſthaus unter den vielen in * * befindlichen Poſthäuſern, das erſte war, welches ihm aufſtieß.

Sein ganzer Reichthum, den er mit hierher brachte, beſtand in zehn Thalern und dem bewußten kleinen Mantelſack, welcher aber beynah leer geweſen ſeyn würde, wenn nicht noch das verunglückte Manuſcript, welches er ſorgfältig hineingepackt hatte, demſelben einiges Anſehn gegeben hätte. Dieſe Handſchrift fieng jetzt auch wieder neuerdings an, ſeiner beynah hingeſunkenen Hofnung zum Stäbchen zu dienen.

Nachdem er ſich in einem Wirthshauſe einlegirt hatte, welches ihm dem Anſehen nach, eins der wohlfeilſten zu ſeyn ſchien, war ſein er-

ſter Weg nach der hier befindlichen Buchhandlung, um dieſer ſein Manuſcript anzubieten. Unglücklicherweiſe war der Herr derſelben aber eben gefährlich krank, und er konnte alſo auf ſein Anbringen keinen Beſcheid erhalten. Was war nun zu thun? — In der That eine Aufgabe, die unſerm Freunde nicht wenig Kopfbrechens verurſachte! Seine Empfindungskraft hatte auch nicht den geringſten Vorrath an Hülfsmitteln, wider das Uebel, welches ihn drückte. — Er war ſchon acht Tage hier, und mit jedem Tage ſah er ſeine Baarſchaft um ein Beträchtliches vermindert. Gewiß, ein Hypochondriſus hätte in einer ſolchen Lage, ſich nach dem erſten beſten Waſſer oder nach einem von allem Uebel erlöſenden Stricke umgeſehen! Fahrmann hingegen, der nichts weniger, als miltzſüchtig war, — gieng — fleiſig ſpazieren.

Auf einer Promenade, welche er an einem warmen, angenehmen Frühlingstage, längs dem Ufer des Fluſſes vornahm, kam ihm die Luſt an, zu baden. Er ſuchte dazu einen bequemen Platz, und ein ſolcher machte ſich ihm bald durch einen ſchwarzhaarigen Kopf kund, welcher über der Oberfläche des Waſſers hervorragte, und deſſen

Besitzer hier badete. Er gesellte sich diesem bald bey, und es dauerte nicht lange, so war das Gespräch zwischen den Beyden angeknüpft, woran Fahrmann viel Behagen fand, da an dem schwarzen Kopfe ein Maul saß, das sich recht artig und unterhaltend ausdrückte.

Als man wieder zu Lande gekommen war und seine Nacktheit zu bedecken begann, sah nun unser Freund, daß sein Badegesellschafter ein — R. . licher Kriegsmann war: eine Entdeckung, die, wenn er sie eher gemacht hätte, ihn vielleicht bewogen haben würde, dem Kopfe im Wasser nicht so nahe zu kommen, weil er im Grunde eine Art von Abneigung gegen den Militairstand hatte. Jetzt aber, da die Artigkeit und Gefälligkeit des Mannes ihn sein Vorurtheil gegen die Rasse, aus welcher er war, vergessen machte, fand er kein Bedenken, mit ihm den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Wir wollen doch hören, womit sie sich unterweges unterhalten. —

Kriegsm. Sie sind schon lange hier, mein werther Herr?

Fahrm. Erst seit acht Tagen.

Kri.gsm. Vermuthlich, in Handelsgeschäften?

Fahrm.

Sahrm. O nein. Ich bin nur ſo — zum Vergnügen hier. (Dieſe Unwahrheit koſtete ihm ein Erröthen.)

Kriegsm. Alſo, blos zum Vergnügen? — Wär es wohl nicht zu frey zu fragen, was Sie eigentlich betreiben!

Sahrm. (verlegen) Ich — wie geſagt, ich bin blos zum Vergnügen hier und betreibe gar nichts —

Kriegsm. Sie widmeten ſich aber doch wohl vor dem einem Geſchäft?

Sahrm. Ja — ich hab ſtudirt —

Kriegsm. Ha, ein Gelehrter! Das iſt mir ja recht angenehm, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Mit den Herren Gelehrten mache' ich immer gern umgehen. —. Vermuthlich haben Sie auch Bücher geſchrieben?

Sahrm. Zuredens.

Kriegsm. Ja, das bringt a gut Stück Geld —

Sahrm. Wenns einſchlägt. — Ich kann mich eben nicht mit groſſem Glück dabey rühmen.

Kriegsm. So haben Sie doch gewiß auf andre Art Ihr gutes Auskommen? —

Fahrm. (unwillkührlich,) Ach!..

Kriegsm. Verzeihen Sie, wenn ich zudringlich bin — der Seufzer, welcher Ihnen entwischte, läßt mich vermuthen, daß es Ihnen nicht nach Wunsche geht. — Wenn das wahr wäre, sollt' es mir in der That leid thun —

Fahrm. Freylich, ist 's leider, so.

Kriegsm. Ey, wissen Sie denn bey Ihren Studien Ihre Lage nicht zu verbessern?

Fahrm. Es will mir nichts gelingen —

Kriegsm. Wenn ich Ihre Kenntnisse hätte — wie glücklich wär' ich! Ich wollte mich bald poussiren —

Fahrm. O, das seh' ich Ihnen an, daß es Ihnen an den zu Ihrem Stande erforderlichen Kenntnissen gar nicht mangelt —

Kriegsm. Sie haben eine zu gütige Meinung von mir. Aber leider, taug' ich zu weiter nichts, als zum Unterofficier. Ja, wenn ich wüßte, was Sie wissen, da wär ich gewiß schon Officier und liesse mirs wohlgehen —

Fahrm. Wählt man denn die Officiere bey Ihrer Armee wirklich nur nach Geschicklichkeit? —

Kriegsm. Allerdings. Wenn Sie, zum Beyspiel, sich entschlössen, Dienste zu nehmen — Sie wären das erste Vierteljahr Officier —

Fahrm. Wirklich? — Aber — ich habe nie Lust zum Militair gehabt.

Kriegsm. O, es ist 'n herrliches, lustiges Leben, wenn man nur erst drinn ist. — Wenn Sie sonst Ihre Abneigung überwinden könnten — ich hätte jetzt Gelegenheit, Sie gut anzubringen —

Fahrm. (nachdenkend.) — Wenn ich's recht bedenke — und meine Lage in Erwägung ziehe: so — wär 's freylich wohl nicht übel. . . .

Kriegsm. Nun — so entschliessen Sie sich! Ich will Sie gleich mit zu meinem Hauptmann nehmen. Sie werden gewiß sogleich Sergeant, mit der ersten Anwartschaft zur Leutnantsstelle — das versprech ich Ihnen —

Fahrm. (etwas anziehend.) Wenn nur — — doch — was soll ich weiter thun? — Wohlan, ich nehm' Ihr gütiges Anerbieten an. —

Nun giengs geradenweges zu dem K. . lichen Hauptmann hin, der unsern Fahrmann recht liebreich empfieng, und als er von dem Werbunterofficier — das war unser Kriegsmann

— deſſen Anbringen vernommen hatte, war er gleich bereitwillig, unſern Freund für die Truppen Seiner Majeſtät als Sergeant zu engagiren; mit der Aeußerung, daß er ſich alsbald mit dem nächſten Transport, der übermorgen abgehe, an den Ort ſeiner Beſtimmung, nach O... in M... verfügen könne.

Ehe der Hauptmann Fahrmann entlies, zog er ſeine Börſe und reichte ihm ſechs Dukaten Handgeld, welches derſelbe aber nicht annehmen wollte. Nach langer Weigrung, lies ſeine Delikateſſe ſich 's am Ende gefallen, da er doch vom Gelde entblößt war, die ſechs Kreuzitzer als einen Vorſchuß einzuſtreichen, den er nach Ankunft in der Garniſon abzutragen verſprach. — Nachdem man hierauf den kleinen Mantelſack aus dem Wirthshauſe abgeholt hatte, nahm unſer Held ſein Quartier im Werbhauſe, wo er bis zur Abfarth ſich 's ganz wohl ſeyn lies.

Sieben und funfzigſtes Kapitel.

Omne principium difficile eſt.

zu deutſch:

Ungewohnte Schuh drücken.

Am beſtimmten Tage gieng die Reiſe fort. Auſſer Fahrmann, wurden noch fünf andre junge Leute transportirt. Einer davon, war ein Kaufmannsdiener, der ſich mit ſeines Herrn Kaſſe zu vertraulich gemacht hatte; die übrigen Vier waren Handwerkspurſche. Zwey Unterofficiere giengen als Bedeckung mit. — Da man nur Extrapoſt fuhr, und ſich unterweges ſo wenig aufhielt, daß man nur drey Nachtquartiere machte; ſo dürfen wir wohl nicht ſäumen mit fortzukommen, und können uns daher mit keiner Reiſebeſchreibung verweilen. — Nach einer Reiſe von acht Tagen, kam man wohlbehalten in O.. an.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft wurden ſie bey dem Kommendanten vorgebracht; welcher

befahl, daß man ſie des andern Morgens zur Fahne ſchwören laſſen und dann einkleiden und vertheilen ſolle. Bis zu dieſer Ceremonie blieben die Neuangeworbnen im Ordonanzhauſe, ohne daß es ihnen erlaubt war, daſſelbe zu verlaſſen: welches beſonders Fahrmann, etwas befremdete, der es nicht wohl begreifen konnte, warum man einen Menſchen, dem man morgen die Stelle eines Unterbefehlshabers anvertrauen wolle, heut einſperre? — Ach! er erhielt bald, eine für ihn ſehr traurige Auflöſung dieſes Räthſels.

Nachdem den ſechs Elendsgefährten am folgenden Tage die fürchterlichen Kriegsartikel verleſen worden, — worinn für ganz geringe Vergehungen, für ſolche, die auſſer dem Soldatenſtande, kaum den Nahmen eines Fehlers erhalten, Spiesrutenſtrafe verhängt wird, und worinn ſelbſt nicht ſelten die Rede von Todſchieſſen war; worinn den Untergebenen gegen ihre Obern der unbedingteſte Gehorſam und ein eben ſo unverbrüchliches Stillſchweigen auferlegt wurde, als weyland die Mönche von La Trappe zu beobachten verpflichtet waren; — Nach Vorleſung dieſer Soldatengeſetze ſag' ich, welche vielleicht noch ſtrenger abgefaßt ſind, als die waren, wel-

che ehedem der harte Draco, den ausgearteten Athenienſern als Kapzaum anlegte, lies man ſie endlich den Eyd der Treue ſchwören. Hierauf wurde jeder beſonders einem Unterofficier übergeben, der ihn nach der Kaſerne brachte, wo nun die Einkleidung vor ſich gehen ſollte.

So auffällig unſerm Jahrmann Manches auch war, und ſo widerſprechend ihm Dieſes und Jenes mit der Sergeantſtelle und der derſelben in der Nähe ſtehenden Officierwürde, vorkam; ſo gab er doch bis jetzt noch keinem Argwohne Raum. Als er aber endlich ſah, daß man ihn in das völlige Koſtüm eines gemeinen Soldaten einkleiden wollte, fieng ihm an bange zu werden, und er proteſtirte laut dagegen, indem er ſich auf ſein Engagement als Sergeant berief. Anfänglich kurzweilten Diejenigen, die ſeiner Toilette aſſiſtiren ſollten, darüber und verwieſen ihn ſpöttiſch an den Hauptmann in L.. Als er aber zuletzt die Montur und Zubehör ſchlechterdings nicht anlegen wollte, drohte man ihm, ihn mit fühlbaren Gründen dazu zu bewegen; worauf er denn, um ſich das unangenehme derſelben zu erſparen, einwilligen mußte, ſich zum Musquetier einkleiden zu laſſen; doch that er es unter dem feſten

Vorbehalt: alsbald zu dem Kommendanten zu gehen und seine Klage wider ein so gewaltsames, ungerechtes Verfahren, bey ihm anzubringen.

Sein erster Weg, sobald nur das Verstellungsgeschäft bey den Stabsofficieren und den Officieren von der Kompagnie vollbracht war, gieng auch wirklich zum Kommendanten, der ihn vor sich lies. Hier beschwerte er sich nun in der dreysten, freymüthigen Sprache eines Menschen, dem man Unrecht thut und der sich berechtigt fühlt, sich zu beklagen, und reklamirte kräftigst den Sergeantenposten, welchen man ihm zugesagt und den er zur Bedingung seines Engagements gemacht hatte.

Der Kommendant der — wider die gewöhnliche Weise der Herren seiner Gattung — ein recht sanfter, guter Mann war, lächelte anfänglich über den Ernst und den Eifer unsers Freundes, und suchte ihn mit Glimpf zur Ruhe zu verweisen, indem er ihm vorstellte, daß dergleichen Versprechungen der Werber nie erfüllt würde, und daß ein solcher Posten, wie der eines Sergeanten, den er sich so leichtgläubig habe verheissen lassen, verdient werden müsse. Als aber Jahrmann sich damit nicht abfertigen lassen

wollte und immer auf das ihm gegebne Wort und auf sein Recht pochte: nahm der Kommendant denn auch eine ernsthaftere Miene an und sagte ihm, er möchte sich nie wieder eine so lächerliche Prätension merken lassen; sonst würd'er sich eine Behandlung zuziehen, die er ihm um seiner Unerfahrenheit willen, jetzt noch schenke. —

Die Art, mit welcher dieser Rath gegeben wurde, lies unsern Helden deutlich einsehen, daß hier nichts weiter zu thun sey, als — schweigen und dulden. — Nicht einmal des Glücks konnte er theilhaft werden, in der Einsamkeit sein Mißgeschick zu beklagen, indem er mit noch neun andern Soldaten auf einem Zimmer lag. Aus der Stadt durfte er auch nicht, um seinem beschwerten Herzen im Freyen Luft machen zu können. Selbst aus der traurigen Kaserne, wo Alles Strenge, Alles Despotie und ängstliche Ordnung athmete, durfte er nur zu gewissen Stunden abwesend seyn, und die schönen Sommerabende, an deren Kühle andre, nach der schwülen Hitze des Tages, lustwandelnd sich labten, mußte er hinter den ihm verhaßten Mauern verseufzen.

Der arme, unglückliche Fahrmann! Man stelle sich einmal in seine abscheuliche Lage; man

ſtelle ſie ſich vornehmlich, im Vergleich mit allen denjenigen vor, worinn er bisher gelebt hatte! — Den größten Theil des Tages in einer Kaſerne eingeſperrt, die mit einem Zuchthauſe viel Aehnliches hatte; fand er keine Seele, die irgend mit ihm ſympathiſirte, oder, mit der er in eine nähere Verbindung zu treten, hätte wünſchen können. Alle ſeine Kamraden, waren theils Bauerlümmel aus dem Kanton, die beynah den Hottentotten an Dummheit und Rohheit der Sitten glichen, theils Trunkenbolde oder andre liederliche Kerle, die ſich in zu niedrigen Laſtern herumwälzten, als daß Fahrmann — der ſonſt ſo leicht zu verführende Fahrmann! — etwas anders, als Abſcheu hätte dagegen empfinden können. Und ſelbſt die Wenigen, die ſich von dem großen Haufen auszeichneten, waren im Durchſchnitt noch immer rohe Leute, die ſo ihren eignen Ton hatten, an den der feinre Mann ſich nur mit der Zeit gewöhnen und ihn erträglich finden kann.

Mit ſolchen Menſchen, mußte er ſogar in einem Zimmer wohnen und mit einem derſelben, als Schlafkamrad, ſein hartes, mit groben nicht allezeit zu reinlichen Leinenzeuge, bedeck-

tes Lager theilen? — Den Gedanken an irgend eine Art von Freyheit, mußte er völlig aufgeben. Hier wurde Alles kommandirt; die unbedeutendsten Handlungen waren einer Vorschrift unterworfen. — Schlug die dazu bestimmte Glocke, so mußte er, wenn er anders nicht im Finstern aufsitzen wollte, ins Bette. Der Küchenzettel, auf dem einen Tag wie den andern, fast dasselbe Gericht stand, ward von der Mehrheit der Kamradschaft gemacht, welche von einem Löhnungstage zum andern, zur Kost zusammenschoß. — Bey dem Anzuge war des Befehlens und Musterns vollends kein Ende. Sogar die Knöpfe, welche zugeknöpft oder offen gelassen werden mußten, waren vorgeschrieben. Der Zopf durfte nicht um ein Haar breit höher oder tiefer eingebunden seyn, als die Ordre lautete; kein Locke durfte anders, als dem gegebnen Model genau ähnlich seyn.

Unser armer Fahrmann putzte und polirte sich die Hände wund, und doch — gieng's selten ohne Verweise ab. — Und — die unerträgliche, sklavische Ehrerbietung und Unterthänigkeit gegen jeden Vorgesetzten! das war noch mit das Unausstehlichste. Jeder unbärtige Fähnrich; jeder

Klotz von Korporal, der nichts als das Gewehr und den Stock zu führen verstand, befahl als ein Despot, dem nicht ein Mückchen entgegnet werden durfte. — Wenn ein solches Leben, nicht ein geplagtes, elendes Leben genannt zu werden verdient: traun, so könnte man das Schicksal eines Galeerensklaven gar füglich, leidlich nennen. —

Für alle diese Uebel, für alle diese Entbehrungen der edelsten Menschenrechte, für alle diese Inkonvenienzen, für allen diesen Zwang, war sein Lohn — dreyßig Kreutzer in fünf Tagen und soviel Komißbrod, als ein Mann wohl essen konnte. Von den zwey Kreutzern, welche nach Abzug dessen, was jeden Löhnungstag zur Mittagskost pränumerirt werden mußte, übrig blieben, sollte nun für alle Theile der Reinlichkeit, für Abendessen und Frühstück wenn er nicht sein grobes Brod trocken essen wollte, und für alle die kleinen Ausgaben gesorgt werden, welche des Leibes Nothdurft und Nahrung erfordern!

Ein Glück, war es bey dem Allen noch für Fahrmann, daß ihm die Gabe des Himmels, sich beliebt zu machen mitgetheilt war, und daß beynah Jedermann, sowohl Vorgesetzte, als

Kamraden ihm gewogen waren. Auch der Unterofficier, der ihn das Exercieren lehrte war sein großer Patron, daher er denn, da er sich recht geschickt dabey benahm, damit zu Stande kam, ohne eine einzige fühlbare Korrektion erhalten zu haben: wovor er sich denn auch in aller Art gewaltig in Acht nahm. Nach zwey Monaten, konnt' es ihm kein Mensch mehr ansehen, daß er vor noch keinem Vierteljahr ein Magister und Präzeptor in Octava gewesen war: so gut hatt' er in dieser kurzen Zeit das Air eines Soldaten zu kopiren gewußt.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Es tritt ein alter Bekannter auf.

Unser Freund war nun über ein Vierteljahr in O... und begann nach und nach sich in sein Schicksal etwas zu finden; obwohl noch vieles daran fehlte, daß er damit zufrieden gewesen wäre. Was ihm dasselbe gar sehr versüßte, war die Bekanntschaft eines Advokaten, die er gelegentlich gemacht hatte, und von welcher er den doppelten Vortheil genoß, daß er nicht nur Bücher geliehen

bekam, durch welche er ſich manche verdrießliche Stunde vom Halſe ſchafte; ſondern, daß er mit Abſchreiben für denſelben, auch manchen Gulden verdiente, wodurch er ſich dieſe und jene kleine Annehmlichkeit verſchafte, auf die er bey ſeinen dreyßig Kreutzern in fünf Tagen, wohl hätte Verzicht thun müſſen. Sein Verdienſt war zuweilen ſo anſehnlich, daß er ſich füglich einen ſogenannten Nothpfennig hätte zurücklegen können, wenn ihn nicht ſeine Gutherzigkeit um einen großen Theil deſſelben gebracht hätte, welchen die Schmarotzer ihm abſchwatzten. Beſonders ſtand ſich ſeine Kamradſchaft bey der Verbeßerung ſeiner Finanzen gar nicht übel: denn dieſer gab er manch blankes Zwanzigkreutzerſtück zum Beſten; durch welche Großmuth er ſich dieſelbe dann ſehr ergeben machte, ſo daß man wetteiferte, ihm mit kleinen Gefälligkeiten zuvorzukommen. — Für ein geringes Trinkgeld war er auch der, ihm allezeit ſehr beſchwerlichen Arbeit, des Putzens und des Polirens überhoben. — Als er eines Tages vor dem Lazareth ſchilderte, bemerkte er oben in einem Fenſter einen Kranken, deſſen Geſicht ihm auſſerordentlich bekannt vorkam. Er ſuchte in ſeinem Gedächtniſſe hin und her, wo er die Perſon der

es angehörte, wiederfinden möchte: indeß der Kranke in Ansehung seiner, in eben der Beschäftigung zu seyn schien. Auf einmal riefen beyde zu gleicher Zeit aus: „Fahrbeck!“ „Fackmann!“

In der That war der Kranke oben im Fenster kein Andrer, als derjenige Fackmann, dessen unsre Leser sich aus der L * * er Epoche wohl noch ganz gut erinnern werden. — Wenn ja in dem so versöhnlichen Herzen unsers Freundes noch ein Funke von Unwillen gegen diesen ehemaligen Mitverschworenen des Komplots, das ihn verführt und geplündert hatte, vorhanden war; so ward derselbe doch jetzt, theils durch die Freude endlich einmal wieder ein bekanntes Gesicht zu erblicken, als auch durch das Mitleid, gänzlich erstickt, welches ihm die Lage des vormaligen Feindes seines Glückes einflößte. Da Fahrmanns Schilderzeit vorüber war und er eben abgelöst werden sollte, so konnten sie dasmal wenig mit einander sprechen; wozu auch überhaupt die Gelegenheit nicht günstig war. Er versprach Fackmann aber, ihn mit dem Ersten zu besuchen.

Er war wirklich kaum von der Wache abgelöst, als er sich auch schon nach dem Lazareth verfügte. Sackmann befand sich auf dem Reconvalescirtenzimmer und war daselbst ganz allein. Er empfieng unsern Helden mit einem Gesicht voll Schaam und Reue, welches diesen augenblicklich von ganzer Seele Sackmannisch gesinnt machte. Dabey war er unerschöpflich in Preisung der Großmuth, mit welcher Fahrmann einen Unglücklichen aufsuche, der ihn so schändlich beleidiget habe. Alle diese Aeusserungen trugen ganz das Gepräge der Aufrichtigkeit, und waren auch wirklich aufrichtig: denn, er war in der grossen Schule der Widerwärtigkeiten um ein Beträchtliches gebessert worden. — Fahrmann versicherte ihn auf die schonendste, edelmüthigste Art, daß er an das, was vordem geschehen sey, nicht mehr denke. — Hierauf erzehlten sie einander ihre, seit ihrer Trennung ihnen zugestossene Begebenheiten.

Nachdem Sackmann unserm Freunde über dasjenige von L * * her, was wir schon wissen, worüber er aber bisher zum Theil nur Muthmaßungen gehabt, völligen Aufschluß gegeben; nachdem er ihm die ganze Trame entwickelt hatte, welche

welche Krenow und Robitz gegen ihn angesponnen und Fackmann mit ausführen helfen, und woraus erhellte, daß die beyden Erstern diesen nur als einen Subordinirten angesehen, ihm zwar die Kehle wacker geschmiert, welches ihn eigentlich auch an sie fesselte; sonst denselben aber weder an ihren am Spieltische, noch an den von Fahrmann erkaperten Gammen, baaren Antheil hatten nehmen lassen. Kurz, nachdem er ihm über Alles, was in die L** er Periode gehörte, ein wahres und detaillirtes Geständniß abgelegt hatte, fuhr er fort:

„Kaum waren Sie abgereis't, als auch Ihre Schuldner, die L** nie mit einem Fusse verlassen hatten, wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgiengen, sich wieder öffentlich sehen liessen und ihre gewohnte Lebensart fortsetzten. Sie hätten aber ihre Rolle in L** bald ausgespielt. Eines Tages, als ich eben wegen eines derben Rausches, nicht von ihrer Parthie seyn konnte, begannen sie mit den Philistern, die ihnen in Ansehung einiger Spielerkünste hinter die Schliche gekommen waren, in einem Wirthshause Händel, welche so ernsthaft endeten, daß einige der Letztern gefährlich verwundet wurden. Der Wirth

lies hierauf Wache kommen, welche Kobitz, Kronow und einige andre Studenten in Verwahrung brachte. Auf die ersten Beyden kam bey dem Verhör die Verwundung der Gnoten. Zu ihrem Glücke, starb keiner derselben; sie kamen daher mit der Relegation weg und verliessen L** ohne mir einmal Lebewohl zu sagen."

„Diese Trennung hatte für mich einen äusserst verdrieslichen Einfluß auf meine Lage. Ich hatte einen ziemlichen Berg Schulden auf dem Nacken, mit dessen Abwälzung ich meinen Vater nicht behelligen durfte, da ich seine Denkart in Ansehung des Geldschickens gar wohl kannte. Mein vierteljähriger Wechsel war von geringem Betrag, und doch verlangte meine verwöhnte Kehle und meine anderweitige liederliche Wirthschaft sehr viel. Da mir bald Niemand mehr borgen wollte, die alten Bäre auch gewaltig gegen mich anbrummten, und die geliebten Flüssigkeiten seit Kobitzens und Kronows Abgang sehr spärlich herflossen: wurd' ich des Dinges endlich überdrüssig und nahm an einem Tage, der aber in dem Kalender gewiß nicht unter den glücklichen aufgezeichnet stehen kann, von

L** und von meinen Gläubigern Abschied, ohne jedoch irgend Jemand Adjeu zu sagen."

„Ich wollte nach G.. um dort unter der Firma, meine Studien fortzusetzen, vortheilhaftere Konjunkturen und neue Leichtgläubige, die mir Kredit geben möchten, aufzusuchen. Allein, mein Schicksal wollte es anders. In M.., wo die Landkutsche, mit welcher ich reis'te, ein Nachtquartier hielt, trafs sichs, daß wir in einem Wirthshause blieben, in welchem sich die K.. liche Werbung befand. Man machte sich bald an mich. Anfänglich beobachtete ich noch einige Vorsicht; als aber mein durstiger Schlund ziemlich viel Labsal zu sich genommen hatte, vergaß ich dieselbe, mischte mich unter die Herren Weisröcke, und diese tranken mir so aufs Leder, daß ich bald das Bewußtseyn verlohr."

„Als ich des andern Morgens erwachte, fand ich mich in einem Lehnstuhl, einen Soldatenhuth auf dem Kopf und mit einem Pallasch umgürtet. Ich wollte diese Insignien von mir werfen, allein, man protestirte sehr ernsthaft dawider, so wie wider mein ferneres Mitreisen mit der Landkutsche. Ich gab natürlich auch meine Gegenprotestation ab, ich richtete aber nichts aus. Man

behauptete, daß ich mich in Sr. K. K. . . Majeſtät Dienſt engagirt, und Hut, Seitengewehr und ſechs Dukaten Handgeld angenommen hätte, welche letztre die Spitzbuben mir auch wirklich in die Taſche geſteckt hatten. Auf dieſe Behauptung hielt man mich als ein rechtmäßig erworbnes Eigenthum feſt, ich mochte toben ſoviel — und einwenden, was ich wollte. Daß ichs kurz mache, die Landkutſche fuhr ohne mich ab, und ich wurde nebſt ſechs Andern am folgenden Tage nach O. . transportirt."

„Als ich hier angekommen war, überlies ich mich, theils aus Gewohnheit, theils aus Verzweiflung über den ſchändlichen Verluſt meiner Freyheit, gänzlich dem Trunk. Ich zog mir gleich anfänglich einige Züchtigungen zu, weil ich, wenn ich den Kopf voll hatte, verſchiedne dumme Streiche begieng. — Ich mochte wohl zwey Monat hier geweſen ſeyn, als ich mir, auch in der Trunkenheit, endlich das Unglück bereitete, welches mich hierher gebracht hat und woran ich noch nicht ohne Grauſen denken kann." —

„Ich war eines Tages in einem Wirthshauſe feſt geblieben und verſäumte die Viſitirzeit. Ein Unterofficier, der ſogleich beſchäftigt war,

mich in allen Kneipen aufzusuchen, wo sonst Soldaten zu verkehren pflegten, fand mich hier endlich. Ich wollte durchaus nicht mit ihm gehen und schimpfte den Unterofficier, und als demselben hierauf auch die Laus über die Leber lief, und er mir einige Stockstreiche versetzte, gerieth ich so in Wuth, daß ich vom Leder zog und ihm einige Wunden beybrachte. Da man alsbald nach der Wache gelaufen war und dieselbe auch nicht säumte, herbeyzukommen, wurd' ich ohngeachtet meines Widerstrebens in Arrest gebracht. — Das Verhör war nur kurz, weil mein Vergehen klar und erwiesen war. Das Standrecht erkannte mir, laut der Kriegsartikel, die Kugel zu, welchen Spruch aber der Kommendant in der Rücksicht, daß ich noch ein neuer Soldat wäre und betrunken gewesen sey, milderte, und die Todesstrafe in dreyßigmaliges Gassenlaufen in drey Tagen und durch dreyhundert Mann, verwandelte."

„Ich will Ihrem gefühlvollen Herzen nicht durch Schilderung desjenigen wehe thun, was ich empfand, als dieses schreckliche Urtheil mir verlesen wurde. Der Tod wäre mir ein Geschenk gewesen, und wenn man mich nicht bewacht hät-

te, ich hätt' ihn mir selbst gegeben." Die Vorstellung des Uebels war gewiß so schlimm, als das Uebel selbst. — Die schrecklichen Tage der Exekution, folgten dem der Verurtheilung unmittelbar. — Ich erlitt Höllenpein. Die Kerle hieben auf mich los, wie eingefleischte Teufel. Ich dachte nicht den dritten Tag zu überleben, und in der That, hatte man mich so zugerichtet, daß ich einer solchen Behandlung zu ungewohnt, aus der Gasse ins Lazareth gebracht werden mußte, wo ich mich nun schon seit drey Monaten befinde. — Sehen Sie, in solche Unglücksfälle hat meine viehische Lebensart mich gestürzt! Ich habe Zeit gehabt, sie zu bereuen und Vorsätze für die Zukunft zu fassen. Wenn der Himmel giebt, daß ich sie erfülle: dann könnt' ich die fürchterliche Strafe, welche ich erduldet habe, noch dereinst seegnen, daß sie mich wieder zum ordentlichen, brauchbaren Menschen gemacht hat." —

Hiermit beschloß Sackmann seine Erzehlung, und Fabrmann bezeugte ihm sein herzliches Mitleid. Er versprach, ihm auf alle Art in Befolgung seines Vorsatzes behülflich zu seyn, und gab ihm auch sein Wort, bey seinem gegenwär-

rigen guten Finanzzuſtande, ihn nicht ohne Unterſtützung zu laſſen.

Als Sackmann kurz darauf, nach ſeiner völligen Geneſung, aus dem Lazareth wieder nach der Kaſerne kam, waren die Beyden unzertrennliche Freunde, und Jahrmann bemerkte mit Vergnügen, daß der Neubekehrte in der Enthaltung vom Trunke ſtandhaft blieb, und nun wirklich, nachdem er von dieſem Hauptlaſter, der Mutter ſeiner andern Fehltritte, abgelaſſen hatte, ein recht ſchätzbarer, herzensguter Menſch ward. — O, lieber Doktor Panglos! wenn Du noch lebteſt, wie würdeſt Du Dich freuen, wieder ein neues Beyſpiel, ſtatt Beweis für Deine Hypotheſe aufſammeln zu können! In dieſer beſten Welt, würdeſt Du ſchlieſſen, iſt auch das Spiesruthenlaufen nothwendig und folglich auch — gut, weil die Trunkenbolde dadurch bekehrt werden! — —

Neun und funfzigstes Kapitel.

Die Freunde in großer Gefahr.

Die beyden Freunde lebten in ihrem gegenseitigen Umgange und bey den Hülfsmitteln, welche Fahrmann von seinem Advokaten zog, so vergnügt, als Leute ihrer Gattung, bey den, von dem Musquetierstande unzertrennlichen Uebeln, es nur seyn konnten. Unter denselben fühlten sie keins härter, als die Entbehrung des Anblicks der schönen Natur im Freyen, welchen man den armen Soldaten, um Desertion zu verhüten, durchaus versagte. Schon hatte man den reifen Aerndteseegen zum Theil in die Scheuern gesammelt; schon neigten sich die Obstbäume unter der schönen, wohlschmeckenden Last rothbäckigter Früchte, und keiner von Beyden hatte seit dem Eintritt in die Festung, nicht ein mit Aehren bedecktes Feld und kaum einen isolirten Baum in der Stadt gesehen. Ach, nur einmal ins Freie? war der sehnliche, der oft wiederholte Wunsch der beyden Naturfreunde. — Als diese Begierde sich ihren Herzen einst lebhafter, als je aufs

drängte, fiel Fahrmann darauf, ob nicht unter einer Verkleidung ihre Sehnsucht sich befriedigen liesse. — Alsbald grif diese hingeworfne Idee in den Köpfen um sich, und es wurden Pläne über Pläne geschmiedet, wie dieselbe zu realisiren seyn möchte.

Endlich, glückte es Jackmann einen in Vorschlag zu bringen, der, nachdem man ihn auf alle Seiten herumgedrehet, nachdem man ihn in alle seine Theile zerlegt und jeden besonders wieder sorgfältig beäugelt hatte, einmüthig für gut und ausführbar anerkannt wurde. Die von Fahrmann aufs Tapet gebrachte Verkleidung blieb als Basis stehen. — Letzterer hatte noch seine vollständige Civilkleidung, wie er sie von L.. mitgebracht hatte. Jackmann besass noch ein schönes Kleid mit Zubehör, welches er in der Zeit der Noth bey einer alten Landsmännin für einige Gulden verpfändet hatte. Vermittelst dieser Kleidungsstücke wollte man sich nun unkenntlich machen und sich so den Weg durch die Wache am Thore bahnen.

Da indeß eine bloße Verwechselung der Kleider nicht hinlänglich war, um sie vor der Gefahr zu sichern, im Thore erkannt und angehal-

ten zu werden; so mußte man mit der [redacted] dung noch andere Sicherheitsmasregeln verbinden. Auch mußte man auf einen Ort zur Umkleidung denken; denn — obschon Jahrmann ausser Dienst gewöhnlich seinen Oberrock trug — so konnte man doch nicht in der völligen Promenadekleidung aus der Kaserne gehen. Diese und noch allerley andere Bedenklichkeiten, erforderten manches Kopfbrechen, [redacted] gen zu nennen: man ist alles gut. — Wir wollen das Detail des Planes bey seiner Ausführung kennen lernen.

Den ersten schönen Tag ward das Vornehmen, sich einmal wieder an Gottes herrlicher Schöpfung zu laben, ins Werk gerichtet. — Nachdem man sich, welches nicht so schwer hielt, Erlaubniß verschaft hatte, bis zum Visitiren aus der Kaserne bleiben zu dürfen, gieng Jahrmann in seinem Oberrock aus, unter welchem und in den Taschen er das Erforderliche verbarg. Hierauf löste man Sackmanns Kleidungsstücke ein, welche von der Art waren, um das Ansehen eines Kavaliers zu geben. Als sie nun Alles beysammen hatten, dessen sie zu ihrer Absicht benöthiget waren, begab sich Jahr-

mann unter irgend einem Vorwand in das Haus, das Zimmer, wo er freyen Aus- und Eingang hatte. Statt wieder zur Vorderthüre heraus zu gehen, schlich er sich, dem gemachten Entwurf gemäß, unbemerkt durch den Hof in ein altes baufälliges Hintergebäude, wo manchmal in einem [illegible] Jahre Niemand kam, [illegible] aber Gelegenheit [illegible] Aus diesem Hintergebäude nun, gieng eine Thür nach einem einsamen Gäßchen, eben einer Gartenmauer gegen über, welche nur demselben Schlüssel von innen und von aussen zu verschließen war, und wovon der Schlüssel immer steckte. Diese Thüre öfnete unser Held und ließ Sackmann ein, welcher vor derselben schon wartete. Zur Vorsicht versperrten sie auch die Thüre, welche nach dem Hofe gieng, um nicht überfallen werden zu können, und darauf begann die Umkleidung.

Sahrmann, wegen seiner kleinern, nicht so ins Auge fallenden Statur, wurde zum Bedienten metamorphosirt. Zu dem Ende hatte man schon selbst verfertigte hellblaue Aufschläge und Kragen in Bereitschaft, welche nur eben auf dessen hechtgrauen Oberrock aufgeheftet wurden. Dann ward die steife Soldatenfrisur mit Puder

wohl ausgekämmt und die Haare blieben auf Engelisch frey hängen. Der Zopf wurde in eine Art Signon verwandelt, und das Gesicht ein Wenig gemalt. Das Uebrige des Anzuges, bestehend in Stiefel und schwarzen Beinkleidern, konnte bleiben. Der Hut war ein runder, der sich bey Hackmanns Packet befunden hatte.

Dieser seinerseits wurde elegant frisirt, mit einem Haarbeutel versehen, und seine Füße bedeckten schöne, feine Schuh und seidne Strümpfe. Seine übrige Kleidung war die eines Gentelmanns, dem aus jeder Hosentasche zwey lange Uhrketten heraus hingen.

Als nun die Metamorphose der beyden Freunde geschehen war, ließen sie ihre abgelegten Kleider in dem Stalle liegen, schlüpften auf die Straße, verschloßen die Thüre des Hinterhauses von aussen und steckten den Schlüßel bey sich. Darauf begaben sie sich — eben zur Paradezeit, da sie ziemlich sicher waren, daß keiner vom Militair ihnen so leicht begegnen konnte, — in eine der Hauptstraßen, in welcher ein großer Gasthof war und auch immer einige Miethkutschen hielten. — Fahrmann, als Bedienter, gieng hin eine zu bestellen, um einen Herrn, der in

dem Gasthofe logiere, nach einem nahmhaften, öffentlichen Lustort außer dem Thore zu fahren. Als der Kutscher vor dem Gasthofe vorfuhr, kam Fackmann, als Herr, der hinter der Hausthüre die Ankunft des Wagens erwartet hatte, auch schon heraus, und sprang behend und mit dem besten Anstand von der Welt in den Wagen und hinten drauf — Fahrmann. Und nun giengs, heida, zum Thore hinaus, unter welchem kein Mensch Verdacht in der Equipage setzte. An dem bezeichneten Ort wurde ausgestiegen und der Kutscher zwey Stunden vor Thorschluß bestellt, sie wieder abzuholen; was er auch versprach und ein Zehnkreuzerstück auf die Hand nahm.

Kaum hatte man sich von dem großen Wege ein Wenig entfernt; so wurde durch Abnehmen der blauen Aufschläge und Kragen, die Gleichheit *) wieder hergestellt. — Nun giengs

*) So sehr wir — um es mit Niemand zu verderben — uns bisher in Acht genommen haben, dieses von gewissen Menschenklassen heutges Tages so angefeindete Wort, in unserm Buche nicht vorkommen zu lassen, hat

an ein Lustwandeln. Haben meine Leser einmal ein armes kleines Vögelchen gesehen, wie es eben aus dem Gefängniß des Bauers entwischt und sich auf dem nahen Baum setzt, dort wonnetrunken, mit den des Fluges entwöhnten Fittigen schlägt, die Schwanzfedern bald empor hält, bald sinken läßt; wie es sich gaukelnd, gleich einem Seiltänzer, auf den Zweigen wiegt; wie es fröhlich zwitschernd, den Brüdern die wieder erlangte Freyheit verkündet: haben Sie, sag' ich, ein solches armes, frohes Thierchen gesehen; so können Sie sich ohngefähr vorstellen, wie unsre, der düstern, traurigen Kaserne entschlüpften Lustwandler, ihr Wesen hier, in der so lang entbehrten freyen Luft trieben. — Mit Heißhunger verschlang ihr Auge jeden Reiz der lieblichen Natur, welche sich heute mit ihrem schönsten Kleide herausgeputzt hatte. Sie schwelgten im Genuße des Anschauens, mit langen Zü-

---

sichts doch hier ohne unsre Erlaubniß eingeschlichen. Wir bitten uns die Schuld nicht beyzumessen!

Anm. des Verf.

gen schlürften sie die reinere, erquickende Luft. — Nachdem sie lange genug herumgeschwenft waren, und sich recht müde gelaufen hatten, erlabten sie sich bey Speis' und Trank, waren guter Dinge und freuten sich des momentanen Genusses des Lebens.

Da sie sich auf dem Kutscher verliessen, daß er sie zur rechten Zeit abholen werde; so fiel es ihnen gar nicht ein daran zu denken, wie hoch es wohl an der Zeit seyn könnte. Allein, als das bessere Licht im Zimmer nach und nach in die Dämmerung überzugehen began, erkundigten sie sich doch endlich nach der Uhr, und vernahmen, daß es nur noch eine halbe Stunde vor Thorschluß sey. Welch ein Donnerschlag in den Ohren unsrer Freunde! —

Sich noch eine halbe Stunde vor Thorschluß an diesem Orte zu befinden, von welchem man bis ans Thor dreyviertel Stunden fahren — und zwar gut fahren mußte — war eben so viel, als aus der Festung ausgeschlossen zu seyn. Es war keine Hofnung mehr, daß der Kutscher sie noch abholen werde, und zu Fuß die Stadt zu erreichen, schien ihnen eben so unmöglich, als es, wenn sie auch schon vor dem Schlagbaum ge-

standen hätten, gefährlich war, wegen Sackmanns auffälliger Größe, durch das Thor zu gehen. Man wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Tausendmal wurde der Einfall zu der Promenade und noch öfter, der wortbrüchige Kutscher vermaladeit und verflucht, indem man immer auf der alten Stelle blieb. —

Endlich sagte Fahrmann: „wir müssen doch das Aeusserste probiren, und sollten wir uns die Lungensucht an den Hals laufen, so müssen wir sehen, das Thor zu erreichen, und dann — es wagen, ob wir unentdeckt hinein kommen können." — Da Sackmann keinen bessern Rath wußte, setzte man sich ungesäumt in Bewegung.

Schon sahen sie die Thürme der Stadt aus dem Nebel hervortreten, der sie in der größern Entfernung dem Auge entzogen hatte; schon hörten sie das dumpfe Murmeln der in den Wällen zusammengepreßten, geschäftigen Menschenmasse — und mit wachsender Hofnung, doch noch das Ziel zu erreichen, verdoppelten die Beyden ihren eilfertigen Schritt: als auf einmal, das fürchterliche Gewirbel der Trommel vom Wall den unmittelbar darauf folgenden Thorschluß verkündete.

Der

Der arme Sünder hört das ſchauderliche Glöckchen, das ihn zum Tode ruft, vielleicht mit mindern Grauſen, als unſern Luſtwandlern das lärmende Dröhnen des Kalbfelles in die Ohren ſchallte. Es war, als wenn ihnen plötzlich die Sehnen in den Kniekehlen durchſchnitten wären; ſo lähmten Schreck und Angſt ihre Füſſe. Sie ſtrengten indeß ihre Kräfte aufs möglichſte an, und erreichten das Thor — ach! als eben der letzte Riegel vorraſſelte.

Vermag Jemand die Gemüthslage, worin unſere armen Freunde ſich jetzt befanden, wahr — der Sache angemeſſen, zu ſchildern — der nehme meine Feder: hier iſt ſie! — ich — vermag es nicht. — „Wir ſind verlohren," ſchrien Beyde faſt zugleich. — „Findet man uns beym Viſitiren nicht," ſetzte Sackmann händeringend hinzu, deſſen Ohren ſchon die Spiesruthen ſitſchen hörten: „ſo meldet man uns als Deſerteurs, und dann — iſt die ſchreckliche lange Gaſſe unſer Loos!" — „Gott! Gott!" erwiederte Fahrmann, "iſt denn keine Hülfe — kein Mittel, um in die Stadt zu kommen!" —

Nachdem die Geängſteten noch manches Klaglied über die unglücklichen Folgen ihrer vor-

eiligen Promenade gesungen hatten, fingen sie dann doch endlich an zu rathschlagen, was wohl noch zu thun seyn könnte. — Nach mancher Debatte, war endlich das Resultat dieser Berathschlagung: zuerst den Versuch zu machen, ob sie, theils klettrend, theils springend, theils schwimmend, an einer Stelle der Festung, die Jackmann, da er oft da geschildert hatte, genau kannte, die Stadt zu erreichen, im Stande wären, und — wenn das nicht möglich seyn sollte, lieber wirklich zu desertiren, als sich der abscheulichen Spiesruthenstrafe so gewiß in den Rachen zu stürzen.

Als sie darauf die völlige Dunkelheit erwartet hatten, traten sie den gefährlichen, entscheidenden Gang an. Man gelangte leicht an den Graben, der zum Glück nicht ausgemauert war. Nachdem sie sich den ziemlich steilen Rasenabhang hatten hinunter gleiten lassen, sprangen sie entschlossen ins Wasser. Nun kam ihnen ein sehr willkommner Umstand zu statten. Es wehte nemlich ein starker Wind, welcher verhinderte, daß die Schildwachen auf dem Walle das Plätschern im Wasser nicht hörten. Halb schwimmend, halb watend, gelangten sie endlich wie-

der aufs Trockne und erreichten mit verminderter Schwierigkeit den Fuß des Hauptwalls. Halb hatten sie nun schon überwunden. Ein Hauptpunkt war jetzt nur noch, die Schildwachen zu vermeiden, und keiner derselben zu nahe zu kommen. Hier diente ihnen nun sehr Jackmanns Bekanntschaft mit den verschiednen Posten. Unter dessen Leitung und unter dem Schutz einer pechschwarzen Finsterniß und des Geheuls des Windes, kamen sie glücklich auf den Wall und in die Stadt.

Durch und durch naß und vor Kälte und Furcht bebend, gieng nun der Weg eiligst nach dem Stalle in des Advokaten Hinterhause, wo man in größter Geschwindigkeit, so gut es sich im Dunkeln thun ließ, sich wieder umkleidete. Fahrmann mußte in seiner nassen Kleidung nach der Kaserne, wo er denn vergab, daß er in der Stadt aus einem Fenster über und über begossen worden sey. — Sie kamen nur eine viertel Stunde vor dem Visitiren an, und erholten sich darauf in einem erquickenden Schlafe von der ausgestandnen Angst. —

Sechzigſtes Kapitel.

Der arme Fahrmann!

Lange ſtand den beyden Freunden die Gefahr vor Augen, in welcher ſie geſchwebt hatten, und lange noch, ſchauderte es ihnen über den Rücken, wenn ſie ſich derſelben erinnerten. Die Luſt zu einer zweyten Promenade war ihnen ganz vergangen, und der Eintritt der unangenehmen Jahrszeit verhinderte vor der Hand ein neues Erwachen derſelben.

Lektür war nun dasjenige, was ihnen ihre Tage und beſonders die langen, traurigen Winterabende, erträglich machte; nur war es ein ſehr verdrießlicher Zwang für ſie, daß ſie ſchon um acht Uhr, da jeder Soldat auf ſeiner Stube ſeyn mußte, genöthiget wären ſich zu trennen. Unter der einförmigſten Lebensweiſe verſtrich der größte Theil des Winters, ohne daß unſers Fahrmanns Schickſal nur das geringſte Anzeichen von ſich gegeben hätte, in ſeiner Lage etwas verändern zu wollen. Er war des Solda-

tenlebens herzlich überdrüßig, und hätt' er nicht einigen Troſt im Arme der Freundſchaft gefunden, gewiß, er hätte dabey nicht ausgehalten.

Kann man ſich auch in der That etwas elenderes und langweiligers denken, als das Leben eines Menſchen, der Alles, auch die gleichgültigſten, unbedeutendſten Handlungen nach der Uhr — und ſo zu ſagen, nach dem Takte verrichten muß; der mit jedem neuen Tage nichts, als eine pünktliche Wiederholung von dem, was am vorigen Tage war, vor ſich ſiehet; dem der Genuß beynah jedes Menſchenrechts zur verbotenen Frucht gemacht wird, nach welcher die Hand auszuſtrecken, unfehlbare Ahndung nach ſich ziehet? Was iſt kläglicher, als das Leben eines Menſchen, der ohngeachtet ſeines Strebens, in allen Stücken den ſtrengen Militairgeſetzen Folge zu leiſten, doch niemals ganz ſicher iſt, ob er dennoch über kurz oder lang der Strafe entgehen werde, die er ſo fürchtet und die, ſo leicht und durch das unbedeutendſte Vergehen eines nicht gnugſam bewachten Augenblicks verwirkt werden kann? Denn — braucht es in der That mehr, als eine kleine Diſtraktion, weven kein Menſch immer frey iſt, um ſich öffentlich

Stockschläge zuzuziehen? braucht es mehr, als einmal zur Unzeit der Neigung zum Schlafe nachzugeben, um die noch schändlichere Strafe des Spiesruthenlaufens über sich ergehen zu sehen? braucht es mehr, als des, bey einem Kollerikus so leichten Austritts der Galle, bey der schnöden Behandlung eines unvernünftigen, brutalen Vorgesetzten, um das theuerste Gut der Sterblichen, das Leben, zu verwirken? —

„Ich nenne das Leben, das größte Gut der Sterblichen, nur in Hinsicht auf den großen Haufen: denn es ist mir nicht unbewußt, daß bey vielen Menschen das Leben nur ein subordinirtes Gut ist. Dem Ehrliebenden, z. B. müssen Stockschläge und Spiesruthenhiebe vor den Augen Hunderter, ja Tausender, gewiß eine härtere Strafe, als der Tod durch eine Kugel seyn. Das weis Jedermann, und doch kehren sich die grausamen Militairgesetze nicht daran! Der aus Schwachheit, oder aus Uebereilung, oder aus Distraktion fehlende Ehrliebende, wird so gut für sein seltenes, unwillkührliches Vergehen durch den schändenden Stock, und durch die den Mann entehrende Ruthe gestraft, als der träge, nachlässige, gegen die Schande gleichgültige Nieder-

trächtige; ohne daran zu denken, welche Ungerechtigkeit man begehe, daß man beyde Individuen mit derselben Züchtigung belegt, die dem Erstern — bey dem eine Erinnerung, ein Verweis genug gewesen wäre — härter als die Todesstrafe fällt, indeß der Andre — nur über seinen Rücken klagt.

Ueberhaupt, scheinen uns Spiesruthenhiebe und Stockschläge eine ganz unschickliche Strafe für einen Soldaten zu seyn. Es erscheint uns sogar als ein lächerlicher Widerspruch, daß man einen sogenannten Vertheidiger des Vaterlandes, dem man das Fantom Ehre beständig vor den Augen herumgaukeln läßt, gleich einem Hund mit dem Stock schlägt, und gleich einem Dieb, mit Ruthen stäupt. — Wir kennen gewiß keinen infamern Anblick, als einen Mann mit Ruthen peitschen zu sehen! Was soll man vollends empfinden, wenn man diese das Auge und jedes feinere Gefühl beleidigende Exekution, an einem Menschen ausüben sieht, der auf dem Schlachtfelde ein Held heißt und — wenigstens seiner Bestimmung nach — es seyn soll? — In dem Augenblick eines solchen Schauspiels, wird uns der ganze Stand verächtlich, weil wir

ihn so geringschätzig behandelt sehen, und wir glauben, daß der Soldat, indem er den gestäupten Rücken seines Gleichen, seines Kameraden sieht, mit dem er künftig wieder unter den Waffen stehen soll, und an dem er jetzt zum Büttel werden muß, sich selbst zu einem Grade von Unehrlichkeit zurücksinken fühlt. — Uns dünkt, das heißt mit Gewalt das Vorurtheil, Ehre, zerstören: ein Vorurtheil, das zu erhalten und zu nähren, man doch so viel Interesse hat und stets haben wird, solange die Kayser und Könige nicht reich genug sind, abgeschossene Beine und Arme mit Golde aufzuwägen. Sollte dieses, wirklich schon im letzten Zügen liegende Vorurtheil, einmal ganz aussterben; so sehen wir nicht ein, wo künftig die Fürsten soviel gutwillige Narren mehr hernehmen werden, welche sich für einige lumpige Kreuzer, bey welchen sich kaum das Leben fristen läßt, todt oder zu Krüpeln, das heißt zugleich zu — Bettlern — schiessen oder hauen lassen werden. — — — Doch — wo gerathen wir hin? — Es ist wohl Zeit, wieder unsern Helden aufzusuchen! —

Also — den einzigen Trost, welchen Jahrmann in diesem Elendsleben hatte, gab ihm die

Freundschaft Sackmanns und die Lektür. — Seinen Dienst, so wenig er auch Lust dazu hatte, verrichtete er mit pünktlicher Genauigkeit, um sich ja keine der militairischen Züchtigungen zuzuziehen, welche sein Ehrgefühl als das schrecklichste scheute. Da er auch übrigens ein eingezogenes, sehr ordentliches Leben führte und immer proper in seinem Anzuge war; so ward er bald für ein Muster eines Soldaten gehalten und war bey allen Vorgesetzten gut angeschrieben. Auch seine Kameraden wollten ihm recht wohl, wovon, wie wir schon gehört haben, der Grund in seiner Gutherzigkeit lag.

Indeß, da es wohl selten einen Menschen giebt — sey er auch noch so verträglich, noch so schätzenswerth, — der nicht wenigstens einen Feind hätte, so hatte auch unser Held den seinigen, welchen er sich zwar nicht unmittelbar, sondern durch die Freundschaft mit Sackmann zugezogen. Es war derselbe der Unterofficier, welchen Letzterer gehauen hatte, und dessen Rache durch die harte Strafe, welche dieser deshalb erlitten, noch nicht gesättiget war. Er suchte bey aller Gelegenheit an ihn zu kommen und an Fahrmann zugleich mit, weil er es ihm nicht verzei-

hen konnte, daß er der Freund desjenigen war, den er so von ganzem Herzen haßte. Bis jetzt, hatte es seiner feindseeligen, rachsüchtigen Absicht noch nicht gelingen wollen, einem der beyden Freunde einen schlimmen Streich zu spielen, indem Sackmann eben so auf seiner Hut war, als unser Held. Endlich glückte es dem hämischen Böſewichte doch, sein Müthchen kühlen zu können, und leider! — — — — Doch — wir erfahren das Böſe zeitig genug! Alſo, hübſch im Gleiſe geblieben!

Fahrmann war eines Tages abgetheilt, auf dem Walle zu ſchildern. Abends um eilf Uhr, da er eben auf dem Poſten ſtand, hörte er nicht weit von ſich, am Fuſſe des Walles, einen lauten Schrey, der von einem Frauenzimmer zu kommen ſchien, und darauf ein klägliches Gewinſel, welches aber nur einige Augenblicke dauerte. Er horchte ſcharf nach dem Orte hin, wo er die Stimme vernommen zu haben glaubte, und hörte bey der Stille der Nacht, nur noch wie ein leiſes Stöhnen und ein kaum vernehmliches Geräuſch.

Dieſe Anzeigen einer Gewaltthätigkeit, waren für unſern Freund eine zu mächtige Aufforde-

rung zum Beystande, als daß er nicht hätte hineilen sollen, denselben zu leisten. Der Ruf der Menschlichkeit machte ihn die Gefahr vergessend, welcher er sich aussetzte, indem er seinen Posten verlies: ein militairisches Vergehen, das mit vierundzwanzigmaligen Gassenlaufen bestraft wurde. — Er lief schnell dem Orte zu, wo das Gestöhne ihm zu seyn dünkte und hörte bey seiner Annäherung Jemand entspringen. Als er am Fuß des Walles kam, sah er endlich auf dem Erdboden sich etwas bewegen, und fand bey Untersuchung der Sache, ein weibliches Geschöpf, welches gebunden und geknebelt war.

In gröster Eile befreyte er die Arme von ihren Banden und von dem Tuche, womit man ihr den Mund verstopft hatte. — Er sah ein junges Mädchen vor sich, das vor Angst und Schrecken halb todt war und welches ihm mit bebender Stimme erzehlte: daß, als sie hier des Weges gegangen sey, um für ihre kranke Mutter in der Apotheke noch etwas Arzney zu holen, ein Böswicht sie von hinten zu, so schnell angefallen und zugleich niedergeworfen habe, daß sie sich ihm ganz und gar nicht widersetzen können, und daß derselbe darauf, um ihr Schreyen zu

verhindern, ihr sogleich den Mund verstopft und ihr überdies die Hände auf den Rücken gebunden habe, in der Absicht, wie sie unschuldigerweise meinte — sie umzubringen. Fahrmann war eben dazu gekommen, als ihre Kräfte zu einem fernern Widerstand völlig erschöpft waren.

Das Mädchen hörte nicht auf, ihrem Erretter ihren Dank zu bezeugen, und dieser rathschlagte mit sich selbst, wie er die arme geängsteteKreatur sicher nach ihrer Mutter Hause bringen möchte, welches selbst zu thun, er doch nicht wagen konnte, weil es zu weit ab war; als er plötzlich auf dem Walle einige Stimmen vernahm und endlich auch laut seinen Namen nennen hörte.

Er nahm das Mädchen bey der Hand und eilte schnell mit ihr den Wall hinan, seinem Posten zu. Aber, man stelle sich sein Entsetzen im ersten Augenblick vor, als er die Patrouille fand, welche ihn vermißt hatte und die eben der feindseelige Unterofficier that. — Auf die Frage, wo er gewesen sey? erzehlte er den wahren Verlauf der Sache; worauf der Unterofficier sich weiter nicht auslies, sondern seines Weges gieng und das Mädchen ihm folgen hies, um selbige in ih-

rer Mutter Haus, wo die Patrouille vorbey kam, abzuliefern.

Fahrmann schmeichelte sich, als er sich vom ersten Schreck erholt hatte, daß die Sache ohne üble Folgen für ihn bleiben werde. Der Beweggrund, warum er seinen Posten verlassen hatte, und den er nach dem Maaßstabe maß, den sein Herz ihm angab, schien ihm so dringend und so wichtig, daß er sich dadurch für völlig entschuldiget hielt: um so mehr, da er nicht über zwey hundert Schritt weit, weg gewesen war. Um desto heftiger wirkte es auf ihn, als er, da er nach der Ablösung auf die Wache zurück kam, sogleich arretirt wurde, indem der Unterofficier sein Vergehen dem Officier schon gemeldet hatte. Obschon das tröstliche Bewußtseyn, seiner Menschenpflicht gemäß gehandelt zu haben, mit ihm war, und die Hofnung, daß man ihm unter so bewandten Umständen gewiß verzeihen werde, ihm guten Muth zusprach; so brachte er doch eine sehr unangenehme und schlaflose Nacht zu.

Des andern Vormittags, ward er ins Verhör gebracht, wo er dann den ganzen Vorgang treulich aussagte, und am Ende ziemlich freymüthig hinzufügte: er hoffe, daß man ihm in

Rücksicht auf den Fall, worin er sich befinden, verzeihen werde, was er wider die Militairgesetze verbrochen habe. Man versprach, sich für ihn zu verwenden und entließ ihn. Den folgenden Morgen, früh um acht Uhr, wurde Standrecht über ihn gehalten. —

Um neun Uhr kam der Auditeur, um ihm sein Urtheil bekannt zu machen. Als Fahrmann denselben erblickte, schwand die Hofnung, wie von einer geheimen Ahndung vertilgt, plötzlich aus seinem Herzen. Mit banger Erwartung, wollt' er ihm sein Schicksal aus den Augen lesen. — Endlich berührten die Worte — schrecklicher, als ein Todesurtheil — „mit vier und zwanzigmaligen Gassenlaufen durch drey hundert Mann, zu bestrafen," sein Gehör, und Fahrmann stürzte ohnmächtig der Länge lang in die Wachstube hin. Man hatte bey einer halben Stunde zu thun, ehe man ihn wieder zu sich selbst brachte. Aber, wie schrecklich war dem Armen das Zurückkehren des Bewußtseyns. Die Furie der Verzweiflung wüthete in seinem Innern. Das Schmerzhafte, der ihn bevorstehenden Strafe, war noch das Geringste, womit seine Einbildungskraft ihn folterte: aber, das Schänd-

liche, das Entehrende derselben; die Vorstellung sich nackend vor den Augen des Publikums peitschen zu lassen, dem er sich nachher wieder täglich zeigen sollte; das brachte ihn ausser sich. Konvulsivisch krümmte sich seine Faust und ergrif schnell ein Messer, das ein Soldat neben sich liegen hatte. Zum Glück entriß man es ihm zeitig genug, daß er sich damit nicht verletzte. — Als er darauf eine Weile mit verbißener Wuth dagesessen hatte, versank er endlich, dem Anschein nach, in ein tiefes Nachdenken; wir glauben aber vielmehr, daß sein Kopf von dem Zudrängen so vieler schrecklichen Ideen zu sehr angegriffen ward, um im eigentlichen Verstande, nachdenken zu können. Man könnte seinen damaligen Zustand, mit dem Verfasser der Lieblingsstunden, vielleicht richtiger, ein Hinsinken unter sich selbst, nennen.

Als man um eilf Uhr kam, ihn in die Gasse zu führen, hatte er sich noch nicht von seiner Stelle gerührt und eben so wenig, eine Silbe gesprochen. Man befahl ihm aufzustehen und sich bereit zu machen. Er gehorchte zwar, aber wie ein Mensch, der eine Sache schlaftrunken thut. Man mußte zuletzt Hand anlegen und ihn zu

dem schrecklichen Gange in Bereitschaft setzen helfen. Man band ihm die Haare auf, man entkleidete ihn und entblößte ihn bis an die Hüfte; man gab ihm einen Mantel um und eine Kugel in den Mund, und darauf nahm ihn die Wache in die Mitte und — führte ihn ab. — Er kam vor der Gasse an; der Profoß theilte die Ruthen aus, welche die Soldaten gefühllos schwangen; die Tambours und die Pfeifer stimmten zum schauderhaften Marsch; die Unterofficiere, welche die Gasse mit ihren Kurzgewehren schlossen, erwarteten nur Befehl um sie zu öfnen und das unglückliche Opfer der militairischen Disciplin eintreten zu lassen, und — Fahrmann — biß mit stiller Wuth auf die bleyerne Kugel. — Der arme Fahrmann!

Ein und sechzigstes Kapitel.

Floßberg.

Nun, das freut uns ja recht herzlich, daß wir unsere Freunde in Floßberg alle gesund wieder sehen! — Wir wünschen nur, daß auch ihre Zufrie-

friedenheit ihrer Gesundheit gleich seyn möchte: allein — das scheint uns nicht bey allen diesen lieben Leutchen der Fall zu seyn. Besonders finden wir Leonoren immer noch trüb' und wenig redselig; finden ihr schwarzes, sonst so lebhaftes Auge matter und tiefer liegend, und über ihr ganzes Wesen etwas Schmachtendes verbreitet, das sie aber indeß nicht minder interessant macht. Uns, die wir in ihre kleine Geheimniße eingeweihet sind, wird das nicht befremden, und zwar um so weniger, wenn wir bedenken, daß seit jenem Briefe von * * aus, keine Zeile von Sahrmann eingelaufen war, und daß man also seit bey nah drey viertel Jahren keine Nachricht von ihm hatte.

Diese Verstimmung derjenigen Person, welche sonst die Alles belebende Seele im Ehrlichheimschen Hause gewesen war, hatte natürlich Einfluß auf die Uebrigen. Der alte Oberste, der seine Tochter, das Kleinod seines Herzens, nicht heiter sah, so sehr sie sich um seinetwillen auch zwang, es zu scheinen, hatte gleichfalls einen großen Theil seines fröhlichen Humeurs verlohren, und Sophie, die so, wie wir sie kennen, nicht dazu geschaffen war, andern

Frohsinn mitzutheilen; im Gegentheil, zu einem gewißen Grade von Freude, selbst Aufmunterung bedurfte, trug die Farbe ihrer Freundin.

Bey dieser Lage der Dinge, nahm der gute Ehrlichheim seine Zuflucht öfterer, als gewöhnlich, zur Jagd, und es hatten Rehe, Hasen und Rebhüner in der That eine recht üble Zeit. Die beyden Mädchen führten eine Art Einsiedlerleben, und kein Tag verstrich, wenn das Wetter es irgend erlaubte, daß sie nicht nach der Fahrmannschen Eremitage am Schieferberge wallfahrteten, wo denn immer das Gespräch bey unserm armen Freunde verweilte. Leonore brachte diesen Gegenstand immer auf die Bahn, und Sophie, theils aus Gefälligkeit für ihre Freundin, theils aus einem Interesse für denselben, das seit der Abreise unsers Fahrmanns, durch dessen Unglück, durch die Ungewißheit über sein Schicksal und durch den Gedanken, daß er auch um ihretwillen leide, stärker geworden war; zeigte keine Abneigung gegen diese Unterhaltung.

So schlich das Leben unserer Floßbergschen Freunde ganz einförmig, gleich einem Bächelchen hin, das bey anhaltender Trockenheit im Sommer, sich nur so eben über sein sandiges Bette

hinbewegt. — Dieſe monotone Lebensweiſe wurde endlich von einer Begebenheit unterbrochen, welche für die ſanfte Sophie von äuſſerſter Wichtigkeit war, und die zwar auf einige Zeit die Geſichter aufheiterte: aber doch in ihren Folgen nicht von der Art war, um die von Sloßberg entflohene Freude wieder bleibend dahin zurück zuführen.

Als die beyden Mädchen an einem ſchönen ſommerhellen Wintertage von einer Nachmittagspromenade zurückkamen, begegneten ſie Chriſtjan im Dorfe, der auf Befehl des Oberſten ſie aufſuchen ſollte, um ihnen zu ſagen, daß ſie ſich ungeſäumt nach Hauſe verfügen möchten. Die Neugierde verdoppelte ihre Schritte; ſchnell flogen ſie die Treppe hinan und traten mit Haſt ins Zimmer. Hier fanden ſie den Oberſten mit einem Fremden, der ein langer, wohlausſehender Mann, dem Anſehn nach, von ohngefähr vierzig Jahren war. Die Schönen machten ihm ihren Knix, den er — aber durch Nichts erwiederte. Stillſchweigend, mit einer Art zärtlicher Ungewißheit, heftete er ſeine Augen abwechſelnd bald auf Leonoren, bald auf Sophien. Am Ende weilte ſein Blick auf der Letz-

tern. Der Oberste, der dieses Schauspiels ein Wenig genießen wollte, nahm erst nach einigen Minuten das Wort: „hier,“ indem er auf Leonoren zeigte, „das ist meine Tochter, und diese“ .... und — ehe er vollenden konnte, kürzte der Fremde auf Sophien los, schloß sie mit Inbrunst in seine Arme und nannte sie einmal übers andre seine liebe — — „was denn?“ — was? — Erlauben Sie, liebe Leser, daß wir Ihnen einmal das Verdienst lassen, es selbst aufzufinden, was Sophie dem fremden Herrn war! Das wird Ihnen nicht fehlen können, wenn Sie eine kurze Nachricht von demselben erhalten haben.

Zwey und sechzigstes Kapitel.

Des Verfassers Leyer klimpert ein altes Liedchen mit neuen Variationen.

Der Baron von Silberthal, so hies der Fremde, stammte aus einer alten Familie in den Rheingegenden. Durch einen unglücklichen Prozeß und durch die Verheerungen des Krieges,

war er um sein ganzes väterliches Erbtheil gekommen, und seine Aeltern hinterließen ihn bey ihrem Ableben als eine hülflose, unmündige Waise. Sein gutes Glück wollte indeß, daß der einzige Bruder seines Vaters, welcher im **** schen auf seinen Güthern lebte, ob er schon selbst einen Sohn und eine Tochter hatte, sich seiner annahm, ihn zu sich kommen und so sorgfältig als seine eigne Kinder erziehen lies. Da der junge Mensch Neigung zum Studieren zeigte; so ließ ihn der redliche Oheim, als er achtzehn Jahr alt war, auf die Universität gehen.

Baron Silberthal war bey einem vortheilhaften Aeussern, ein sehr einnehmender junger Mann, der an Fleiß, sich in jedem Fach geschickt zu machen, nicht ermangelte. Er erwarb sich die Gunst eines gewissen Erbprinzen, welcher mit ihm zugleich studirte. Dieser nahm ihn, nachdem Beyde zu einer Zeit ihre Studien vollendet hatten, mit sich an seinen Hof, und empfahl ihm dem regierenden Fürsten, seinem Vater, so angelegentlich, daß der Baron sich bald in einer ansehnlichen Bedienung sah.

Da er es für Pflicht hielt, sich seinem großmüthigen Oheim, diesem zweyten Vater, in dem

glücklichen Zustande zu zeigen, den er ihm größtentheils verdankte, um durch den Anblick des guten Erfolgs seiner Wohlthaten, ihn den Lohn dafür einärndten zu lassen; so erbat er sich auf einige Monath Urlaub und reis'te ins ****sche Sein Onkel empfieng ihn mit herzlicher Freude. — Er war hier einige Wochen gewesen, als die in dem ersten Augenblick gemachte Bemerkung, daß seine Kusine in der Zeit, da er sie nicht gesehen, ein sehr schönes, in aller Art liebenswürdiges Mädchen geworden sey, so lebhafte Folgen in ihm hervorzubringen began, daß er das, was in ihm vorgieng, nicht mehr in seinem Innersten verschlossen zu halten vermochte. Bey dem vertraulichen Fuße, auf welchem Kusin und Kusine von Jugend auf mit einander gestanden hatten, überwand der Baron eine in dergleichen Fällen so gewöhnliche Blödigkeit eher, als er in Ansehung eines andern Mädchens derselben Meister geworden seyn würde.

Er entdekte ihr auf einem Spaziergange das, was er für sie fühlte. Die schöne Muhme zeigte sich gar nicht abgeneigt, der Zuneigung gegen den Vetter, auch noch eine andere Art Wohlwollen zuzugesellen, und die jungen Leute

chen schieden nicht eher, als nachdem sie sich eine ewige Liebe beschworen und diese Zusage mit unzähligen Küssen versiegelt hatten. Der Vater des Fräulein merkte bald, was zwischen Tochter und Neffen vorgieng. Da er diesen fast wie seinen eignen Sohn liebte, und derselbe, ob er wohl kein ererbtes Vermögen hatte, doch in einer ansehnlichen Bedienung und unter einer Protektion stand; die ihm gutes Glück für die Zukunft versprach: so fand er an dem Schwiegersohne nichts auszusetzen, und beschloß daher den jungen Liebenden kein Hinderniß in den Weg zu legen. Als er bey seinem Neffen einige Furchtsamkeit wahrnahm, sich ihm zu entdecken, brachte er es demselben so nahe, daß er ihm endlich sein Geheimniß entriß; worauf er ihn dann auch nicht trostlos von sich ließ.

Nun war den Liebenden der Himmel voller Geigen. Sie betrachteten sich schon als ein Ehepaar, als plötzlich der alte, würdige Baron vom Schlage befallen wurde und an dessen Folgen den Tag darauf verstarb.

Als die erste Zeit der allgemeinen Bestürzung und der Verwirrung ein Wenig vorüber war, und die verwittwete Baronin die beyden Liebesleute

einsmals in einer Laube gar traulich beysammander fand, erklärte sie sich: daß es für ihre Tochter zwar recht viel Ehre sey, daß der Herr Vetter so viel auf sie halte; daß sie aber doch, um böser Zungen willen, die dem Rufe eines Mädchens bald was anhängen könnten, bitten müßte, mit dem Fräulein auf einen weniger vertraulichen Fuß umzugehen. „Ich weis zwar," setzte sie hinzu, „daß mein seeliger Mann, der, wie es die Art der Männer ist, über solche vermeinte Kleinigkeiten sich wegsetzte, dieses bisher gestattet hat; allein, da ich hierinn mehr Einsehen habe und die mir gebührende mütterliche Gewalt nicht mehr eingeschränkt ist, kann ich das nicht länger dulden, und ich wiederhole daher meine Bitte, auf die Sie, wie ich hoffe, nicht unterlassen werden Rücksicht zu nehmen." — Nach Endigung dieser Worte befahl sie ihrer Tochter, ihr zu folgen, und entfernte sich mit derselben, ohne dem Baron Zeit zu lassen, sich von seiner Bestürzung zu erholen und ihr Vorstellungen zu machen.

Um den Grund zu diesem Benehmen einzusehen, darf ich den Lesern nicht verschweigen, was für eine Art Dame, die Frau Baronin war. —

Der Hauptzug ihres Karakters war Hochmuth, welcher in Kollisionsfällen, mit einer starken Portion Geitz in einem harten Streite um das Prädominium lag. Die letztere Hauptpassion hatte es sie schon sehr übel empfinden lassen, daß ihr verstorbner Gemahl so viel Kosten auf die Erziehung seines Neffen verwendete. Allein, da derselbe die seltne Geschicklichkeit besaß, ohne eben den Tyrannen zu machen, die Herrschaft im Hause zu behaupten; so durfte sie darüber zwar nichts auslassen, aber in ihrem Herzen wurzelte gegen den jungen Silberthal Spinnefeindschaft. Ihr Hochmuth vernahm es eben so übel, daß ihr Gemahl ihre Tochter — ein so reiches Mädchen! — einem unbemittelten Hofrath geben wollte; aber aus der angeführten Ursach konnte sie einmal dawider nichts thun. Jetzt, als sie, besonders da das meiste Vermögen von ihr herkam, allein über ihre Kinder zu befehlen hatte, traf sie, wie wir gesehen haben, die förderlichsten Anstalten ein Band zu trennen, das ihr einer Mesaillance nicht unähnlich sah, indem sie ihre Tochter wenigstens einem reichen Grafen bestimmte.

Der Baron unterlies nicht, ihr auf eine ehrerbietige Art Vorstellungen zu machen und sich auf

des verstorbenen Onkels gegebne Einwilligung zu seiner Verbindung mit dem Fräulein zu berufen. Er bat, er flehte: Alles umsonst! In einem decidirten Ton verbot sie ihm, je wieder in dieser Absicht an ihre Tochter zu denken, und gab ihm sogar nicht unbeutlich zu verstehen, daß es ihr angenehm seyn würde, wenn er sich sobald als möglich zur Abreise bequemen möchte, und als er in den ersten Tagen keine Anstalt dazu machte, weil sein Herz in die Trennung von seinem geliebten Mädchen nicht willigen wollte; so befahl sie ihm mit dürren Worten, ihr Haus zu verlassen —

Nun mußte der Baron sich freylich zur Abreise anschicken. Die beyden Liebenden waren ausser sich. Er lief den ganzen Tag mit der Flinte auf dem Rücken in den Wäldern umher, und das Fräulein befand sich unpäßlich auf ihrem Zimmer. Sie hätten so sehr gewünscht, sich noch einmal ohne Zeugen zu sprechen, aber die Mutter bewachte sie mit Argusaugen. Endlich rückte der Tag vor der Abfarth des Barons heran. Nun schien es ihm platterdings unmöglich, den Ort, wo er so glücklich gewesen war, zu verlassen, ohne die Geliebte seines Herzens

noch einmal gesehen zu haben. Er beschloß das äusserste zu wagen. Die Person, welche seiner Kusine zur Aufwartung bestimmt war, war deren Kinderfrau gewesen. Sie war zwar der Mutter sehr ergeben; aber sie liebte auch ihre Gebieterin mit einer grossen Zärtlichkeit. — Diese auf seine Seite zu bringen, versuchte Silberthal, und es gelang ihm, theils durch die Vorstellung, daß ihr Fräulein sich todt grämen werde, wenn sie ihn nicht noch einmal sehen sollte, und theils durch klingende Beweggründe, welchen selten eine Subrette widersteht.

Des Fräuleins Zimmer welches sich im ersten Stockwerk befand, war nicht anders beyzukommen, als durchs Fenster, weil man, um auf dem gewöhnlichen Wege zu demselben zu gelangen, durch der Mutter Wohnzimmer mußte, welches diese des Nachts verschloß und bey Tage fast nie verlies. Die Duegna verschafte Wäschleinen, woraus der Baron eine Strickleiter verfertigte, welche jene dem Fräulein mit der Nachricht von der zu hoffenden Visite überbrachte, um selbige, wenn Alles im Hause zur Ruhe seyn würde, aus dem Fenster zu lassen. Beyde Liebende erwarteten hierauf mit Sehnsucht den Au-

genblick des Wiederſehens, ohne daran zu denken, daß der der Trennung unmittelbar an denſelben grenzte.

Bald nach dem Abendeſſen, wobey das Fräulein nicht gegenwärtig war, ſagte der Baron der Frau von Silberthal gute Nacht, unter dem Vorwande einiger Vorkehrungen zur morgenden Abreiſe. Kurz vor zehn Uhr, da man gewöhnlich das Haus ſchloß, ſchlich er ſich hinaus, und erwartete nun in einiger Entfernung, bis Alles zur Ruhe ſeyn würde. Um eilf Uhr ſah er im ganzen Hauſe kein einziges Licht mehr, und nachdem er zur Vorſicht noch eine halbe Stunde gezögert hatte, ſchlich er unter das Fenſter, wo die Liebe ihm winkte. Er fand die Strickleiter der Abrede gemäß und ſah ſein Mädchen oben im Fenſter ſchimmern. Er ſtieg raſch hinan und gelangte glücklich in des Fräuleins Arme.

Das war eine Scene! Die Wonne des Wiederſehens, lies erſt lange keinem andern Gedanken Raum. Endlich kam man aber doch auf ſeine Angelegenheiten. Nun giengs an ein Klagen über das Schickſal, das ſie trennte. Thränen und Seufzer wechſelten mit Küſſen und Schwüren ewiger Liebe und ewiger Beſtändigkeit. Man

ward immer wärmer. Lippe auf Lippe geheftet, hielten sie sich fest umarmt. Der Mond, der nach Mitternacht aufgieng, beleuchtete diese Stellung. Er verrieth dem verliebten Baron einige Nachläſſigkeiten, welche sich in der Schönen Anzug eingeschlichen hatten. Er sah das braune Auge seines Mädchens schmachten und ihren weiſſen vollen Busen mit verstärktem Ungestüm wogen. Er gerieth auſſer sich. Zwar erwachte noch in ihm die Stimme der Ehre und der Rechtschaffenheit; allein der Gedanke an seine rechtmäſige Anwartschaft auf diese Schätze und der Vorsatz, die Geliebte nie anders, als wie seine Gattin anzusehen, warfen bald den schwachen Damm übern Haufen, den die Grundsätze des rechtschafnen Mannes seiner Sinnlichkeit entgegensetzten.

Von Seiten des Fräuleins, war der Widerstand nur schwach und von kurzer Dauer; oder vielmehr — da der Sturm der Leidenschaft der Vernunft das Steuer entrissen hatte, — sie widerstand nur unwillkührlich. Mit einem Worte, der Baron siegte über das, was das Frauenzimmer ausschlieſſungsweise, seine Tugend nennt. Die beyden Liebenden schwammen nun gleichsam

in einem Meere von Entzückungen. Sie vergaßen Alles um sich her. Sie hielten noch immer für Mondschein, was schon der Anbruch des Tages war. Endlich verrieth ihnen das Zwitschern der Vögel in den nahen Linden den Irrthum und setzte sie nicht wenig in Schrecken. Es mußte nun augenblicklich geschieden seyn, damit der glückliche Liebhaber wo möglich, noch ungesehen den Rückweg machen könnte. Diese Eile des Abschiedes nebst der Furcht entdeckt zu werden, verminderte um ein gutes Theil die Bitterkeit des Scheidens. Noch eine Umarmung, als wollten sie sich nie wieder trennen, und — der Baron entriß sich mit Gewalt den süssen Fesseln und eilte die Strickleiter.

Er kam glücklich und ungesehen hinunter. So lange der erst dämmernde Tag ihnen verstattete, sich zu sehen, unterhielten sie sich noch durch Zeichen. Als bald darauf das Haus geöfnet wurde, schlich sich der Baron hinein und auf sein Zimmer, wo er in großer Bewegung einpackte und sich ankleidete. Gleich nach eingenommenen Frühstück verlies er den Ort, wo er aus dem von der Liebe ihm dargereichten Becher der Wollust, sich noch zuletzt berauscht hatte

nicht ganz ohne Gewissensbisse und nicht ohne Unruhe über die möglichen Folgen der in dem Schooße seines Mädchens genossenen süssen Augenblicke. — Von der Bangigkeit und von der Herzensangst, worin das Fräulein seit dieser Nacht ihre Tage zubrachte, und von den Vorwürfen, womit sie sich unabläßig wegen ihrer Schwäche überhäufte, schwieg' ich. —

Durch Beyhülfe der Subrette wurde nun ein Briefwechsel zwischen den beyden Liebenden in Gang gebracht. Die ersten Briefe des Fräuleins an den Baron enthielten manchen Vorwurf und nicht wenig Klagen. Am Ende gelang es ihm doch, sie gänzlich in den Ton der Zärtlichkeit zurückzubringen. Dieser blieb zwar immer der herrschende; aber nach einiger Zeit wurden ihre Briefe doch wieder sehr kläglich, ohne daß sie, obschon der Baron sie auf das zärtlichste darum anlag, zu bewegen war, sich über die Veranlassung dazu zu erklären.

Dieser Briefwechsel hatte ein Jahr lang ununterbrochen gedauert, als er auf einmal von Seiten des Fräuleins eingestellt wurde. Der Baron schrieb zweymal umsonst, endlich erhielt er ein Schreiben von unbekannter Hand, worin

ihm im Namen der gedachten Kammerfrau gemeldet wurde, daß sie von ihrer Herrschaft Befehl habe, keinen Brief mehr von ihm anzunehmen, und daß sie sich genöthigt sähe, alle diejenigen, welche er künftig schreiben möchte, unerbrochen zurückzusenden. Man rieth ihm, um seiner und um des Fräuleins Ruhe willen, nicht nach der Ursach zu forschen. — Einen Brief, den er doch noch abgehen ließ, erhielt er wirklich ungesiegelt zurück.

Da der Baron in der dortigen Gegend keine Korrespondenz hatte; so blieb er einige Jahre in der Ungewißheit. Endlich erfuhr er von einem Landsmanne, welcher durch seinen Ort reis'te, daß Fräulein von Silberthal seit länger als zwey Jahren an einen reichen Grafen verheyrathet sey, welchen ihre Mutter ihr zum Gemahl aufgezwungen habe, und daß sie sich mit demselben auf dessen Gütern in S... aufhalte. Nun konnte der Baron sich so ziemlich alles erklären. Weit entfernt indeß, die ihm entrissene Geliebte der Untreue zu beschuldigen, vertheidigte er sie sogar bey sich selbst, in der Ueberzeugung, daß sie bloß als ein Opfer des Hochmuths ihrer fühllosen Mutter, ihre Hand vergeben habe

be und bedauerte herzlich ihr Schicksal. Er gelobte ihr in seinem Herzen, nie der Gatte eines andern Weibes zu werden und hielt dieses Gelübd, das so oft gebrochen wird.

Drey und sechzigstes Kapitel.

Nach der Melodie: „Freut euch des Lebens" ꝛc.

Nach Verlauf von ohngefähr funfzehn Jahren, las der Baron Silberthal einsmals in der Zeitung, daß eine Gräfin M. . . geborne Baronin von Silberthal, den Tod ihres Mannes, den Freunden und Verwandten notificirte. Die Uebereinstimmung des Taufnamens so wie des Familiennamens, lies ihn keinen Augenblick zweifeln, daß die Wittbe, welche diese Anzeige hatte einrücken lassen, seine ihm geraubte Geliebte sey. Alte Liebe rostet nicht, sagt man. Der Entschluß, nach S. . . zu reisen und sie zu besuchen, um sie — zu trösten, stand bald fest und wurd' unverzüglich ausgeführt.

Er legte sich vor der Hand in einem von dem Landsitze der Gräfin wenig entfernten Städtchen auf Kundschaft. Alles, was er in Ansehung derselben vernahm, war von der Art, um eine durch die Hofnung wieder erweckte Neigung mit neuem Feuer zu beleben. Jederman rühmte die Schönheit der jungen Wittbe, die damals nicht über vier und dreyßig Jahr alt war. Jederman kam darinn überein, sie habe das Leb eines exemplarischen Betragens während einer Ehe zu geben, in welcher sie gar nicht glücklich gewesen war, da man ihren verstorbnen Gemahl allgemein als einen brutalen Menschen schilderte. Sie hatte keine Kinder gehabt, und der Graf, vielleicht, um das ihr verursachte Leiden zu vergüten, hatte sie zur Erbin seines ganzen, sehr beträchtlichen Allodialvermögens eingesetzt. — Was ihm auch besonders freute, war, zu vernehmen, daß die alte Baronin, die Mutter der Wittbe, verstorben und diese daher einzige Gebieterin über ihre Person sey.

Er beschloß nun, von verliebter Sehnsucht getrieben, die abgerissene Verbindung wieder anzuknüpfen. Um seiner Ungeduld ein leichter Spiel zu machen und ihr nicht Zeit zu lassen,

ſich hinter das Ceremoniel zu verſtecken, welche der einer Wittbe vorgeſchriebne Wohlſtand und gewiſſe andre Rückſichten und weibliche Bedenklichkeiten zu beobachten, ſie bewegen konnten, fand er fürs Beſte, ſie zu überraſchen. — Eines Morgens fuhr er alſo nach der Gräfin Landſitz und ließ ſich unter einem angenommenen Namen, als ein Landsmann bey ihr melden. Er ward angenommen. —

Ich verſuche nicht, die Regungen zu ſchildern, welche die Gräfin empfand, als ſie in dem vorgeblichen Fremden, den ihrem Herzen immer noch ſo werthen Baron, ſogleich erkannte. Er warf ſich ihr zu Füſſen und ſchwor, nicht eher aufzuſtehen, als bis er aus ihrem Munde vernommen, wie ſie gegen ihn geſinnt wäre. Sie hob ihn zärtlich auf und geſtand ihm, daß ſein Bild nie aus ihrem Herzen gewichen ſey, und daß, wenn er ihr nicht zuvorgekommen wäre, ſie ihm aus einem noch wichtigern Grunde, als dem Intereſſe ihrer Neigung, nach Verlauf des Witbenjahres, ihre Hand würde ſelbſt angeboten haben. — Theils, um ſich wegen ihres vormaligen Betragens zu rechtfertigen; theils, um dem Baron ein Geheimniß mitzutheilen, das ſie ihm

nun nicht länger vorenthalten wollte, zögerte sie nicht, ihm von dem, was seit ihrer Trennung mit ihr sich zugetragen hatte, Nachricht zu ertheilen. Wir wollen ihre Erzehlung hier im Auszug liefern.

Die Ursach, warum ihre letztern Briefe an den Baron, in einem so kläglichen Ton abgefaßt gewesen, war keine andre, als die Entdeckung, daß die dem Geliebten bey jener nächtlichen Zusammenkunft verstatteten Gunstbezeugungen Folgen hatten, die sie mit dem Verlust ihres guten Namens und mit dem schrecklichsten Zorne ihrer Mutter bedrohten. Eine gewisse Schaamhaftigkeit erlaubte ihr nicht dem Baron den Zustand zu entdecken, worinn er sie versetzt hatte. Nachdem sie lange genug in der Stille gelitten, und sich mit den fürchterlichsten Vorstellungen herumgetragen hatte, sah sie endlich keinen andern Ausweg, als sich ihrer alten Zofe, der Vertrauten jenes nächtlichen Besuchs, zu offenbaren und sich bey ihr Raths zu erholen. Diese erschrak höchlich über eine solche Mittheilung. Ihr eigenes Interesse sowohl, als die Liebe für ihre junge Herrschaft, nöthigte sie indeß, auf Hülfsmittel wider das Uebel zu denken.

Die Berechnung, wenn der kleine Verräther des Genusses, der einem Mädchen verbotenen Frucht, zur Welt kommen sollte, kostete eben nicht viel Kopfbrechens, weil man über die Zeit der Konzeption nicht zweifelhaft war, und man zu der niedergekommten Nacht nur addiren durfte. Zufolge dieses unfehlbaren Kalkuls, hatte das Fräulein nur noch zwey Monath bis zu ihrer Entbindung. Es war ein groſses Glück, daſs zu der Zeit eben die Poschen und die Bussanten Mode waren, wodurch ihr die Verheimlichung ihres Zustandes sehr erleichtert wurde. Die Vertraute sprach ihr immer Muth ein, ob sie schon selbst noch nicht wuſste, wie Alles anzustellen sey, damit die Sache unentdeckt bliebe. Das Kind, wenn es einmal zur Welt war, in Sicherheit zu bringen, dafür wuſste sie Rath; aber — wie man alles Vorhergehende der Mutter verbergen wolle, das muſste gröſstentheils dem Zufall und der klugen Benutzung der zufälligen Umstände überlassen werden.

Wenn indeſs eine Sache gut gehen soll, muſs sich Alles dazu schicken. Der Zehltritt des Fräuleins von Silberthal war einmal bestimmt, hinter dem Vorhange zu bleiben: es muſste also Al-

les dazu beytragen. Nicht genug, daß, um ihr behülflich zu seyn ihre ungewöhnliche Korpulenz zu verbergen, eine Dame, die hochbüstig war, die Poschen und eine Andre, die sich vielleicht in derselben Verlegenheit, als das Fräulein, befand, die Buffanten en voque hatte bringen müssen; sondern, es trug sich auch der sehr glückliche Zufall zu, daß die alte Baronin vier Wochen vor dem ausgerechneten Entbindungstermin sehr krank wurde. Diese Krankheit zur rechten Zeit, machte es dem Fräulein leicht, sich ebenfalls krank zu stellen, weil sie nun von den forschenden Besuchen der Mutter gesichert war. So lief Alles nach Wunsch ab. Die Niederkunft erfolgte auf den Tag, da man sie erwartet hatte. Alles gieng auf das geheimste und auf die glücklichste Art von der Welt, von statten. Am andern Tage konnte die Wöchnerin schon ohne Beschwerde ausser dem Bette bleiben. In vierzehn Tagen, hatte sie schon wieder ein so blühendes Ansehen, daß auch der beste Kenner dadurch hätte hintergangen werden können, sie für eine noch unberührte Rose zu halten.

Das Kind hatte die treue Duegna unmittelbar nach der Geburt an eine ihrer Schwestern

übergeben, welche eben auch einen Säugling an der Bruſt hatte, und die abgeredetermaaßen aus ihrer Heymath hierher gekommen war, um das Neugebohrne in Empfang zu nehmen. Dieſe beförderte das kleine Mädchen — das war es, dieſes Kind der Liebe — nach einer zehn Meilen davon entlegnen Stadt und ſetzte es im dortigen Findelhauſe ab. Was weiter mit der Kleinen vorgegangen, belieben die Leſer nur unter der Rubrik Sophie nachzuleſen.

Kaum war das Fräulein von dieſer drückenden Laſt befreyt, als ein andres Ungewitter über ihr zuſammenzog, dem ſie aber nicht ſo gut entgieng, als den ſonſt ſo gewöhnlichen Folgen des unbefugten Mutterwerdens. — Die Baronin genaß faſt mit ihrer Tochter zugleich. Bald nach ihrer Wiederherſtellung beſchloß ſie, mit dem Fräulein eine Reiſe nach der Reſidenz zu machen, um dort dieſelbe unter die Haube zu bringen. Da geſchah es nun, daß ſie das Unglück hatte, auf das Herz des Grafen M... Eindruck zu machen. Dieſer, ohne ſich ſehr darum zu bekümmern, ob auch die Geliebte ſeinen Wünſchen beyſtimmen möchte, wendete ſich alsbald an die Mutter, und als ein reicher Graf, hatte er

nicht die geringste Mühe ihr Jawort zu erhalten.

Die Baronin schob es nicht auf, der Tochter in Beyseyn des Grafen von dieser Vergebung ihrer Hand Nachricht zu ertheilen. Das arme Fräulein kam einer Ohnmacht nahe, und ihr Stillschweigen, eine Folge ihres Zustandes, wurde von dem brutalen Liebhaber für eine Erklärung ihrer Einwilligung angenommen. Als er auf die Bitte der Mutter, welche ihre Tochter selbst sehr übel fand, sich für dasmal bald entfernte, versicherte er, daß er als der glücklichste Sterbliche weggehe.

Sobald das unglückliche Fräulein der Sprache wieder mächtig ward, warf sie sich der Baronin zu Füssen und beschwor sie auf die rührendste Weise, sie doch nicht durch eine so schreckliche Bestimmung, als die es sey, die Gattin des Grafen M... zu werden, im höchsten Grade elend zu machen. Die Mutter, anstatt sich erweichen zu lassen, gebot ihr mit Härte Stillschweigen und Gehorsam. Dennoch liess das Fräulein es bey diesem Versuche nicht bewenden. Sie machte deren noch verschiedene, um das ihr drohende Schicksal von sich abzuwenden; allein ihr Bitten

ihr Flehen, ihre Thränen, Alles war umsonst. Die fühllose Varenin blieb unerbittlich. Der Tag der Vermählung wurde angesetzt und erschien endlich. Unter den fürchterlichsten Drohungen ward das arme, sich weigernde Schlachtopfer von der Mutter selbst zum Altar geschleppt, wo sie ein Gelübd schwören mußte, dem ihr Herz schnurstracks widersprach.

Je größer der Widerwille gewesen war, mit welchem sie dem Grafen ihre Hand gegeben hatte; um so rühmlicher war das Betragen, welches sie beobachtete, sobald sie dessen Gattin war. Sie verschloß ihren Gram in ihr Innerstes und lebte ganz der Pflicht einer guten Frau. Das erste Opfer, welches sie derselben brachte, war die Aufhebung des Briefwechsels mit dem Baron, dem sie aus Ursachen, die man leicht einsehen kann, ihre Verheyrathung so lange als möglich geheim zu halten wünschte. Ehe sie mit ihrem Gemahl auf dessen Güther nach S... reis'te, sandte sie ihre Getreue heimlich nach dem Finsterhause, um unter der Hand Erkundigung von ihrem Kinde einzuziehen. Die angenehme Nachricht, daß die Kleine von dem wohlthätigen Ehrlichheim aufgenommen worden sey, trug vieles

dazu bey, ihre Standhaftigkeit bey so manchem Leiden ihres Ehestandes zu unterstützen. Sie war anfänglich Willens gewesen, dem Baron von dem Daseyn einer Frucht ihrer Liebe, Nachricht zu geben, da sie aber bey der nicht allzustarken Gesundheit ihres Gemahls, der überdies dem Bachus fleissig opferte, erwarten konnte, daß sie in dieser traurigen Ehe nicht alt werden würde, und sie dann ihre Tochter so gut versorgt wußte; so verschob sie jene Entdeckung bis zu einem Zeitpunkt, den sie näher glaubte, als er wirklich war.

Das wäre so das Wesentlichste von demjenigen, was die Gräfin dem Baron mittheilte. Dieser fühlte sich nun doppelt glücklich in dem ihm so neuem Gefühl, Vater — und zwar sogleich Vater einer erwachsenen Tochter zu seyn. Er lag die Gräfin nun aus einem zweyfachen Beweggrund an, ihr beyderseitiges Glück um eines eitlen Wohlstandes halben, nicht länger zu verschieben. Die Vorstellung, daß sie ihre Tochter nicht eher mit Anstand in ihre Arme schliessen könnten, als bis sie sich vermählt hätten, gab endlich dem Entschlusse der Gräfin den Ausschlag. Sie liess sich ihren lieben Baron ganz in der Stil-

ſie antrauen und reiſ'te darauf mit demſelben auf ein Guth, von welchem ſie nach dem Tode ihrer Mutter Beſitzerin war. Sobald ſie daſelbſt angelangt waren, nahm der Baron immittelbar ſeinen Weg zu dem braven Ehrlichheim, wo wir denn von ſeiner Ankunft ſchon gehört haben.

Vier und ſechzigſtes Kapitel.

Auch das Rundmannſche Ehepaar kommt wieder zum Vorſchein.

So war denn das arme Findelkind Sophie auf einmal ein gnädiges Fräulein und die Tochter vornehmer und reicher Aeltern geworden. Ich ſage, **reicher Aeltern**: denn ihr Vater war dermalen ſowohl als die Mutter. — Nachdem ſein Protektor, der Erbprinz, zur Regierung gekommen war, hatte er ſich ſchnell bis zum Präſidenten empor geſchwungen, und des Fürſten Freygebigkeit machte ihn auch bald zum bemittelten Manne. Und ſelbſt dabey lies es ſein Schickſal, das ſich wieder völlig mit ihm ausgeſöhnt hatte, nicht bewenden. Derjenige, an welchen

sein Vater jenen Prozeß verlohren hatte, der ihn um sein ganzes Vermögen brachte, starb unbeerbt und hatte, als er schon auf dem Sterbebette lag, den sehr billigen Einfall, den Baron, mit welchem er überdies weitläuftig verwandt war, zum Universalerben seines sehr großen Vermögens einzusetzen; wodurch derselbe ein steinreicher Mann wurde.

Die reizende Sophie schmeckte in seiner ganzen Fülle das so längst gewünschte und so lang entbehrte Glück, einen Vater und eine Mutter zu haben. Daß ihre Aeltern vornehm und reich waren, daran dachte sie am wenigsten, und wir sind von diesem vortreflichen Mädchen ganz überzeugt, daß sie den Vaternamen mit eben solcher Wonne würde ausgesprochen haben, wenn auch ein Taglöhner sich als den Urheber ihres Lebens legitimirt hätte. Man kann sich keine zärtlichere Tochter denken, als unsere Sophie es war. Dabey vernachlässigte sie aber keineswegs ihren würdigen Pflegvater, den edlen Ehrlichheim, der, wenn man es richtig nimmt, noch mehr, als ihr rechter Vater für sie gethan hatte. Ihr Herz war, so zu sagen, zwischen Beyden getheilt. Auch die Freundschaft gegen

Leonoren durfte durch das ihr so neue Gefühl der kindlichen Liebe, nichts verliehren. Sie wußte alle zu befriedigen. Ihr Glück hatte die Gesichter ihrer Freunde wieder aufgeheitert, und selbst Leonore schien es auf einige Zeit vergessen zu haben, daß sie nicht glücklich war.

Der Oberste konnte sich das Vergnügen nicht versagen, den Hochmuth seiner theuern Schwester, der Madam Rundmann, von Sophiens Glück im Triumph aufführen zu lassen. Diese Genugthuung wollte er dem guten Mädchen für alle Demüthigungen geben, welche sie so vielfältig von dieser Dame mit bewundernswerther Sanftmuth erduldet hatte. Auf sein Veranstalten, war die mit Sophien sich ereignete Verändrung ausser den Schloßmauern noch ein Geheimniß. Den zweyten Tag nach des Barons Ankunft, der ein Sonntag war, lies der Oberste dann die Rundmannsche Familie aufs Schloß einladen. Sophie mußte sich aufs prächtig sie ankleiden und einen kostbaren Schmuck anlegen, welchen ihr Vater ihr mitgebracht hatte. — Schon dieser elegante Putz machte bey der Frau Magistern eine lebhafte Sensation, auch verwieß sie es ihren Zutrittsdamen in ihrem Her-

gen, daß ſie ſie nicht von der Anweſenheit des fremden Herrn benachrichtigt hatten, welchen ſie hier antraf. Als aber der Oberſte beym Setzen Sophien die Oberſtelle über ſeine Schweſter einnehmen lies, welches das demüthige Mädchen auf ausdrückliche Anordnung ihres Pflegevaters geſchehen laſſen mußte, ſchwoll Madam Rundmann der Kamm auſſerordentlich. Hätte die Gegenwart des Barons ihrem Unwillen nicht einen Kapzaum angelegt, ſie hätte ihn gewiß auf der Stelle ausbrechen laſſen. Indeß blieb ſie doch nicht ſoviel Herr über ſich, daß ihre Blicke nicht zu Verräthern ihres Innern geworden wären. Ihre Augen rollten recht fürchterlich auf ihrem Bruder und auf Sophien herum. —

Nachdem der Oberſte ſie eine Weile den Regungen ihres Grimmes zum Raube gelaſſen, ſtellte er ihr dann den Baron als Sophiens Vater vor; indem er dieſe verſpätete Eröfnung damit entſchuldigte, daß er ſie, bekannt mit der herzlichen Theilnahme, welche ſie ſtets dieſem lieben Mädchen gezeigt habe, mit einer ſo angenehmen Neuigkeit recht hätte überraſchen wollen. Das war ja wohl Perſiflage! — Es wür-

de schwer fallen, den Zustand zu schildern, worein die Frau Magistern durch diese Nachricht versetzt wurde. Alle ihre uns bekannten Eigenschaften, spielten nach der Reihe ihre Rolle. Neid und Mißgunst, hatten sehr viel zu sprechen, und zuletzt blieb der Haß, mit welchem sie so gern diejenigen belegte, die sie glücklicher als sich selbst hielt, allein auf der Bühne. Es kostete ihr eine unverkennbare Gewalt, um etwas hervorzubringen, das einem Glückwunsche ähnlich sah, und es war einmal der seltne Fall, daß ihr Kundmännchen ihr durch eine gar wohlgesetzte Gratulation aus der Noth helfen konnte. Da sie's am Ende nicht auszuhalten vermochte, die vormals von ihr so oft verächtlich behandelte Sophie über sich zu sehen, mußte ihr eine Uebelkeit zu Gebote stehen, die ihr zum Vorwande diente, sich bald nach dem Kaffee wegzubegeben, welches dem Herrn Magister, der im Vorbeygehen ein paar Fasanen hatte spicken sehen, und der seine theure Hälfte zu begleiten, nicht entübrigt seyn konnte, ganz und gar nicht gelegen war.

Sämtliche Freunde betrübten sich gar nicht über diesen Abschied. Sie konnten sich diesen

Abend nun recht ungestöhrt genießen: ein Genuß, der diesen guten Seelen, die sich so herzlich unter einander liebten, ausserordentlich kostbar war. Sie befanden sich immer auf einem Häufchen, und in ihrem kleinen Kreise gaben Traulichkeit und Vergnügen den Ton an. — Aber ach!

— „Hätten nur des armen Lebens Tage
Nicht Trennungen! — — — — —"

Auch unsern Freunden in Floßberg stand diese Prüfung bevor. — Der Baron, so wohl ihm hier war, konnte sich nicht entschliessen, seiner Gemahlin länger das Vergnügen zu entziehen, ihre Tochter zu umarmen. Gewissermaassen ungern, erklärte er also nach einem Aufenthalt von acht Tagen, daß er auf seine Rückreise zu denken, genöthiget sey. So herzlich man von Ehrlichheimscher Seite ein längeres Hierbleiben gewünscht hätte; so lies sich doch nicht wohl etwas wider die Gründe einwenden, welche den Baron bestimmten, seine Freunde zu verlassen.

Sophie befand sich in einem Mittelzustande zwischen freudigen Erwarten und zwischen Betrübniß; zwischen der Erwartung, eine Mutter kennen zu lernen, und zwischen der Betrübniß

niß, ſich von zwey Perſonen zu trennen, die ihr bisher die liebſten auf der Welt geweſen waren. — Leonore, die nicht für das, was ſie verliehren ſollte, den Erſatz vor ſich ſah, den ihre Freundin zu hoffen hatte, war ganz untröſtlich. Selbſt dem Oberſten wollte es gar nicht recht in den Kopf, daß ihm ſeine liebe Sophie entriſſen werden ſollte, und daß ſeine Tochter, dieſer ihr ſo werthen Geſellſchafterin beraubt, nun ihrem Mißmuthe gänzlich überlaſſen bleiben würde.

Wir wollen, um den gefühlvollen Theil unſrer Leſer zu ſchonen, die Scene des Abſchiedes, der auf allen Seiten äuſſerſt traurig war, nicht ſchildern. Genug, an dem zur Abfarth beſtimmten Tage, reiſ'te der Baron mit Sophien von dannen und ließen den Oberſten grämlich und Leonoren troſtlos auf ihrem einſamen Landſitze zurück.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Welches den Verfasser mit manchem Leser wieder aussöhnen wird.

Es ist endlich wohl Zeit, wieder zu dem armen Fahrmann zurück zukehren, den wir in einer Situation verlassen haben, welche gewiß als die schrecklichste anzusehen ist, worein derselbe gerathen konnte. — Man denke sich ihn mit seinem regen Ehrgefühl oder als einen Solchen, der von Jugend auf im weichem Schooße des Glücks gesessen hat; so mußte ihn auf einer Seite das Schändliche und auf der andern, das Schmerzhafte der Leibesstrafe, die man ihn bereitete, gleich fürchterlich seyn, gleich stark in Verzweiflung setzen. — Gewiß er verdient Mitleid! und was ihn desselben doppelt würdig macht, ist, daß er um einer edlen Handlung willen, in diesen grausamen Zustand gerieth: denn, edel war es ja wohl zu nennen, daß er, trotz der ihm bekannten Gefahr, welcher die Verlassung seines Postens ihm aussetzte, doch nicht unterlies,

der Pflicht der Menschlichkeit und der Stimme seines Herzens Gnüge zu thun! —

Wir sind überzeugt, daß das so herbe Mißgeschick unsers Freundes einem gewissen Theil unsrer Leser sehr zu Herzen gegangen ist. Diesen gefühlvollen Seelen danken wir im Namen unsers Helden für den gütigen Antheil, dessen Sie denselben gewürdigt haben, und zugleich freuen wir uns nicht wenig, daß wir im Stande sind, jene unangenehme Empfindung — die Folge der theilnehmenden Gutherzigkeit — in Freude zu verwandeln. Weg also, mit den so unbehaglichen Vorstellungen! Lassen Sie diese dem Vergnügen weichen, unsern Fahrmann gerettet zu sehen! — Wir wollen nun hören, wie das zugieng. —

Der Deus ex Machina, der zu seiner Rettung ins Mittel trat, war dasjenige Mädchen, welchem er einen so wichtigen Dienst mit Aufopferung seiner selbst erzeigt hatte. — Fama, die sonst so manchen dummen Streich macht; durch ihre Plauderhaftigkeit so manches Uebel in der Welt stiftet, brachte hier auch einmal was Gutes zuwege. Durch deren Zuthun erfuhr das Mädchen das Unglück, welches ihrem Erretter

bevorſtand. Das arme, dankbare Geſchöpf gerieth auſſer ſich, lief athemlos zu ihrer Mutter, welche immer noch nicht ganz wohl war, und erzehlte mit vielen Thränen, was ſie vernommen hatte. Dieſe, in der ein nicht minder erkenntliches Herz ſchlug, ſammelte flugs ihre erſchöpften Kräfte und eilte nebſt der Tochter nach des Kommandanten Hauſe, um ſich ihm zu Füſſen zu werfen und Gnade für den verurtheilten Gaston zu erflehen. Sie fanden dieſen Offizier nicht mehr, der ſich ſchon auf den Paradeplatz verfügt hatte. Eilend liefen ſie ihm nach und kamen eben in dem entſcheidenden Augenblick an, in welchem wir unſern Fahrmann am Schluß des ſechzigſten Kapitels verlaſſen haben.

Sie ſtürzten dem Kommandanten zu Füßen. „Gnade, für den Erretter meines Kindes!“ flehte die Mutter. „Erbarmen! Erbarmen, für den guten, jungen Soldaten, dem ich mein Leben verdanke!“ rief ſchluchzend die Tochter. Der Kommandant nebſt den Offizieren, die ihn umgaben, wurden bey dieſem Anblick nicht wenig frapirt. Das Mädchen benutzte den koſtbaren Augenblick. Sie erzehlte mit einer liebenswürdigen und rührenden Naivete den Vorgang, der ihr den Verurtheilten ſo

werth machte. — Wenn der General auch nur halb ein so guter Mann gewesen wäre, als er wirklich war; so hätte er durch die herzandringende Beredsamkeit einer achtzehnjährigen Schönheit gerührt werden müssen. Um so mehr machte die Rede des Mädchens bey seinem in der That menschenfreundlichen Herzen, Eindruck auf ihn!

Auf die Vorbitte des Hauptmanns unsers Fahrmanns, hatte derselbe schon beschlossen, ihm die Hälfte der zuerkannten Strafe zu schenken. Jetzt fand er sich zur gänzlichen Begnadigung geneigt. Nur erregten einige mit ihm groß gewordne militairische Vorurtheile von Nothwendigkeit der Strenge und abschreckender Beyspiele, noch ein Bedenken in ihm, welches seinem Herzen schon einen Zaum anzulegen began, als das Schicksal noch einen andern Vorsprecher herbey führte. —

Die für Fahrmann so besorgte Mutter und Tochter hatten in des Kommandanten Hause nicht unterlassen, dem neugierigen Hausgesinde ihr Anbringen in kurzen Worten mitzutheilen. Das Kammermädchen, dessen kleines Herz dadurch gerührt worden war, hinterbrachte das Gehörte ihrer Dame, einer recht weichen, gefühl-

vollen Seele, welche von ihrem Gemahl angebetet wurde. Sie interessirte sich sogleich für den jungen, edelmüthigen Soldaten von ganzem Herzen und beschloß, wo möglich dessen Retterin zu werden. Sie schrieb an den General einige Zeilen, mit welchen der Bediente sich ausser Athem laufen mußte und eben damit in dem kritischen Zeitpunkt ankam. Der Kommandant las:

„Mein Bester!

Wenn Du Deiner Lucie heut einen recht glücklichen Tag machen willst, welchs Du ja so gern thust; so verzeih dem jungen Soldaten, dessen edles Herz die Achtung aller Guten verdient. Ich schmeichle mich, daß Du mir meine Bitte nicht abschlagen wirst, welche mit Deiner schönen Seele so im Einverständniß ist. In Eile küßt Dich:

Deine Lucie von ***"

Nun war die Begnadigung unsers Fahrmanns entschieden. So verschiednen Angriffen auf sein Herz konnte der Kommandant nicht widerstehen. „Beruhigt Euch, meine Kinder," sagte er zu den zwischen Furcht und Hofnung schwebenden Supplikantinnen: „Eure Bitte ist gewährt!" — Darauf entwich er ihren Erkenntlichkeitsbezeu-

gungen und gab Befehl: Arreſtanten nach der Wache zurück zu bringen und ihm anzukündigen, daß er ihm, in Rückſicht ſeiner anderweitigen guten Aufführung und um der für ihn eingelegten Vorbitten willen, die Strafe ſchenken wolle. — Eine Stunde darauf, war Fahrmann auf freyen Fuße und begab ſich nach der Kaſerne, wo Fackmanns freudige Umarmung ihn faſt erſtickte.

Was in unſerm Fahrmann in dem Augenblick ſeiner ungehoften Errettung und kurz hernach vorgieng, wag' ich nicht mit Sicherheit zu beſtimmen. Ich ſtell mir ihn beynah in der Lage eines Menſchen vor, der aus einem ſchrecklichen Traume erwacht und ſich nicht gleich beſinnen kann, ob das, was ihm geträumt hat, Wirklichkeit oder Bild der Phantaſie war, und dann erſt nach und nach ſein Bewußtſeyn ſammelt, um ſich zu überzeugen, daß das Uebel, welches ihn ängſtigte, verſchwunden ſey. — Indeß blieben dieſe Begebenheit und die jählings abwechſelnden heftigen Gemüthserſchütterungen, nicht ohne üble Folgen auf die Geſundheit unſers Helden. Er verfiel in eine Art hitziges Fieber, und es hielt ſchwer ihm das Leben zu retten. Erſt nach Verlauf von drey Wochen ward er wieder hergeſtellt. —

Nun sind ja wohl die werthen Leser mit dem Verfasser zufrieden!

Sechs und sechzigstes Kapitel.

Enthält etwas Altes und etwas Neues? wie man's nimmt!

Sobald Fahrmann wieder ausgieng, trieb ihn sein dankbares Herz zu den beyden guten Frauenzimmern hin, welche sich für seine Befreyung von der schrecklichen Spiesruthenstrafe, so warm verwendet hatten. Da entstand nun ein recht rührender Streit, wer einander am meisten schuldig sey. Die Mutter nannte ihn den Erhalter ihrer lieben Röse; die Tochter dankte ihm für die Errettung aus den ehrenräuberischen Klauen eines Böswichts; Fahrmann betrachtete die für ihn eingelegte Vorbitte als einen weit wichtigern Dienst. — Wir wollen darüber nicht entscheiden, sondern es den guten Leutchen überlassen, sich deshalb zu vergleichen. — Von diesem Tage an, verstrich beynah keiner, daß unser Freund nicht bey der Wittbe vorsprach,

wo er allezeit herzlich willkommen war, und wir werden sogleich Gelegenheit erhalten, von diesen Besuchen Mehreres zu sagen.

Dem Kommandanten machte er zwar auch seine Danksagung bey einer Veranlassung, die derselbe ihm selbst gab: allein diese gieng ihm doch nicht so glatt, so warm vom Herzen, als er sonst für empfangenes Gute zu danken pflegte; weil er die Befreyung von der ihm zuerkannten Strafe mehr als eine Handlung einer ihm schuldigen Gerechtigkeit, als wie eine Wohlthat ansah. — Ueberhaupt hatte der ganze Vorgang ihm den Militairstand nur verhaßter gemacht. Das Schreckliche der Strafe, welcher er so nahe gewesen war, hatte einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn zurückgelassen, und der Gedanke, daß er bey aller möglichen Vorsicht, bey allem Bestreben, sich vor Vergehungen zu hüten, doch nie gesichert sey, nochmals an den Abgrund zu gerathen, an dessen Rande eine schützende Macht ihm noch die Retterhand gereicht hatte: raubte ihm für die ganze Dauer seiner dermaligen Laufbahn diejenige Ruhe des Gemüths, ohne welche der Mensch nie glücklich seyn kann. Die Furcht, auf diese oder jene Weise in ein neues Unglück

verwickelt zu werden, stand jeden Morgen mit ihm auf, und oft quälten ihn ängstliche Träume, während welchen er sich nicht selten in der furchtbaren Gasse befand. Der Wunsch, aus einer Lage befreyt zu werden, die auf allen Seiten so viel Unangenehmes für ihn hatte, ward immer reger in ihm, und er unterhielt sich darüber manche Stunde mit seinem Freund Hackmann, der des Soldatenlebens nicht minder überdrüssig war. Indeß blieb es vor der Hand bey bloßer Mittheilung ihres Mißvergnügens und ihrer Wünsche.

Was unsern Fahrmann auch nicht wenig beunruhigte, war die gänzliche Unwissenheit, in welcher er in Ansehung seiner Aeltern und der ihm so werthen Personen in Floßberg lebte; welche ihm durch die Unmöglichkeit sich aus derselben zu reißen, nur noch heftiger zu Herzen drang. Sein Kummer begleitete ihn auf allen Schritten. Zuweilen gieng er Stunden lang als ein Träumender umher. Nirgend sah er einen Ausweg, sich aus dem, ihm so lästigen Joche zu befreyen, noch seinen vielfältigen Wünschen Genüge zu leisten. Selbst der entzückende Frühling, welcher nun mit seinen mannigfachen Reitzen eingetreten war, vermehrte seine Unlust. Er nährte eine

verstärkte Sehnsucht nach Freyheit und nach Genuß in ihm, die immer unbefriedigt blieb.

Um seinem Mißmuthe zu entfliehen, welcher ihn gleich einer Furie verfolgte, gieng er auf wiederholtes Einladen der guten Wittbe, welche eine recht mütterliche Liebe zu ihm gefaßt hatte, denn zuweilen in deren Haus, besonders, wenn Dienstgeschäfte seinen Freund Sackmann von ihm entfernten, und vergaß sich da manche Stunde lang.

Da wir von der Wittbe und ihrer Tochter nun schon so manchmal gesprochen haben und wir auch vielleicht noch künftig Gelegenheit erhalten möchten, dieser Personen zu erwähnen; so lohnt sich's ja wohl, selbige ein Wenig näher kennen zu lernen.

Der Mann der wackern Frau, war ein Mautbeamter gewesen und hatte, da er zu ehrlich dachte, um sich gleich seinen Mitbrüdern, bey einem geringen Gehalt zu bereichern, seine Wittbe mit einer unerzogenen Tochter in Dürftigkeit hinterlassen. Zum Glück für die arme Frau, hatte sie einen Bruder in W... welcher dort in einem ansehnlichen Posten stand, und der zu geitzig, selbst etwas für seine Schwester zu thun, ihr eine klei-

ne Pension auswirkte. Von dieser und ihrer fleißigen Hand lebte sie in der Stille und erzog mit mütterlicher Sorgfalt eine Tochter, die sie ausserordentlich liebte und die auch ein recht braves Mädchen wurde, welches seine Mutter ehrte, ihr fleißig arbeiten half und sich in ihrem kleinen Kreise jedes Menschen Achtung erwarb. Dabey war Röschen eine sehr hübsche Braune von einem sich auszeichnenden Wuchse, obwohl die kluge Mutter diese von der Natur erhaltnen Vorzüge weniger schätzte, als die schönen Eigenschaften ihres Herzens und ihr gehorsames, sanftmüthiges Betragen. Bey der Eingezogenheit, in welcher dieselbe von Jugend auf gelebt hatte, blieb sie die Unschuld selbst, und man kann sagen, daß sie das argloseste Geschöpf von der Welt war.

Unser Fahrmann fand an dem Umgange mit diesen gutgearteten Frauenzimmern bald so viel Vergnügen, daß er beynah keinen Tag mehr aus ihrem Hause bleiben konnte. Er war von denselben nicht minder wohlgelitten, welches bey seiner ehrlichen Seele, die man gleich auf seiner Stirn las und bey dem ihnen geleisteten wichtigen Dienste, ja wohl kein Wunder war. —

Mutter und Tochter ſtanden in einem zu guten Rufe und waren zu allgemein geſchätzt, als daß die giftige Zunge der Mediſance wegen des öftern Beſuche des jungen Soldaten ihnen hätte etwas anhaben können. Zudem wußte man ja, welche Verbindlichkeiten von beyden Seiten obwalteten, um dieſen Umgang zu rechtfertigen. —

„Nun, da wird gewiß wieder eine Liebesgeſchichte heraus kommen!“

Sie haben recht, mein werther Herr! und ich muß geſtehen, es macht ihrem Scharfblick Ehre, daß Sie mir ſo Alles vor der Feder wegerrathen können! — — Ja, mit der Zeit miſchte ſich auch der kleine — zwar oft aber nicht allezeit — blinde Knabe, der ſo gern ſein allerliebſtes Stumpfnäschen überall hinſteckt, wo junge Leute beyſammen ſind, mit ein. Röschen empfand zuerſt eine mehr als freundſchaftliche Wärme für unſern Helden, welche von Tage zu Tage, einen höhern Grad erreichte. Bey der Meynung, daß ſie einem Mann, dem ſie ſo viel verdankte und der ſich übrigens ſo viel Anſprüche auf ihre und ihrer Mutter Achtung erwarb, nicht zu ſehr ſchätzen könne, und dazu, ſo unſchuldig und ſo unerfahren, wie ſie war, that ſie dem

Anwachsen einer Neigung keinen Einhalt, wenn Gefährliches sie nicht kannte. Sie machte den — im Grunde nicht allzugroßen — Schritt, von der mit Dankbarkeit vereinten Freundschaft zur Liebe, in kurzer Zeit — Anfänglich sah sie Fahrmann gern kömmen. Nach und nach fieng sie an, sich nach dessen Besuchen zu sehnen. Am Ende wurd' ihr seine Gegenwart unentbehrlich, und eine, einmal ungewöhnlich längre Abwesenheit, konnte sie durchaus verstimmen. War er bey ihr, so hieng ihr Auge mit Wonne an ihm. Gieng er weg, so folgte ihre Seele ihm nach. —

Fahrmann war nicht mehr so ganz unerfahren, als daß er nicht mit der Zeit dasjenige hätte bemerken sollen, was in dem Mädchen vorgieng. Im Grunde verrieth das keinen ausserordentlichen Scharfsinn, da das unschuldige Geschöpf eben so wenig die Vorstellung als dasjenige kannte, was ihr Herz für Fahrmann fühlte. — Sich von einem liebenswürdigen Mädchen geliebt zu wissen, ist eine durch mächtige Gründe unterstützte Aufforderung zur Gegenliebe. — Die Eitelkeit, die sich dadurch gar höchlich geschmeichelt findet, bietet die Erkenntlichkeit auf, welche denn nicht ansteht, das Ihrige beyzutragen,

m den Kreditor zu befriedigen. Die Fahrmannſche
rkenntlichkeit beſonders, konnte keine Schulden
iden. Sie zahlte gern Kapital und Zinnſen. —
n der That, es dauerte nicht lange, ſo ſtand
in Herz in lichterlohen Liebesflammen, und
Röschen war ſein einziger Gedanke und der dem=
lben nächſte, ihr ſeine Gefühle zu entdecken:
ezu ſich aber bey der ſteten Gegenwart der
Mutter, die Gelegenheit nicht leicht finden
es. —

Sieben und ſechzigſtes Kapitel.

Ein Todesfall. — Fahrmann entſchließt ſich zu einer zweyten Ausfarth.

In dieſer Lage waren einige Wochen verſtrichen,
ls Röschens Mutter, welche immer ſich noch
icht ganz wohl befunden hatte, eines Morgens
lötzlich von neuem kränker wurde. Fahrmann,
er den Tag eben auf die Wache kam; hätte ſich
ern davon losgemacht, wenn es nicht zu ſpät
ewesen wäre. Kaum war er am folgenden Vor=
ittag frey, als er nach dem Hauſe der Wittbe

eilte. Röschen öfnete ihm, mit dicken rothgeweinten Augen die Thüre und konnte ihm für Schluchsen auf sein Befragen nach ihrer Mutter Befinden, keinen Bescheid geben. Stillschweigend führte sie ihn ans Krankenbette, wo er mit äusserstem Erschrecken die Wirthe schwer athmend und mit gebrochnen Augen fand. Sie reichte ihm die matte Hand und drückte ihm schwach die Seinige; zu sprechen vermochte sie aber nicht.

Eben trat der Arzt ins Zimmer. Jahrmann beobachtete sein Gesicht und bemerkte, daß er, nachdem er die Kranke gesehen und ihren Puls gefühlt hatte, bedenklich den Kopf schüttelte. Er lies sich aber nicht aus, verschrieb ein Recept und wollte sich entfernen. An der Thüre beschwor ihn Röschen, ihr zu sagen, was er von ihrer Mutter Umstände denke. Man müsse die Hofnung nicht sinken lassen, antwortete er, und darauf eilte er davon. Indeß das Mädchen dem Doktor das Geleit gab, richtete die Kranke auf Jahrmann einen Blick, der ihn ans Herz drang, darauf wies sie nach ihrer Tochter, kehrte die gebrochnen Augen beweglich gen Himmel und rang die Hände. Gleich darauf, eben als Röschen wieder herein trat, zuckte sie ein paarmal

mal mit dem Munde, schnapte nach Luft und — war verschieden. — Die Tochter wurd' es selbst gewahr, denn Fahrmann, der immer noch am Bette stand, hatte nicht das Vermögen, ihr von dem Zustande ihrer Mutter Nachricht zu geben. Mit einem lauten Wehegeschrey stürzte sie auf dem entseelten Körper, und als sie dessen Lebloſigkeit bemerkte, schrie sie: „Jesus! Marie! meine Mutter! „und ohnmächtig sank sie neben der Leiche hin.

Hier hatte unser Held nun alle Hände voll zu thun. Röschens Zustand gab ihm seine Besinnungskraft wieder, welche der Schreck über den jählingen Todesfall einer von ihm so geschätzten Person, auf einen Augenblick unwirksam gemacht hatte. Nach einigen Bemühungen gelang es ihm, das arme Mädchen dem Leben und dem Gefühl ihres Unglücks wieder zu geben. Wir enthalten uns, diese Jammerscene auszumalen, aus mehr als einem Grunde.

Fahrmann betrug sich ganz seinem Herzen gemäß. Er tröstete, sorgte für Alles, machte die Anstalten zum Begräbnisse, schafte die Trauer herbey, und selbst die erforderlichen Kosten schoß er von seinem Ersparten her, weil die hülflose Waise keinen Gulden im Vermögen hatte. Als die Verstorbne unter der Erde war, setzte er seine Besuche wie gewöhnlich fort, und trug dadurch nicht wenig zur Aufrichtung der Schönen bey. Aber nun, wetzte die Hyäne Medisance, ihren mörderischen Zahn, mit welchem sie Ruf und guten Namen ohn' Erbarmen zerfleischt. Durch

ihr Zuthun wurd' es bald dem armen Röschen aufs übelste ausgelegt, daß sie Fahrmanns tägliehen Zuspruch annahm. Als derselbe einsmals zu ihr kam, gewahrte er, daß sie geweint hatte und ihm solches zu verbergen suchte.

Er. Haben Sie schon wieder Ihr Versprechen gebrochen, Röschen! Ihr Auge verräth, daß Sie einmal wieder geweint haben. —

Sie. Ach!

Er. Ich ehre Ihren Schmerz, der so gerecht ist; aber — er muß seine Grenzen haben! Weder durch Thränen, noch durch tödtenden Gram entreissen wir dem Grabe seine Beute! — Ich beschwöre Sie nochmals, dringender, als ich's noch je that, beruhigen Sie sich und zerstören Sie nicht durch Harm eine Blüte. — —

Sie. Nicht um meine Mutter weint' ich heut die Augen roth —

Er. Warum denn? — warum? Sagen Sie!

Sie. Um der Lästerungen willen, die mich verfolgen. —

Er. Wie? Sie, durch Lästerungen verfolgt! — Die Ehrlichkeit, die Unschuld selbst! — Was könnten die Boshaften Ihnen zur Last legen? —

Sie. Daß ich arme, verlaßne Waise noch einen Freund habe, der mich besucht, und daß ich diese Besuche annehme.

Er. Versteh' ich Sie recht! Sollte man — —

Sie. Ja, man macht mir 's zum Verbrechen, daß ich Sie, meinen Erretter, meinen Beschützer, meinen großmüthigen, meinen einzigen Freund —

Er. Beschämen Sie mich nicht, Röschen! —

Sie. Sag' ich etwan zu viel? Sind Sie mir das nicht? — Was wär' aus mir armen Mädchen nach dem Tode meiner Mutter wohl geworden, wenn Sie sich nicht so meiner angenommen hätten? — Ach hier, (auf ihr Herz zeigend,) hier steht 's Alles verzeichnet, was ich Ihnen zu verdanken habe: und die Unmenschen muthen mir zu, Sie nicht mehr zu sehen! — Meine Nachbarin hat mir 's heut mit klaren Worten gesagt, daß — —

Er. Lassen Sie 's gut seyn, liebes Röschen! beruhigen Sie sich über ein Schicksal, dem die Tugend selbst nicht entgeht! Seyn Sie engelrein, die Verleumdung findet doch Mackel an Ihnen. — Unser Herz spricht uns frey von Vorwürfen: lassen Sie uns an diesem Zeugnisse genügen und das Geschwätz der Lästermäuler verachten!

Sie. Sie haben recht; aber —

Er. Soll das aber ein Abschied für den Freund seyn?

Sie. Ach! wie können Sie mir nur einen solchen Gedanken zutrauen! Und — wenn alle böse Zungen in der Welt über mich herfielen; so. . . .

Hier unterbrach der Briefträger das Gespräch, indem er Röschen einen Brief von ihrem Oheim

aus W... brachte, an welchen sie vor schon geraumer Zeit geschrieben, ihm den Tod ihrer Mutter berichtet und sich seinem Schutz empfohlen hatte. Sie las folgende wenige Zeilen:

„Madmoſell,

Als meine Schweſter Ihren Vater heyrathete, hat ſie mich nicht um Rath gefragt, der ich ihr doch ein ganz anderes Glück beſtimmt hatte, als das war, die Ehefrau eines armſeeligen Mautbeamten zu werden, der ihr nach ſeinem Tode nur den Bettelſtab hinterlaſſen konnte. So vernachläſſiget, glaub' ich nicht, daß es meine Pflicht ſey, mich des Mannes Kind anzunehmen, der ſich ohne meine Zuſtimmung in meine Verwandſchaft drängte. Dies auf ein für allemal zu Ihrer Nachricht!" —

Das arme Mädchen, die auf den Beyſtand dieſes Onkels, als ihren einzigen nahen Verwandten in der ganzen weiten Welt, nicht wenig gerechnet hatte, gerieth über deſſen hartherzige Verweigrung ſeiner Unterſtützung, auſſer ſich und badete das Papier mit ihren Thränen, welche das ſchwerdrückende Gefühl ihres hülfloſen Elends ihr auspreßte.

Sahrmann. (mit der zärtlichſten Theilnahme) Halten Sie ein! Zerreiſſen Sie nicht mein Herz durch den Anblick Ihres Jammers! Denken Sie nicht weiter an den fühlloſen Menſchen, der es nicht werth iſt, daß er mit ihrer würdigen Mutter unter einem Herzen lag. Tröſten Sie ſich! Sie haben noch einen mächtigen Freund — ei-

nen Beschützer der Guten, dort oben, und einen zwar nicht so vielvermögenden — aber den wärmsten, den herzlichsten, zärtlichsten Freund hier! (auf sich zeigend.) — So lang ich einen Bissen Brods habe und Sie würdigen, denselben mit mir zu theilen; so gehört er Ihnen eben so gut als mir. — —

Sie. Edler, großmüthiger Mann! Sie sagen mir Worte des Trostes. — Aber, wie? — kann ich Ihre Güte wohl annehmen? Ich sollte Ursach seyn, daß Sie vielleicht Mangel litten! Nein, das werd' ich nie zugeben! — Diese Hände können arbeiten — ich will mich vermiethen und —

Er. Sie dienen! Sie, die so werth sind, von Andern bedient zu werden! Nie, nie, willige ich darein! Wenn ich irgend noch Glauben an diejenigen Gesinnungen haben soll, die Sie gütig genug waren, bisher gegen mich zu äussern; so müssen Sie mein Erbieten einstweilen annehmen und sich so lange ruhig verhalten, bis das Schicksal, das nicht immer ungerecht seyn kann, etwas Besseres für Sie herbeyführt. —

Sie. Wenn ich auch dem Zudringen Ihrer Großmuth nachgeben wollte: aber — sagen Sie, was wird man von mir sprechen — welche Verleumdungen — —

Er. (mit einer gewissen Fassung.) Hören Sie, bestes Röschen! — ich — liebe Sie. —

Sie. Davon bin ich überzeugt —

Er. Sie sind meinem Herzen Alles —

Sie. Auch ich habe keinen Freund als Sie!

Er. Verstehen Sie mich recht! (sehr zärtlich:) Ich liebe Sie nicht blos als Freund — ach! hier, (die Hand an die Brust legend) hier spricht eine feurigere Empfindung, als Freundschaft es ist! Dürft' ich wohl hoffen, süßes Mädchen, daß Sie mir etwas Aehnliches erwiedern könnten?

Sie. Ich weis nicht, was Sie eigentlich von mir fordern: aber — mich dünkt, mein Herz könne nicht mehr, als jetzt für Sie fühlen —

Er. Ich gestehe, ich schmeichelte mich schon seit einiger Zeit damit — möcht' ich mich nicht getäuscht haben!

Sie. Ich müßte das undankbarste Geschöpf seyn, wenn —

Er. Nichts davon, Röschen! — Ueberhaupt sind Dankbarkeit, Freundschaft, kalte Namen gegen das, was ich in Ihrem Herzen für mich zu finden wünschte. — Ach, Röschen! holdes Mädchen! (indem er leidenschaftlich ihre Hand ergreift.) eine Liebe — die mir diese schöne Hand am Altar reicht, die ihr Schicksal mit dem Meinigen unauflöslich verbindet; eine solche Liebe wünsch' ich in Ihrem Herzen zu finden! —

Sie. (wie eine Person, die eine unerwartete Aufklärung erhält, und zugleich zärtlich und verlegen.) Herr Fahrbeck! —

Er. Machen Sie mich glücklich, Röschen! Sagen Sie, können Sie sich entschließen die Meinige zu werden? — Stehen Sie nicht an, dem Freunde zu entdecken, was der Liebhaber zu erwarten hat!

Sie. (naiv und noch zärtlicher) Warum sollt' ich Ihnen mein Herz verbergen, das Sie mich jetzt kennen gelehrt haben? Ja, ich fühl's, daß es auch mich glücklich machen wird, Ihnen so nahe als möglich anzugehören. —

Kaum war dieses Geständniß über des Mädchens Lippen, als der entzückte Fahrmann sie feurig in seine Arme schloß und ihren Mund mit Küssen bedeckte, die er noch nie so keuschen und so reinen Herzens gegeben hatte. Von diesem Tage an, machte der vorhin blos freundschaftliche Ton dem der Liebe Platz, und das schöne Röschen verstand das Minnen bald so gut als Eine.

Nachdem unser Held nun des Herzens seines Mädchens versichert war, dacht' er auch darauf, wie er seine anderweitigen Wünsche erfüllen möchte; wobey sich ihm aber in seiner Lage, als Soldat, tausenderley Hindernisse entgegen stellten. Das größte unter allen war, daß er gar nicht erwarten durfte, daß das Regiment ihm die Erlaubniß ertheilen werde, ein Mädchen zu heyrathen, die nicht einen Kreuzer im Vermögen hatte. Dieser Riegel, den der Militairstand seinem Glücke vorschob, entzweite ihn vollends mit demselben, und es dauerte nicht lange,

so brachte dieser neue Beweggrund zum Mißvergnügen, indem er sich mit den Uebrigen vereinigte, einen Entschluß in ihm zuwege, den er sogleich seiner Geliebten mittheilte.

Es war derselbe kein anderer, als — zu desertiren, das Mädchen mitzunehmen, hernach sich in die Nähe seines Vaterlandes zu begeben, seinen Aeltern durch noch zu erfindende Wege Nachricht von sich zu ertheilen, sich eine Summe Geldes von selbigen schicken zu lassen, und dann mit diesem Hülfsmittel versehen, eine Freystatt aufzusuchen, sein Röschen zu seiner Gattin zu machen, und so in Ruhe und im Genuß des Glücks der Liebe beßre Zeiten zu erwarten.

Das waren die Hauptheile eines Plans, den er, da Röschen Alles zufrieden war, was er von ihr verlangte, auszuführen mit größter Hitze sich angelegen seyn ließ. — Natürlich gehörte es auch zu seinem Entwurf, Jackmann mitzunehmen, und er schob es nicht auf, demselben von dem, was er im Schilde führte, Nachricht zu geben. Dieser war sogleich willig, mit ihm von dannen zu gehen und gab ihm die Hand, ihm zu folgen und sollt' es das Leben gelten. — Hierauf machte man sich rasch daran, Alles ins Werk zu stellen, was man noch während einer ganz bedächtlichen Berathschlagung für gut befunden hatte.

Endlich erschien der Tag — der eben so wichtige als gefährliche Tag! Es war im höchsten Sommer; die bequemste Jahrszeit für Deserteure, weil

weil das hohe Getreide ihnen eine Zuflucht wider ihre Verfolger anbietet. Um zum Thore hinaus zu kommen, hatte man eben das Mittel erwählt, deſſen man ſich ehmals bey jener wohl noch nicht vergeßenen Promenade bediente. — Für ein groſſes Erforderniß zu ihrem Vorhaben — für Geld, wurde auch ſo viel möglich geſorgt. Mit dem, was Fahrmann noch in Kaſſe hatte und was die beyden Freunde, die um ſich das Marſchiren nicht zu erſchweren, nichts mitnehmen wollten, von ihren Habſeeligkeiten noch in Geld verwandelten, belief ſich ihr Reichthum auf funfzig Gulden. Hierzu fügte Röschen, die den ganzen Nachlaß ihrer Mutter ebenfalls im Geheim verſilbert hatte, auch wohl noch vierzig Floren.

Gleich früh hatte ſich das Mädchen, in einem zum Gehen recht komoden und leichten Mannshabit, in welchem ſie das Anſehen eines hübſchen Knaben hatte, ein kleines Päkchen mit Weisszeug unterm Arm, ſchon vors Thor hinaus begeben, um ihre Begleiter an dem ihr beſchiedenen Ort zu erwarten. — Kaum ſchlug die Stunde der Paradezeit, ſo fanden ſich die beyden Freunde auf die ſchon bekannte Art in ihrem Anzugsgemach, ich meyne, in des Advokaten Hinterhauſe ein. Nach geſchehener Umkleidung, ſchlich Sackmann ſich wieder in den Gaſthof und Fahrmann beſorgte die Miethkutſche. — Alles gieng aufs Glücklichſte und eben ſo glücklich gelangte man durchs Thor.

Sobald ſie ausgeſtiegen waren eilten ſie dem Orte, den ſie Röschen bezeichnet hatten und wo

ſie dieſelbe auch ihrer ſchon harrend fanden. Nachdem Jackmann noch etwas an ſeinem Gemelmansair verändert und ſeinen Anzug mehr dem eines Reiſenden ähnlich gemacht hatte, giengs flugs mit raſchen Schritt vorwärts. Jahrmann war mit einem kleinen Taſchenkompaß und mit einer Landkarte verſehen, und ſo richteten ſie ihren Marſch nach der Himmelsgegend ein. Da ſie ſicher waren, daß ſie vor Abend zur Muſterzeit, bis ſo lange ſie ſich Urlaub aus der Kaſerne erbaten, nichts zu befürchten hatten, weil ſie nicht früher vermißt werden konnten; ſo blieben ſie in der Landſtraße, wo ſich ihrem eiligern Fortkommen die wenigſten Hinderniſſe widerſetzten. Wir wollen ſie indeß ihren gefährlichen Weg verfolgen laſſen und erwarten, ob wir künftig mehr von unſern Flüchtlingen erfahren.

Ende des erſten Theils.

Königliche Staats-Bibliothek München

Wunderliche Streiche

eines

gebornen Barons,

der

zuerst studirte,

dann Schulmeister

nachher gemeiner Soldat,

und zuletzt

geheimer Finanzrath

ward.

Zweiter Band

Mit einem Titelkupfer

1808

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wunderliche Streiche eines gebornen Barons.

Zweyter Theil.

Erſtes Kapitel.

Der Verfaſſer folgt ihnen auf dem Fuße nach. — Große Fährlichkeit.

Die erſte Unbequemlichkeit, womit die kleine Reiſegeſellſchaft zu kämpfen hatte, war die Ungewohnheit des Marſchirens, welche die drückende Hitze des Tages vermehrte. Kein Lüftchen kühlte ihre heiße Wange, kein ſchat-

tiger Baum schützte sie vor dem glühenden Stral der Sonne. Röschens zarte Füßchen litten besonders. Zuletzt konnten sie's nicht länger aushalten. Aeusserst abgemattet, in Schweiße gebadet und vor Durst verschmachtet, lagerten sie sich endlich, als sie wohl eine Meile von O... entfernt seyn mochten, an einem klaren Bächelchen, welches am Abhang eines grünen mit jungen Eichen bedeckten Hügels, über Kiesel wegrieselte. Hier fanden sie Alles, was sie bey ihren dermaligen Bedürfnissen wünschen konnten, und selbst noch mehr als das Nothwendige. Das hohe frische Gras bot ihnen einen Ruhesitz, der ihnen weicher dünkte, als manchem Schwelger sein Sopha mit elastischen Stahlfedern, und sie streckten ihre müden Glieder recht behaglich darauf hin. Das helle Silberwasser aus dem Bache löschte ihnen den brennenden Durst; die dickbelaubten Eichen, in welchen Zephirchen gaukelten, gaben ihnen Schatten und Kühlung, ihre Taschen, in welchen sich etwas Mundvorrath und auch ein Fläschchen Wein befand, befriedigten die Anforderungen des Magens, und ein munteres, befiedertes Völkchen, welches in den

Aesten der Bäume sein frohes Spiel trieb, machte ihnen Tafelmusik in welche der Bach murmelte. Was kann man bey einiger Genügsamkeit mehr wünschen? — Und wie wohl mußte nicht besonders erst unserm Fahrmann seyn, der alles das an der Seite seines geliebten Mädchens genoß! —

Die Thurmuhr eines benachbarten Kirchdorfes schlug drey. Dies war eine Anmahnung zum Aufbruch, welcher Klugheit und Sorge für ihre Sicherheit nicht das Ohr verschließen durften. So ungern sie auch diesen lieben Ort verließen, wo sie so Manches zum Längerbleiben einlud, brachen sie doch auf. Mit wieder neubelebten Kräften und bey dem erfrischenden Säuseln eines kleinen Westwindes, der sich nach Mittag aufgemacht hatte, setzten sie nun ihren Weg recht munter fort und legten wirklich, ohne sich merklich ermüdet zu fühlen, beynah zwey Meilen zurück. Nachdem sie hierauf abermals ein wenig ausgeruhet, den Ueberrest des in ihren Taschen befindlichen Proviants zum Vesperbrod aufgezehret und Fahrmann Kompaß und Karte noch zu Rathe gezogen hatte, begaben sie sich von neuem auf den Weg und giengen un-

unterbrochen fort, bis ihnen der nahe Untergang der Sonne das Ende ihrer bisherigen Sicherheit ankündigte, indem die Visitirzeit, welche ihre Entweichung verrathen mußte, mit demselben heranrückte.

Sie kannten die Anstalten, welche diese Entdeckung veranlassen werde. In einem solchen Falle benachrichtigten die Allarmkanonen die ganze Gegend um der Festung, soweit ihr Schall aus welchen Winkeln, von der Entweichung der Soldaten. Sämtlichen Landbewohnern, viele Meilen in der Runde, dienten die Kanonenschüsse zum Signal in ihren Dörfern, Wachen auszustellen und auf alle Durchpassirende aufmerksam zu seyn. Ueberdem verfolgten Nachsetzer zu Pferde von Seiten des Militairs, die Ausreisser auf verschiedenen Wegen.

Unsre Wandrer sahen in einer geringen Entfernung eine kleine Stadt vor sich liegen, und sie bemerkten die Nothwendigkeit, aus derselben sich noch mit etwas Lebensmitteln zu versorgen, weil es ungewiß war, wann sie es wieder würden wagen dürfen, bewohnten Orten so nahe zu kommen. Da man aber indeß nicht wußte, ob in dem Städtchen nicht Garnison liege, in

welchem Fall zu beſorgen war, daß Fahrmann und beſonders der anſehnliche Sackmann, einem gefährlichen Examen unterworfen werden möchten; ſo fiel endlich auf Röschens Vorſchlag der Entſchluß dahin aus, daß das Mädchen allein hinein gehen und den Einkauf beſorgen ſolle. Sie ſprach in dem Dialekt des Landes und konnte auch wegen ihres jugendlichen Anſehens nicht verdächtig werden, daher war dabey keine Gefahr. Fahrmann willigte dennoch ſehr ungern drein und erwartete ihre Rückkehr mit Ungeduld und Beſorgniß. Um ſo gröſſer war die Freude, als ſie nach einer kleinen Stunde mit einem groſſen Tuche voll Proviant, beſtehend in Brod, Butter, Käſe, einigen Würſten und ein paar Flaſchen Wein zurückkehrte.

Noch weilte Fahrmanns Bewillkommungskuß auf Röschens Munde, als man auf einmal ganz deutlich die Allarmſchüſſe hörte, von welchen der von O... herſtehende Wind ihnen den Schall zubrachte. So vorbereitet man auch darauf war, ſo verurſachte ihnen dieſes, für ſie ſo gefährliche Signal, doch einen heftigen Schreck. Unwillkürlich fingen alle Drey an queerfeldein zu laufen, und ſie ſtanden nicht eher ſtill, bis

der Mangel des Athems sie dazu nöthigte. Nun begann man endlich, sich dessen wieder zu erinnern, was man schon vorher genugsam überlegt und beschlossen hatte.

Man wollte nehmlich von nun an, nur des Nachts marschiren und bey Tage in Gebüschen oder im Getreide still liegen. Um nicht in der zu nehmenden Richtung irre zu werden, hatte man für gut befunden, immer auf der Landstraße zu bleiben, aber die Städte, Dörfer und andre bewohnte Oerter, auf welche sie stoßen möchten, zu umgehen. Vor der Hand hielten sie für nöthig, ihre Kräfte noch ein wenig anzustrengen, um jenseits des Städchens zu gelangen, ehe man mehr zu besorgen hätte. Man schritt bey der nun eingebrochnen Dämmerung, beflügelt von der Begierde, wenigstens eine Gefahr bey Zeiten im Rücken zu bekommen, rasch fort, und fand zur allgemeinen Freude, daß der von Röschen bemerkte Weg, welcher sich rechts um die Stadt herumbog, sie ganz auf die andre Seite derselben führte.

Nun waren sie auch rechtschaffen ermüdet, da sie sich wirklich schon über vier Meilen von O... entfernt hatten. Man rathschlagte, was

nun zu thun sey, da heut weiter zu gehen, doch nicht möglich und nicht einmal rathsam war; weil man sich durch eine zu starke Anstrengung leicht für alle die übrigen Tage unfähig zum Fortkommen machen könnte. Endlich kam man einstimmig überein, sich einen sichern, verborgnen Ort zum Nachtquartier zu wählen und an demselben bis morgen Abend nach Sonnenuntergang zu bleiben, theils weil man des Tages nicht wagen durfte, sich auf dem Weg zu begeben, theils es sicherer war, sich die ersten vier und zwanzig Stunden versteckt zu halten, um erst die Straßen wieder von militairischen Nachsetzern leer werden zu lassen.

Man schlug sich links, in ein Erlenbüschchen. Da das Erdreich aber sumpfig und das Gehölz nicht dicht genug war, beschloß man jenseits desselben ein Getreidefeld zu suchen. Sie fanden es noch bequemer. Unmittelbar aus dem Busche traten sie in eine Wiese, welche ringsherum mit dickverwachsenen Sträuchern umgeben war und auf welcher mehrere große Heuhaufen standen, die eben so viele Herbergen für unsre Wandrer abgeben konnten. Sie wählten einen derselben, welcher sich ganz nahe am dichtesten Theil des

Erlenholzes befand, um im Fall, daß wenn ja der Eigenthümer sein Heu am folgenden Tage sollte einführen wollen, sich den Rückzug zu decken. Sie stiegen ganz in die Spitze desselben, und nachdem sie ihre Abendmahlzeit gehalten und einen starken Zug aus ihrer Flasche gethan hatten, gruben sie sich bis an die Zähne ins Heu ein, so, daß von unten gar nichts von der Einquartirung zu bemerken war. Hierdurch erhielten sie ein recht gutes Lager, welches sie bey ihrer nur leichten Kleidung gegen die Kühle der Nacht schützte.

Röschen hatte ihren Platz zwischen ihren beyden Begleitern und ruhte in Jahrmanns Arm. Dieser fühlte sich auf seinem Heuhaufen, an der Seite seines Liebchens glücklicher, als man nur einen Sterblichen sich denken kann. Indeß blieb Alles in den Schranken der strengsten Sittsamkeit. Jahrmanns Liebe zu Röschen war von der beßern Art. Er ehrte ihre Unschuld und wachte sorgfältig über jeden Gedanken, der ihn zur Verletzung derselben führen konnte. Zudem war ja auch Jackmann ein zureichender Ehrenwächter! — Nachdem die beyden Liebenden sich recht herzlich und recht züchtiglich geküßt und ih-

rem Freunde Sackmann eine gute Nacht gewünscht hatten, entschliefen sie; welchem Beyspiel dieser denn auch bald nachfolgte. — honi soit, qui mal y pense!

Keines von allen Dreyen erwachte eher, als bis die Sonne schon heiße Stralen auf ihre Köpfe warf. Fahrmann war der erste. Er drückte seinem Röschen, die an seiner Seite gleich ihrer Namensverwandtin blühte, einen zärtlichen guten Morgen auf den Mund und richtete darauf den Kopf ein wenig in die Höh, um sich umzusehen. Mit ziemlichen Entsetzen sah er auf der andern Seite der Wiese einige Bauern, welche beschäftigt waren, Heu aufzuladen. Er weckte seine Gefärthen und theilte ihnen seine Entdeckung mit, worüber diese nicht minder erschracken. — Verborgen waren sie in ihrem Heuhaufen hinlänglich, aber es war ihnen nur bange, daß man denselben heut auch noch aufladen möchte. Doch verlohr sich dieses Besorgniß bald, als man gewahrte, daß nur mit einem Wagen eingeführt wurde und daß man also heute an ihren Haufen nicht kommen werde. Indeß war ihnen diese nahe Nachbarschaft doch äusserst unbequem. Man wagte den ganzen Tag nicht, sich zu regen

und noch weniger zu husten, zu niesen, oder irgend einen Laut von sich zu geben. Die Sonne war ihnen auch nicht wenig beschwerlich, da nichts sie vor deren brennenden Stralen schützte. Erst Nachmittags trat sie hinter den Busch und befreyte unsre arme Freunde von ihrer unausstehlichen Glut. Der Schlaf half ihnen diesen langen Tag noch abkürzen, doch mußte Einer immer abwechselnd wachen, um die Bauern zu beobachten, von deren lästigen Gegenwart der hereinbrechende Abend sie endlich auch erlöste.

Kaum verkündigte ihnen die über die Natur ausgebreitete Stille, daß der fleißige Landmann Feyerabend gemacht habe und zu seiner friedlichen Hütte zurückgekehrt sey, als sie aus ihrer Freystatt hervorgiengen und die Landstraße gewannen, welche sie gestern verlassen hatten. Unsre Flüchtlinge stießen kurz auf einander auf einige Dörfer, welche sie glücklicher weise immer umgehen konnten. Dieser gute Fortgang ihrer Reise und die kühle, schöne Nacht, nebst der Stärkung, welche sie durch die genoßene Ruhe erhalten hatten, machten sie recht frohen Muthes, und sie dünkten sich schon über alle Gefahr weg, da sie nach ihrer Rechnung schon über fünf Mei-

len von O. . . entfernt seyn mußten. Sie triumphirten zu zeitig!

Sie hatten eben eine lange Chaussee, welche in einer morastigen Gegend zwischen zwey tiefen Graben hinlief, zurückgelegt, und bogen eben um einen kleinen Hügel herum, der sich am Ende derselben befand, als sie drey Personen zu Pferde sich entgegenkommen sahen, welche nur noch höchstens vierzig Schritt von ihnen waren. Reiter und Fußgänger erblickten sich zu gleicher Zeit. Jene setzten sich augenblicklich im Trott, und diese machten ein schnelles Rechtsumkehrt und überliessen sich der Schnelligkeit ihrer Füsse, indem sie die Chaussee entlang, zurückliefen. Die Reiter verfolgten sie mit verhängtem Zügel. Die armen Flüchtlinge konnten es in der Länge nicht aushalten. So gut sie zu Fuß waren, war es doch nicht möglich den Pferden gleich zu laufen.

„Es dauerte nicht lange, so hatten sie die Reiter auf den Fersen, welche ihnen zu stehen geboten. Jackmann, der noch am wenigsten die Gegenwart des Geistes verlohren hatte, schrie seinen Gefährten zu: durch die Graben! jenseits können uns die Pferde nicht folgen!“ — Gesagt, ge-

scheben. Flugs, liessen sie sich in den Graben hinabgleiten, wadeten durch Schlamm und Wasser eines halben Mannes hoch und kletterten das entgegenstehende Ufer behend hinauf, und darauf legten sie sich wieder aus allen Kräften aufs Laufen. — Die Reiter konnten ihnen nicht nach, wie man richtig voraus gesehen hatte, weil der Graben über fünf Ellen breit war. Da dieselben wirklich Nachsetzer waren und nicht zweifelten, daß die Fliehenden die gesuchten Deserteure wären; so schickten sie ihnen mehrere Pistolenschüsse hinterher, die aber glücklicherweise nicht trafen. Wir können nicht sagen, wie lange sie sich an dem Graben aufhielten. Wahrscheinlich ist es, daß sie, als sie sich von der Unmöglichkeit den Flüchtlingen folgen zu können, überzeugt hatten, sich bald wieder entfernt haben, um ihnen von einer andern Seite den Weg zu versperren.

Unsre Freunde setzten ihre Flucht indeß mit unaufhaltsamer Eile fort, und ob sie schon ganz athemlos und vor Erschöpfung hinzustürzen bereit waren; so hätten sie von Furcht und Angst getrieben, doch noch nicht nachgelassen, wenn nicht ein Hinderniß ihnen in den Weg getreten wäre.

Fahrmann, welcher der vorderſte war, fiel nehmlich plötzlich bis über den halben Leib in einen grundloſen Moder. Mit Hülfe Hackmanns und Röschens gelangte er zwar bald wieder auf trocknem Boden: allein man fand nun, daß ſie am Rande eines nicht zu umgehenden Moraſtes waren, welcher ſich um die ſumpfige Fläche herumzog, über welche ſie ihr Weg hierher geführt hatte. — Man horchte und vernahm nicht das geringſte Geräuſch. Dieſe Stille brachte ihren Muth wieder zurück, und ſie fiengen an zu rathſchlagen, was zu thun ſey. Nach verſchiedenen Vorſchlägen, behielt Fahrmanns Meinung den Vorzug. Er rieth nehmlich, auf die verlaſſene Landſtraſſe zurückzukehren und ihren Weg auf derſelben fortzuſetzen, weil es ſehr wahrſcheinlich ſey, daß ihre Verfolger ſie dort nicht mehr ſuchen, ſondern vielmehr bemüht ſeyn würden, Anſtalten zu machen, ſie aus dieſer Falle nicht entwiſchen zu laſſen.

Sie kehrten dieſem Beſchluß gemäß auf ihren Schritten zurück und gelangten nach einer halben Stunde an den bekannten Graben. Sie ſpitzten kreflich die Ohren, ob ſie auch jenſeits, auf der Chauſſee, noch etwas hörten. Alles war ſo

still wie im Grabe; blos hin und wieder zirpte ein einsames Feldheimchen. Endlich wagten sie sich hinüber und schritten mit großer Vorsicht fort. Sie erreichten den Ort, wo sie die Reiter angetroffen hatten, und weder Auge noch Ohr vermochten etwas Verdächtiges zu entdecken. Nun standen sie nicht lange an, ihre Straße zu verfolgen, und sie giengen ungehindert fort, bis der Tag graute. Bey der Kürze der Sommernacht und bey dem Aufenthalt, welchen sie unterwegs gehabt hatten, waren sie dasmal nicht über anderthalb Meilen vorwärts gekommen.

Gleich den Nachtvögeln, welche den Tag scheuen, sahen sie sich nun wieder um einen Schutzort um. Es wollte sich ihnen aber kein gastfreyer Heuschober zum Einkehren anbieten, und sie sahen sich genöthiget, ihr Lager in der Mitte eines Getreidefeldes aufzuschlagen, welches Korn von Mannshöhe trug. Als sie Platz genommen, wurde ein Bedürfniß in ihnen laut, das sie bis jetzt bey dem Eifer, einer so nahen Gefahr zu entgehen, vergessen hatten. Dieses war der Hunger, und es mangelte an Allem, ihn zu befriedigen, weil sie am vorhergehenden Abend den Ueberrest ihres Vorraths rein aufge-

zehrt hatten. In der Gegend befand sich zwar ein Ort, den sie wegen seines guten Ansehens, für eine Stadt oder einen Flecken hielten: allein es war noch zu früh, um dort etwas einkaufen zu können. Am Ende mußten sie sich schon entschließen, den Hunger zu verschlafen, welches ihnen bey ihrer Müdigkeit denn auch gelang.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als unsre Reisende ganz erquickt erwachten. Röschen machte sich alsbald auf die Beine, um Proviant herbey zu schaffen. Sie kam glücklich und schwer bepackt zurück; wir sind aber bey dem guten Appetit der Gesellschaft gar nicht besorgt, daß das Fortbringen ihres Mundvorrathes ihnen bey dem nächsten Marsch beschwerlich werden dürfte.

So und auf ähnliche Art bey Tage gelagert und mit Pflegung des Leibes beschäftigt, und bey Nacht marschirend, verstrichen vier Tage, ohne daß ihnen das geringste Abentheuer zugestossen wäre. Ob sie schon nicht mit grosen Märschen fortrückten, indem die Kürze der Nächte ihnen nie über zwey Meilen zu machen erlaubte; so waren sie nun doch schon über vierzehn Meilen von O..., entfernt und allen Gefahren, wel-

che von dieſer Seite ſie bedrohet hatten, geſichert. Indeß blieb es doch immer nothwendig, jeden bewohnten Ort zu vermeiden, weil ſie überall befragen mußten, um Päſſe befragt, und in Ermangelung derſelben arretirt zu werden. Bey dem anhaltend ſchönen Wetter, fiel ihnen übrigens die Beraubung eines Obdaches nicht beſchwerlich, und ſie befanden ſich recht wohl unter des Himmels blauem Zelte.

Zweytes Kapitel.

„Ein Morgen, wie des Frühlings ſanftes Gewehe,
Der Abend voll ſtürmender, brauſender Winde" —

Es war der ſechſte Abend nach ihrer Entweichung aus O... als ſie, nachdem ſie den Tag über in einem Dickicht von jungen Fichten gelegen hatten, wie gewöhnlich, ſich auf den Weg begaben. Sie kamen diesmal durch eine der angebauteſten Gegenden, in welcher ein Dorf faſt immer das andre berührte. Um die meiſten ſchlichen

chen sie sich herum; allein durch einige, welche an Wässern lagen, mußten sie, so ungern und mit welcher Furcht sie es auch thaten, mitten durch. Indeß gieng Alles glücklich.

Als sie beynah drey Stunden unterweges waren, kamen sie auf einen Steindamm, an dessen beyden Seiten sie bey der Dunkelheit Wasser blinken sahen. Schon seit einer Stunde verfolgten sie denselben und noch wollt' er kein Ende nehmen. Das setzte sie um so mehr in Verlegenheit, da am östlichen Himmel die Sterne schon dem heraufgrauenden Tage wichen. Man verdoppelte seine Schritte; Schweiß umströmte ihre Schläfe und doch hörte der ewige Damm noch nicht auf. Nach und nach begannen die Gegenstände vor und neben ihnen sich zu verdeutlichen, und endlich, als sie noch ein Wenig gegangen waren, erblickten sie ein Etwas gerade vor sich, das sie bald für eine Stadt erkannten.

Diese Entdeckung machte unsre Wandrer gewaltig stutzen. Jetzt, war guter Rath theuer! — Umzukehren und den unendlichen Damm entlang, wieder zurückzugehen, war, wenn man sich auch drein ergab, einen langweiligen, müh-

samen zurückgelegten Weg umsonst gemacht zu haben, gar nicht rathsam. Auſſer, daß dieſer Weg, wenn ihnen eine Gefahr aufſtieß, ihnen keinen Ausweg zur Flucht lies, indem auf beyden Seiten deſſelben ſich ein ungangbarer Moraſt und ſtehende Waſſer hinzogen; ſo mußten ſie, wenn es ihnen auch glückte, den Damm ohne übeln Zufall zurückzulegen, unmittelbar hernach ein langes Dorf paſſiren, das ſie vor hohem Tage nicht erreichen konnten, da denn natürlich die Bauern ſchon auf den Beinen waren und ſie angehalten zu werden, befürchten mußten. — Es war alſo nichts mehr dabey zu thun, als auf gut Glück, auf die vorliegende Stadt loszugehen und zu verſuchen, ob man neben derſelben vorbey könne.

Mit dem Ende des Steindammes, befanden ſie ſich auch an der äußerſten Vorſtadt und es war ohnmöglich, ſelbige zu umgehen. Jeder Aufſchub machte ihre Lage nur gefährlicher. Ohne ſich lange zu beſinnen, ſchritten ſie demnach vorwärts, um nur durch zu kommen, weil noch Niemand auf war. Sie durcheilten die öden Straſſen, wo die Bewohner der ſorgfältig ver-

ſchloßnen Häuſer noch gröſtentheils von Morpheus und ſeinem Gefolge, den Träumen, in ihren weichen Betten gefangen gehalten wurden. Nur zuweilen unterbrach der ſchwerfällige Tritt eines fleiſſigen Taglöhners, der zur gewöhnlichen Arbeit gieng und dem unſre Freunde mit angenommener Dreiſtigkeit einen freundlichen guten Morgen boten, und der dumpfe Ton der Betglocke, die vom hohen Kirchthurme herab brummte, und das melancholiſche Geläute, welches die Kloſterleute in die Frühmette rief, dieſe feyerliche Stille.

Mit ängſtlichem Herzklopfen erwarteten nun unſre Wandrer, ob ſie eine Nebengaſſe finden würden, die ſie um die mit Mauern umgebne Stadt herum führen möchte. Trafen ſie dieſe nicht: ſo blieb ihnen kein andrer, als der vorhin verworfne Ausweg übrig, bey hellem Tage zurückzukehren, wo ſie hergekommen waren und jenſeits des Steindammes eine andre Landſtraße zu ſuchen. Es war bey aller damit verknüpften Gefahr, dabey immer noch weniger zu beſorgen, als wenn ſie hätten durch die Stadt gehen wollen, die, weil ſie bemauert war und ziemlich groß zu

seyn schien; sehr wahrscheinlich eine Garnisen hatte.

Schon sahen sie in einer Entfernung von ohngefähr funfzig Schritt, das Stadthor vor sich, welches noch nicht geöfnet war, und noch erblickten sie keinen Abweg. — Der Muth wollte schier auf den niedrigsten Strich herabsinken, als Fahrmann endlich ganz dicht am Thore, zur rechten Hand einen ganz engen Gang zwischen zwey Häusern bemerkte. Man eilte darauf los, ungewiß, wie weit derselbe führen werde. Nachdem sie wohl ein hundert Schritt in dem engen Gäßchen zwischen zwey Reihen Häusern zurückgelegt hatten, gelangten sie auf einen Fußsteig, der auf der einen Seite an Küchengärten hinlief, und sie bemerkten zu ihrem nicht geringen Vergnügen bald, daß derselbe sich links und also um die Stadt herum bog. Die Hofnung beflügelte nun ihre Schritte, und nach einer kleinen halben Stunde, indem sie immer auf der rechten Hand Gärten und zur Linken in einer kleinen Entfernung, die Stadtmauer hatten, befanden sie sich endlich zur allgemeinen Freude glücklich auf der andern Seite der Stadt. Sie sputeten sich nun gewaltig, auch den dissei-

tigen Theil der Vorſtadt im Rücken zu bekommen, und erreichten darauf das freye Feld, wonach ſie ſich ſeit mehrern Stunden ſo herzlich geſehnt hatten.

Eine ſchöne, mit hohen Linden beſchattete Landſtraſſe, die zwiſchen unabſehbaren Triften hinlief, führte ſie an den Fuß eines ziemlich hohen Berges, den ſie mit eilender Ungeduld, bald einen Ruheplatz für den heutigen Tag zu finden, beſtiegen. Hier auf dem Gipfel dieſer reitzenden Anhöhe ward ihnen ein prächtiger Anblick. Die Sonne war eben aufgegangen. Noch bekleidete ein röthlicher Dunſt die öſtliche Hemiſphäre, der dem Glanze der Sonne nur ungern zu weichen ſchien. Jeder Graßhalm, jedes Blümchen, hatte einen brilliantnen Thautropfen auf ſich ruhen. Der ſanfte Morgenwind lies durch ein tändelndes Wehen die abgefallnen Nadeln der umherſtehenden Fichten, einen Rundtanz beginnen und ſchaukelte ſich in ihren ſchwanken Wipfeln,

Auf der einen Seite eröfnete ſich ihrem ſpähenden Auge die weite Ausſicht in eine der fruchtbarſten und lachendſten Landſchaften. Ein majeſtätiſch ſich hinwälzender Fluß durchſtrömte dieſelbe, und die auf der ſilbernen Fläche des Stromes

abwechselnd hingleitenden Schifchen belebten diesen schönen Anblick. Im Hintergrunde erhob sich eine Kette bläulicher Gebürge, deren Häupter drohend übereinander hervorragten, und die weitre Aussicht beschränkten.

Auf der andern Seite, tief unten im Thal, breitete die stille Stadt sich aus, auf deren friedliche Wohnungen Dünste verweilt hatten, die nun vom Morgenwinde in leichte Wölkchen aufgelöst wurden. Näher unter ihren Füssen, Heerden weidender Kühe, die froh in das Morgenlied ihres Hirten blöckten. Um sie her aller Arten Vögel fröhliches Gezwitscher. Allenthalben, die Schönheiten der Natur in hinreissender feyerlicher Pracht! — Gefühle mancherley Gattung drängten sich zu ihrem Herzen. So sehr ihnen am Weiterkommen gelegen war; so konnten sie sich's doch nicht versagen, sich auf dem bethauten Rasen hinzuwerfen und im Anschauen dieses Schauspiels zu schwelgen.

Hier lagen sie lange und würden noch länger verweilt haben, wenn nicht Jackmann, welcher mehr an etwas denken konnte, indem er nicht wie unser Held ein geliebtes Mädchen an der Seite hatte, zum Aufbruch ermahnt hätte. — Sie fan-

den übrigens noch keinen Platz, welcher ihnen Verborgenheit gewähren konnte, weil die Fichten nur weitläuftig ſtanden. Man mußte ſich alſo entſchließen bergab zu ſteigen. Am Fuße des Berges führte ſie der Weg durch ein romantiſches Thal, welches von einem Bache bewäſſert wurde, der am Ende deſſelben eine Mühle trieb. Ehe ſie noch an dieſelbe gelangten, bemerkten ſie einen Steg über den Bach, jenſeits deſſelben ſich dicht verwachſene Geſträuche an der Anlehne des Berges hinzogen. Zu denſelben beſchloßen ſie nun einen Zufluchtsort zu ſuchen.

Ein ſchmaler Fußpfad führte ſie in labyrintiſchen Krümmungen durch ein weitläuftiges Dickicht von Haſelſtauden, wilden Kirſch- und Kratzbeerſträuchern. Nach langem Wählen nahmen ſie endlich im undurchdringlichſten Geſträuche, durch welches ſie ſich mit Mühe durcharbeiteten, an einem Orte Platz, wo Zufall und Natur eine Art regelmäßiger Laube gebildet hatten. Es war ein Glück für unſre Wandrer, dieſen Schutz wider die Sonne gefunden zu haben, welche bey einem äuſſerſt ſchwülen Tage, glühend heiße Stralen auf die Scheitel herabſchoß. Die drü-

kende, erschlaffende Luft schloß bald die Augen der ermüdeten Reisenden zu einem tiefen Schlafe.

Es war über Mittag, als sie erwachten. Die Hitze hatte den höchsten Grad erstiegen. Selbst hier, im Schatten, drang der Schweiß unsern Freunden aus allen Poren. Kein Lüftchen regte sich, die ganze Natur schien in träger Unthätigkeit zu schmachten. — Es mochte Nachmittags um fünf Uhr seyn, als ein Wind sich zu erheben anfieng, und bald verhüllten dunkelgraue Wolken, welche derselbe herbeyführte, die hitzende Sonnenscheibe. Nach und nach verwandelte sich der Wind in Sturm, welcher, ohngeachtet der Zufluchtsort unserer Wandrer unterm Schutz des Berges lag, gewaltig in den Sträuchern hauf'te und fürchterlich durch das Thal heulte.

Bald wich der Tag einer Nacht, welche das aus den geschwärzten Wolken noch in der Ferne herabströmende Feuer nur helleuchtender machte. Auch Donner brüllten dumpf von weitem. — Endlich kreuzten die Blitze sich schon im Dunkel des Thales. Der Donner rollte heftiger und in kürzern Pausen, und sein furchtbares Getöse wiederhelten die benachbarten Berge. Das un-

aufhörliche Wetterleuchten gab dem Himmel das Anſehn eines wogenden Feuermeeres. — Röschen ſchmiegte ſich furchtſam an Fahrmann und ſelbſt dieſem und Fackmann war gar nicht wohl dabey zu Muthe, hier unterm freyen Himmel das mit allen Schrecken der Verwüſtung hereinbrechende Ungewitter auszuhalten. Und doch war kein andres Mittel, als ſich geduldig drein zu ergeben.

Nun war das Gewitter im Zenith unſrer geängſtigten Reiſegeſellſchaft. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag! Brauſen wüthender Winde von allen Seiten! ein Regenguß, der gleich einem Strome von den überladnen Wolken herabſtürzte! — Das Waſſer rauſchte von dem Berge ins Thal herab, und drohte unſre armen Freunde mit ſich fortzureiſſen. Ein Glück war es noch, daß ſie hier am Berge nichts von dem Aufſchwellen des Baches zu beſorgen hatten, welcher ſchon ſein Bette verlies und ſein Waſſer übers ganze Thal ausbreitete.

Dieſes ſchreckliche Wetter hatte bey einigen Stunden gedauert, als es anfieng nachzulaſſen. Seltner brachen die Blitze durch die dicke, ſchwarze Decke des Himmels, hohler und entfernter rollte der Donner, der nun die Blitze nicht mehr nu-

mittelbar begleitete. Endlich bemerkte man im Thale von dem Wetterleuchten gar nichts mehr und auch verstummte bald gänzlich der Donner. Der bisherige Platzregen verwandelte sich in ein sanftes Herabträufeln, und kurz vor Sonnenuntergang war der ganze Himmel wieder blau und hell und man sah die Königin des Tages noch einen Gnadenblick auf die Ränder des Thales werfen.

Unsre Wandrer athmeten wieder freyer und trösteten sich, so gut sie konnten in ihrer vom Wasser triefenden Kleidung. Es war kein ander Mittel, als selbige auf dem Leibe trocknen zu lassen. — Die nach dem Gewitter eintretende kühle Luft, machte ihnen indeß ihre Lag ziemlich unangenehm. Sie erwarteten sehnlich den Einbruch der Nacht, um sich in Bewegung setzen zu können und so, sich zu erwärmen. Indem sie sich noch Muth einsprachen und Fahrmann nicht aufhörte Röschen zu bedauern und ihr sein Besorgniß zu erkennen zu geben, daß die Nässe ihr schaden möchte, giengs auf einmal in der benachbarten Stadt, krach, krach, krach, aus den Allarmkanonen. —

Unſre Freunde fuhren von Schrecken zuſammen. Sie kannten dieſes fatale Signal, welches Deſertion anzeigte, zu gut, um über die Veranlaſſung dazu ungewiß zu ſeyn. Ob es ſie zwar nicht perſönlich angieng, ſo war es ihnen doch nichts weniger, als gleichgültig. Die Wachſamkeit und die Anſtalten, welche daſſelbe in der ganzen Gegend umher zur Folge hatte, konnte auch ihnen gefährlich werden. Nicht minder hatten ſie die militäriſchen Nachſetzer zu fürchten, welchen auszuweichen eben ſo nothwendig war, als wären ſie ſelbſt diejenigen geweſen, welche man ſuchte.

Drittes Kapitel.

Neue Gefahren.

Das Sicherſte, unter den oben angeführten Umſtänden wäre geweſen, ſo wie die erſte Nacht ihrer Entweichung aus O... ſtill liegen zu bleiben, bis die erſte und gröſte Gefahr vorüber war. Allein das lies ſich dermalen gar nicht thun. Auſſer, daß ſie das Stilleliegen in ihren

ganz durchnäßten Kleidern nicht länger auszuhalten vermochten; so war auch das letzte Krümchen ihres Proviants verzehrt, und man sah hier kein Mittel, sich neuen zu verschaffen, weil man zu einer Zeit, da jedes Thier auf der Lauer war, selbst Köchen gehen zu lassen nicht wagte. Wie leicht konnte man sie nicht befragen. Und was sollte sie bey der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Gegend und den Namen der Oerter zum Bescheid geben? — Das gute Mädchen wünschte sich jetzt herzlich ihre Frauenzimmerkleider, um der Noth ihrer Freunde abhelfen zu können. — Nach einigem Abwägen des Pro und Contra, sah man sich genöthigt, den Entschluß zu fassen, sobald es nur irgend ein wenig dunkel würde, sich auf den Weg zu machen und dann mit verdoppelter Vorsicht auf der Hut zu seyn.

Kaum blinkte der Abendstern vom blauen Gewölbe herab, als unsre von Nachtkälte erstarrte Wandrer ihre Laube verließen und sich in Marsch setzten. Sie giengen über den Bach zurück und auf die Mühle zu, bey welcher sie vorbey mußten.

Sie waren nicht mehr ein zwanzig Schritt davon, als Fahrmanns scharfes Auge etwas neben der Thüre blinken sah. Man stunte ein wenig. Da alles still war, und das was blinkte unbeweglich blieb; so nahm es unser Held auf sich, allein hinan zu schleichen und die Sache zu untersuchen. Indeß seine Gefährten auf ihre Stelle blieben, gelangte er auf den Zehen an die Mühle. Er sah nun mit nicht geringem Entsetzen, daß das, was von weitem geblinkt hatte, drey Musketen waren, welche an der Wand angelehnt standen. Er faßte demnach Muth, und da er in der Stube Mannestimmen vernahm, stieg er auf eine Bank, welche sich unter einem der Fenster befand, um hinein zu sehen. Nun fielen ihm gleich drey Soldaten in die Augen, welche bey der Schüssel saßen, und er konnte ganz deutlich hören, daß sie sich mit den Wirthsleuten von den Deserteurs unterhielten. Da Fahrmann diese Lage der Dinge für sehr beauem fand, bey einem so gefährlichen Passe verder zukommen; so wollte er nicht länger beym Herchen weilen. Zu mehrerer Vorsicht band er mit einem seiner Strumpfbänder von außen die Hausthüre zu, damit, wenn man sie ja durch

einen Zufall im Vorbeygehen bemerken sollte, wenn sie nicht ohne Zeitverlust verfolgen könnte.

So gut diese Vorsichtsanstalt ausgesonnen war, so nöthig wurde sie auch. Denn, obwohl unsre Flüchtlinge glücklich und unbemerkt vorbeygeschlichen waren; so verrieth doch, als sie eben an der Brücke kamen, ein im Mühlenhofe befindlicher Kettenhund durch sein Bellen den Soldaten in der Stube, daß Jemand draussen sey. Eiligst stürzen sie nach der Hausthür, und indem sie unter nicht geringer Verwunderung, dieselbe von aussen verschlossen zu finden, bemüht waren sie zu öfnen, überliessen sich unsre Flüchtlinge mit solcher Schnelligkeit ihren Füssen, daß, als die Soldaten, welche die Thüre mit aller Gewalt nicht auf zu machen vermochten, den Weg zur Hinterthür herumnahmen, weder etwas von ihnen sahen noch hörten. Man glaubte schon, daß der Hund nur einen falschen Lärm gemacht habe; als man aber das Band gewahrte, womit Jahnmann die Flucht gedeckt hatte; so zweifelte man nicht mehr, daß die Deserteure hier passirt wären.

Dem Müller wurde sogleich auferlegt, seine beyden Pferde vorzuführen. Da diese aber auf der Weide waren, da dieselben, als man sie bey

einer Viertelſtunde weit hergeholt, erſt aufgezäumt werden mußten; ſo erhielten unſre Wanderer, die noch nicht nachgelaſſen hatten, mit möglichſter Geſchwindigkeit fortzueilen, bey allen dieſen Verſäumniſſen einen Vorſprung von beynah drey Viertelſtunden. Zwey Soldaten ſchwangen ſich zu Pferde. Als ſie aber ſahen, daß die ſchwerfälligen Müllergäule nicht aus ihrem gewohnten, bedachtſamen Schritt zu bringen waren, und wohl begriffen, daß ſie auf dieſe Weiſe keine flüchtige Deſerteure einholen würden: ſo gaben ſie das Nachſetzen auf und kehrten in der Mühle zurück.

In der Zeit hatte die beflügelte Reiſegeſellſchaft ein gutes Stück Weges zurückgelegt, und fühlte bereits, daß ihre Kleider trockner und minder ſchwer wären. Schon wünſchten ſie ſich Glück, daß ſie der ſo nahen Gefahr entronnen waren, und erlaubten ſich wieder einen gemächlichern Schritt. Sackmann gieng eine kleine Strecke voran, und unſer Held folgte mit Röschen am Arm, ſüß mit ihr koſend, hinter her. — Als man ſich eben auf einer Landſtraſſe befand, welche von beyden Seiten mit hohen, das Geſicht beſchränkende Hecken, eingefaßt war, mach-

te Sackmann plötzlich halt und stand wie eingewurzelt.

Sahrmann, der dies glücklicherweise sogleich bemerkte, blieb einer für einen solchen Fall genommenen Abrede gemäß, auch augenblicklich stillstehen. Nach einer Weile kam endlich Sackmann zu den hintersten Weyden hergeschlichen und entdeckte ihnen, daß sein plötzliches Stillstehen durch einige Stimmen veranlaßt worden sey, welche er in einer kleinen Entfernung vernommen habe, und daß er vermuthe, es müsse sich hier gleich ein Dorf befinden und daß die Redenden Wachen wären, welche man wegen der Deserteure ausgesetzt habe. — Sahrmann meynte, man müsse das doch erst erforschen, um sich nicht vielleicht ohne Noth von ihrem Wege abdringen zu lassen, und erbot sich, als der leichteste zu Fuß, sich dieser Untersuchung zu unterziehen. Sackmann und Röschen sollten indeß noch um einige hundert Schritt zurückgehen, wo er sie wohl wieder treffen wollte. —

Das geschah denn. Unser Held zog seine Stiefel aus und stahl sich auf den Strümpfen leise längs der Hecke hin, nach dem Ort, wo Sackmann die Stimmen gehört haben wollte.

Bald

Bald ward er überzeugt, daß sein Freund sich nicht geirrt hatte. Er schlich sich mit größter Behutsamkeit näher hinzu, bis er die Redenden verstehen zu können glaubte. Er spitzte die Ohren trefflich und vernahm in der Landessprache, die er in O... ziemlich erlernt hatte, folgendes Fragment eines Dialogs.

Eine Stimme. Ja, Jonatz, ich steck Dir gewaltig in der Klemme. Wenn ich übermorgen nicht Geld schaff' werd' ich gepfändet —

Zweyte Stimme. Geht mir 's wohl besser? — Hab' mich vorigesmal von der Execution noch losgebettelt, aber — wies nun werden soll, das weis die heilige Mutter Gottes! —

Erste Stimme. Man traktirt den armen Bauer aber auch wie's Vieh! Man kann bey Tage nicht so viel erarbeiten, als die Herren immer haben wollen, und des Nachts....

Zweyte Stimme. Horch! regt sich nicht was auf der Straße?

Erste Stimme. (nach einer Pause.) Ich höre nichts. — Ja, das wär 'ne schöne Sache, wenn wir so die Deserteure attrapiren könnten! Lohnt doch für jeden Kopf zwölf Gulden. —

Zweyte Stimme. Freylich! wär das für unsereins 'ne gute Hülfe! — Sollten mich zwar dauern, die armen Kerle: doch, wenn einem so das Messer an der Kehle steht, wer kann da Mitleiden mit andern haben? —

Sahrmann hatte genug gehört. Wie man doch um kleiner Konvenienzen willen, so recht geflissentlich das moralische Gefühl des Volkes tödtet! dachte er bey sich selbst und kehrte so behutsam als er gekommen war, zu seinen Gefährten zurück, welchen er erzehlte, was er vernommen hatte. Nach einiger Ueberlegung beschloß man, seitwärts durch die Hecke zu brechen und querfeldein zu versuchen, ob man um das Dorf herum kommen könne.

Nur mit Mühe bahnte man sich einen Weg durch die starke, dickverwachsene Hecke, und zerkratzte sich nicht wenig Hände und Gesicht, weil sie zum Theil aus Dornensträuchern bestand. Hierauf gelangten sie ins Getreide, durch welches sie schräg hingiengen. Man fand auf der andern Seite des Feldes gleichfalls eine Hecke. Man arbeitete sich auch durch diese hindurch und sah sich wieder auf einer Landstraße, die mit der

erstern parallel zu laufen schien und gleich derselben mit Sträuchern eingefaßt war.

Viertes Kapitel.

Incidit in Scillam, etc.

Als sie diesen Weg eine kurze Zeit entlang gegangen waren, sagte Sackmann, er werde ein Wenig zurückbleiben, Hahrmann und Röschen sollten aber nur sachte weiter gehen, er wolle sie schon wieder einholen. — Letztre Beyde setzten ihren Marsch daher ganz langsam fort. Sie mochten wohl Sackmann ein paar hundert Schritt im Rücken haben, als sie hinter sich Pferdegetrappel vernahmen. Darauf hörten sie eine Stimme: „Hier, hierher! Ich hab' Jemand gesehen; es sprang über den Weg. — Hier muß es seyn! Hier, ist es hingesprungen!" — — Gleich darauf: „Hier ist er! — Ich hab 'n — — Wer bist Du?" — — Einen Augenblick hernach hörten sie mit unbeschreiblichem Entsetzen Sackmanns Stimme, welcher sich beklagte, daß man ihn als einen ehrlichen Reisenden, gleich einem Straßenräuber anpacke. — Die Andern er-

wiederten: daß, wenn man an ihm nichts Sträfliches finden werde, er gar nichts zu besorgen habe; jetzt möcht' er aber nur ohne Widerrede folgen, ausserdem man sich genöthiget sehen würde, ihn durch Zwangsmittel dazu zu bewegen. — Jackmann erwiederte auf diese Erklärung wenig oder nichts, und man hörte die Reiter den Weg einher kommen.

Röschen und Jahrmann bebte das Herz im Leibe. Dieser wollte schon seinem Freunde zu Hülfe eilen, unterlies es aber doch auf Röschens mit Thränen begleitete Bitte und Vorstellung. — „Nun, so müssen wir doch wenigstens sehen, wie 's mit dem armen Jackmann geht!" sagte unser Held und zog sein Mädchen bey der Hand auf die Seite, an die Hecke hinan, wo es wegen des dunkeln Schattens unmöglich war, sie zu entdecken, und sie doch ihrerseits die Gegenstände in der Mitte der Straße, unterscheiden konnten.

Bald sahen sie mit unaussprechlichem Jammer ihren Freund Jackmann in der Mitte zweyer Reiter vorbeyführen. Als sie ein funfzig Schritt weg waren, gieng unser verscheuchtes Paar aus seinem Hinterhalte hervor und schlich den Reitern

nach. Es dauerte nicht lange, ſo befanden ſie ſich am Eingange eines Dorfes. Röschen bat Fahrmann um aller Heiligen willen, beſchwor ihn, bey der ihr ſo oft betheuerten Liebe, nicht weiter zu gehen. Es koſtete Mühe, dieſen warmen Freund abzuhalten, ſeinem Sackmann zu folgen. So wahr es war, daß unſer Held zu deſſen Beſten nichts thun konnte, und daß er ſich, ohne ſeines Freundes Schickſal zu ändern, einer ähnlichen Gefahr ausſetzte: ſo vermochten dieſe Gründe doch nur in Röschens Munde und durch die Vorſtellung, wie unglücklich er auch ſie machen könne, auf ihn zu wirken. — Die Liebe triumphirte — und triumphirte hier ohne ein Unrecht an der Freundſchaft zu begehen; indem dieſe wohl ſich aufopfern, aber keinesweges Hülfe ſchaffen konnte.

Nachdem man noch ein Wenig auf der Lauer geweſen war und nichts weiter von dem armen Sackmann ſah noch hörte, entriß ſich Fahrmann mit Gewalt ſeinem Poſten und ſchlug, ſein Liebchen am Arm, rechts einen Fußſteig ein, der um das Dorf ſich herum zog. Sehr traurig, aber raſchen Schrittes, gieng nun der Marſch vorwärts, da Röschen an die Nothwendigkeit ein-

nerte, noch vor Tage in die Nähe eines andern bewohnten Ortes zu kommen, um sich mit dem so bedürftigen Proviante versehen zu können. Der Mangel an Lebensmitteln und der Gedanke, daß sein Mädchen morgen hungern werde, war allein im Stande unsern Helden zu bewegen, diese gefährliche Gegend so gänzlich zu verlassen. Hätte man wagen können, in dem Dorfe, wohin Hackmann gebracht worden war, seinen nothdürftigen Vorrath einzukaufen; so wäre Harmann demselben gewiß noch einige Tage in der Nähe geblieben, um von dem verlohrnen Freunde Kunde einzuziehen. — Ein Glück auf der einen und auf der andern Seite ein Unglück für Hackmann, war es, daß die Reisekasse in Röschens Verwahrung geblieben war, indem diese, weil sie immer den Einkauf besorgte, selbige vom Anfange an bey sich geführt hatte.

Der anbrechende Tag traf unser liebes Paar dicht vor einem ansehnlichen Dorfe. Sie sahen sich einen bequemen Ort im Getreide aus und lagerten sich. Die Betrübniß über den traurigen Verlust ihres Reisegefährten und die Sorge wegen dessen Schicksal, verscheuchten dasmal den Schlaf von ihren Augen, vermochten aber nicht, sie

vor dem nagenden Zahn des Hungers fühllos zu machen. Die Zeit wurde ihnen daher sehr lang, ehe Röschen sich zum Einkauf ins benachbarte Dorf begeben konnte.

Fünftes Kapitel.

„L' homme et la femme eſt choſe bien fragile;
Sur la vertû gardés vous de compter.
Le vaſe eſt beau, mais il eſt fait d'argile:
Un rien la caſſe — — — —“

Voltaire.

Endlich verkündigte das tönende Horn des Hirten und das Durcheinanderblöcken der nach der Weide sich sehnenden Dorfheerde, daß die Landleute auf den Beinen wären. Röschen machte sich nun gleich von dannen um die ausgeleerten Magazine zu füllen. Sie brachte dasmal nichts, als Brod, Butter und Käse, womit sie aber so

reichlich verſehen war, daß man noch auf den folgenden Tag Proviant zu haben rechnete. Der Mundkoch Hunger bereitete ihnen aus dieſen einfachen Nahrungsmitteln ein leckeres Mahl. — Das nun befriedigte Bedürfniß des Magens, nebſt den wärmenden Stralen der Sonne, die die immer noch feuchten Kleider unſrer Freunde trockneten, hatten auch einen aufmunternden Einfluß auf ihre Gemüthsſtimmung. Sackmanns Unfall hörte zwar nicht auf, ſie zu betrüben; aber er erſchien ihnen jetzt weniger ſchrecklich, indem man bald darinn übereinkam, daß er ſo ſehr viel nicht zu befürchten habe, weil er ſich doch gewiß nicht ſelbſt als einen Deſerteur angeben werde und er nichts bey ſich führe, was zum Beweiſe gegen ihn dienen könne; auch überdies die Entfernung von O. . . zu groß ſey, um von dieſer Seite etwas für ihn beſorgen zu dürfen. Am Ende beruhigte man ſich über deſſen Schickſal ſo ziemlich und beklagte größtentheils nur den Verluſt eines lieben Reiſegefährten und deſſen von baaren Mitteln entblößten Zuſtand.

Sackmanns Abweſenheit brachte in Anſehung der beyden Liebenden bald eine Veränderung hervor. In ihren Umgang ſchlich ſich jetzt ein

ganz andrer Ton ein. Der dritte Mann fehlte nun, und mit ihm fiel der Beweggrund weg, sich über Dinge zu unterhalten, die auch Jenen interessirten, und welcher die beyden Liebenden verhindert hatte, blos ihre Herzensangelegenheiten zur Materie des Tages zu machen. Von nun an aber, hatte das süsse Liebesgeschwätz kein Ende und wurde immer wärmer und wärmer. Röschens unerfahrne Unschuld, welche das Gefährliche einer solchen Lage nicht kannte, und die überdies mit einem unbeschränkten Vertrauen an ihrem Sebastian hieng, überlies sich den Trieben ihres Herzens ohn' alles Bedenken. Auch Fahrmann blieb in seiner Seele immer noch der ehrliche Liebhaber, der er bisher gewesen war. Der Entschluß, sich kein Attentat wider die Unschuld seines Mädchens zu erlauben und es von Zeit zu Zeit in ihm erwachenden Lüste des alten Adams, jederzeit mit aller Macht zu bekämpfen, stand immer noch fest in ihm. Dennoch begann seine Liebesflamme mit jeder Minute heftiger zu lodern. Röschen, in deren Adern auch ein ihr unbekanntes Feuer sich verbreitet hatte, erwiederte Fahrmanns Liebkosungen in dem Grade, als sie sie empfieng. — Schon wagte dieser sei-

ne Hand auf des Mädchens weichgepolsterte Weste schwelgen zu lassen; doch nie, sobald er sich seiner Distraktion bewußt wurde, ohne sich die Zusage zu wiederholen, sich gewiß nichts Mehreres zu erlauben. —

Aber — was ist der Mann von Staub im Kampfe mit der Leidenschaft? — Ein Strohhälmchen, das sich dem Wirbelwinde widersetzt und das dieser im Kreise nach Willkühr mit sich herumtreibt! — Wie ohnmächtig ist das Widerstreben einer selbst durch Uebung gestärkten Tugend beym Sturm der Wollust! — Die Schwäche thut einen geringen Widerstand und weicht am Ende — wenn nicht ein günstiger Umstand ihr zu Hülfe eilt — der stärkern Macht! — Männlicher und entschloßner, als wir es ihm zugetraut hätten, kämpfte Fahrmann gegen die Angriffe der Wollust auf seine Vorsätze: aber — da diese Zauberin an der stufenweise steigenden Vertraulichkeit und an der Gelegenheit zwey sehr mächtige Bundesgenossen erhielt; so haben wir wenig Hofnung, unsern Helden zuletzt als den siegreichen Theil zu erblicken. — Wir kehren vor der Hand zu der Reisegeschichte unserer Freunde zurück. —

Der erste Tag nach ihrer Trennung von Sackmann vergieng, und mit der Rückkehr der Finsterniß, traten sie ihre Wanderschaft wieder an. Sie machten ohne Hinderniß einige Meilen ab, und nahmen mit Tagesanbruch ihren Sitz in einem kleinen dichten Birkenwäldchen, weil sie kein Getreidefeld ersehen konnten. Ihr Proviant reichte diesen Tag noch aus, welches auch ein grosses Glück war, indem sie diesmal kein Dorf in der Nähe zu entdecken vermochten. Die folgende Nacht legten sie wieder ohne allen Zufall, ein ziemliches Stück Weges zurück. Mit der Morgenröthe sahen sie sich unweit einer Stadt, welche mit Wällen umgeben war und an einem ansehnlichen Flusse lag, der sich gerade vor ihnen hinschlängelte. Dieser Anblick setzte sie in Verlegenheit. Sie konnten nicht über das Wasser kommen, ohne die Stadt zu passiren, weil die Brücke unmittelbar am Thore aufhörte. Hierzu konnten sie sich aber nicht entschliessen. Es blieb ihnen also kein Ausweg übrig, als längs dem Flusse fortzugehen, bis sie einen andern Uebergang fänden.

Sie hatten schon zwey Nachtreisen an diesem Flusse gemacht, und noch hatten sie keinen Ort

finden konnen, wo mit Sicherheit überzukommen war. Sie trafen zwar auf verschiedne Brücken, allein sie befanden sich immer bey Städten, und Schlagbäume und Schilderhäuser, die Zeichen einer Garnison, welche sie zum Glück noch stets zeitig genug entdeckten, waren ihnen eine Warnung, den Uebergang zu unterlassen. — Am Ende, da sie bemerkten, daß der Fluß nicht mehr so breit als anfänglich sey, und da Fahrmann, der keine Schiffart mehr auf demselben wahrnahm, mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit muthmaßte, daß man doch irgend einen Furth oder seichten Ort zum Durchwaten, finden würde, den man aber bey Nacht nicht sehen könnte; entschloßen sie sich, ihre Reise bey Tage fortzusetzen. Das konnten sie jetzt um so eher wagen, da der große auffällige Jackmann nicht mehr bey ihnen war, und sie sich überdieß von der Stadt, aus welcher die letzten Allarmschüße geschehen waren, schon beträchtlich entfernt hatten. Fahrmann sehnte sich recht herzlich nach einem Orte der Ruhe und der Sicherheit, besonders, da Röschen seit einigen Tagen über Uebelbefinden klagte, welches er den ungewohnten Fatiquen und der Entbehrung warmer Nahrungs-

mittel zuſchrieb. Er rechnete, wenn man nur erſt dieſen fatalen Fluß im Rücken hätte, nun bald die P**ſche Grenze zu erreichen, wo ſie dann nichts mehr zu beſorgen hatten.

Nachdem ſie alſo denſelben Abend den Aufbruch etwas verſchoben hatten, indem ſie ſich erſt um Mitternacht auf den Weg machten, ſetzten ſie auch nach Anbruch des Tages ihren Marſch fort. Da es nicht heiß und der Himmel bedeckt war, ſo ſchritt man recht gut zu. Man wagte es durch einige Dörfer mitten durch zu gehen, und kein Menſch hielt ſie an. Nach einer Tour von beynah ſechs Stunden, während welcher ſie doch hin und wieder ausgeruhet hatten, befanden ſie ſich vor einem anſehnlichen Flecken. Nach einer kurzen Berathſchlagung beſchloſſen ſie hier einzukehren und ſich einmal das ſo lang entbehrte Labſal eines warmen Kaffees zu gewähren. Sie zogen daher muthig in den Gaſthof ein und forderten Kaffee und einen Anbiß. Wie das liebe Getränk ihnen mundete, das kann nur ein Liebhaber deſſelben beurtheilen. Man delebrirte ſchon, ob man ſich nicht auch mit einem Gericht warmen Eſſen regaliren wollte, als Fahrmann auf einmal Etwas ins Auge fiel, das ihn

zu einem plötzlichen Abschied aus dem Gasthofe bestimmte. Er sah nehmlich zwey Dragoner in den Hof einreiten, welche sogleich abstiegen und ihre Pferde zu Stalle brachten. Indeß diese Herren mit ihren Thieren beschäftigt waren, bezahlte Röschen eiligst die Zeche, und auf und davon schlichen unsre Wandrer zur Hinterthüre hinaus und erreichten bald die Landstraße. Schon hatten sie den Flecken eine gute halbe Stunde hinter sich, und noch immer zitterten ihnen alle Glieder.

Der Anblick der Dragoner, welcher die Furcht vor Gefahren wieder in ihnen rege gemacht hatte, verwahrte die Beweggründe zu dem Wunsche, bald möglichst über den Fluß zu kommen, der sie ganz von ihrem Wege abgebracht hatte; indem sie nun nach Süden giengen, statt daß sie, ihrem Reiseplan gemäß, ihre Richtung nach Osten nehmen sollten. Endlich ward das so sehnliche Verlangen, jenseits zu seyn, erfüllt. Es war beynah Mittag. Unsre jungen Leutchen waren herzlich müde, und rathschlagten sich, ob sie es nochmals wagen wollten, in einem seitwärts liegenden Dorfe Mittag zu machen; als sie unweit vor sich einen Weg sahen,

der den ihrigen durchschnitt, und also wahrscheinlich nach dem Fluße führen mußte, welcher linker Hand, ein fünf hundert Schritt von ihrer Straße hinfloß. Sie schlugen diesen Weg ein, und befanden sich zu ihrer großen Freude bald am Wasser, durch welches derselbe mitten durchgieng. Da sie bey der Klarheit desselben sahen, daß es gar nicht tief war und sie füglich durchwaten könnten, ohn' einmal sich die Knie naß zu machen; so besannen sie sich nicht lange, giengen zu Wasser und erreichten bald das erwünschte jenseitige Ufer. Ein Dorf lag hier dicht vor ihnen.

Die Gegend auf dieser Seite, war von der gegenüberliegenden Landschaft ganz verschieden. Diese war eine unabsehbare Ebne, in welcher die Dörfer wie hingestreut lagen, und wo man auf einem schwarzen Boden zwischen grünen Auen und fruchtbaren Getreidefeldern hinwandelte. Die disseitige Gegend war rauh und wüste. Unmittelbar am Flusse zog sich eine lange unfruchtbare Fläche hin, auf welcher ein geringes Schafgeschlecht kaum seine kümmerliche Nahrung gewann. Nur in großer Entfernung von einander, erblickte man hin und wieder einmal ein

Dorf oder auch nur ein einzelnes Haus, und selbst diesen Wohnplätzen sah man es an, wie sauer es den Menschen hier wurde, der kargen Natur ihren Unterhalt abzugewinnen. Gleichlaufend mit dem Flusse, wurde diese traurige Ebne von einer Waldung begrenzt, die unsre Wandrer schon seit einigen Tagen neben sich bemerkt hatten. Wo der Wald anfieng, begann auch das Erdreich sich zu erheben, und man sah in der Ferne, wie die Hügel sich nach und nach zu Bergen und die Berge zu Gebürgen sich aufthürmten.

Unsre Freunde beschlossen, in dem vor ihnen liegenden Dorfe Mittag zu machen, sich dort auf den Fall der Noth mit Lebensmitteln zu versehen, und dann auf den gedachten Wald ihren Weg zu nehmen, weil Fahrmann nach seiner Karte fand, daß sie, um die P**sche Grenze zu erreichen; ostwärts, quer durch den Wald, am Fusse des Gebürges hingehen müßten. Das Gebürge, von welchem wir reden, war kein anderes, als die große K...sche Gebürgskette, welche sich zwischen P** und U** hinzieht.

Sie fanden in dem gedachten Dorfe ein ziemlich gutes Wirthshaus. Ein wohlbereitetes Gerichr

richt Ochsenfleisch mit Reis, war ihrem Gaum ein so neues Labsal, daß sie sich beynah nicht ersättigen konnten. — Nachdem sie einige Stunden ausgeruhet hatten, machten sie sich zum Aufbruch bereit und erkundigten sich nach der Entfernung eines Ortes und nach dem Weg dahin, den Fahrmann auf seiner Karte gefunden und der ihm auf der Straße zu liegen schien, welche sie sich vorgezeichnet hatten. — Der Wirth berichtete sie, daß der Ort noch über drey Meilen entfernt sey, und daß bis zu demselben, sich auch nicht eine Hütte befände, wo sie einkehren könnten. — Heut noch drey Meilen zu gehen, war für unsre, von einer so weiten Tour ermüdete Wandrer unmöglich, und da sie auch nicht Lust hatten, die Nacht im Walde unter freyem Himmel zuzubringen; so fanden sie es für das Beste, hier wo sie waren, Nachtquartier zu machen und morgen mit dem Tage aufzubrechen.

Eine solche Ruhe war ihnen recht zuträglich. — Es verursachte ihnen eine ganz fremde Empfindung, sich wieder zwischen vier Wänden und unter einem Dache zu befinden. Kaum begann die Sonne sich zu neigen, als sie verlangten, ihnen die Schlafstelle anzuweisen. Der Wirth

führte sie in ein reinliches Dachstübchen, worinn ein großes Bette stand, das sie einnehmen sollten. Röschen, die ohne Bedenken im Heu und im Getreide so manche Stunde in Jahrmanns Arme geruhet hatte, fühlte bey all ihrer unschuldigen Unbefangenheit doch ein Etwas in sich, das wider das Liegen mit einer Mannsperson in einem Bette, Einwendungen machte. Sie hatte keinen andern Grund, dies für unschicklich zu halten, als daß sie von solchen Mädchen immer sehr übel hatte urtheilen hören, welchen man schuld gab, daß sie mit Mannspersonen zu Bette gegangen wären. Indeß wagte sie doch nicht von ihrer Bedenklichkeit etwas gegen ihren Geliebten auszulassen.

Jahrmann seinerseits, obwohl tief in einer Falte seines Herzens sich einiges Vergnügen über diese Anordnung des Zufalls regte, fand sich dennoch etwas betroffen darüber. Die ehrsame Gouvernante, Vernunft, rieth ihm die Sache abzuändern. Die Sinnlichkeit aber fand, daß sich solches nicht thun ließe; da man ohne dem Wirthe Röschens Geschlecht zu verrathen, gar keinen Vorwand habe, denselben um ein anderes Arrangement anzugehen. — Als sie sich allein

befanden, bemerkte er an dem Mädchen etwas, das wie Unentschlossenheit aussah. Er selbst war verlegen. — Indeß, da er in der Geschwindigkeit überlegte, daß es ja fast eins sey, ob man im Bette oder auf dem Rasen mit einem Mädchen liege, und nachdem er sich's von neuem aufs heiligste angelobt hatte, nichts wider die Gesetze der Tugend zu unternehmen, faßte er endlich den Muth, Röschen zu ermahnen, Platz zu nehmen, und dieses sanfte Geschöpf, zu sehr gewöhnt ihrem Sebastian nie zu widersprechen, hatte nicht das Herz etwas dawider einzuwenden.

Nach nochmals abgelegtem Gelübd der Keuschheit, folgte endlich auch Fahrmann seinem Röschen aufs gemeinschaftliche Lager. Vermöge einer stillschweigenden Uebereinkunft, hatte man blos Rock und Stiefel ausgezogen und legte sich so in Kleidern nieder. Unser Held, dem vorher der Schlaf gewaltig in den Augen gedrückt hatte, war nun auf einmal so munter, als hätte er, gleich jenen heiligen Siebenschläfern, Jahre lang in einem weg geschlafen. Das Herz und die Pulse flogen ihm, als wenn ihnen aufgespielt würde. — Röschen gab nicht ein Mückchen von sich.

Endlich fand er's doch für schicklich, mit dem Mädchen ein Wort zu sprechen. — Er fragte sie, wie sie sich in den ungewohnten Federbetten befinde, und sie versicherte ihn ihrerseits, daß dieselben ihr recht behagten. „Und mir auch," erwiederte Fahrmann, "besonders — an Deiner Seite, süßer Engel!" — Die letzten fünf Worte entwischten ihm wider Willen, und eben so, ohne daß er sich's zu versagen vermochte, rückte er an Röschen hinan, schloß sie in seine Arme und küßte sie mit wollüstiger Innbrunst. Nun begannen die zärtlichsten Reden zu wechseln. Röschen vergaß bald ihre Bedenklichkeiten gegen das gemeinschaftliche Bette und fand es nun recht angenehm, im Arm ihres Sebastians auf weichen Federn zu ruhen. Schon überschritt Fahrmanns Hand die sich zugesagte Enthaltsamkeit; schon begann seine Zunge die zärtlichsten Namen, welche er seinem Mädchen gab, herab zu stammeln. Röschen, wußte selbst nicht, wie ihr zu Muthe war. Ihre Gedanken lös'ten sich endlich in eine Art eines höchst angenehmen Nichtbewußtseyns auf; während welchem sie Fahrmann, der auch wenig mehr dachte, sondern nur von dem in ihm pri-

ckelnden Triebe sich leiten lies, Alles gestattete, was er mit ihr vornahm. Die Barrieren, welche der männliche Anzug, seinen nun von Nichts mehr gezügelten Begierden entgegensetzte, waren bald aus dem Wege geräumt, und — Röschens jungfräulicher Kranz war verscherzt. —

Fahrmann seufzte in der Stille über seine Schwäche, und ein heimlicher, ihn strafender Vorwurf, stieg in seiner Seele empor. Auch Röschen entdrängten sich Seufzer: warum? — davon konnte sie sich wohl selbst nicht Rechenschaft geben. — Unser Freund, der wie wir schon wissen, unangenehme Empfindungen nicht gern wurzeln lies, suchte und fand bald einen Beruhigungsgrund für den Schmerz, den ihm ein ziemlich derber Biß seines Gewissens verursachte. Dieser bestand darinn, daß er bedachte, wie der an Röschen verübte Raub ihres besten Kleinods, ja nur ein anticipirter Genuß seiner künftigen ehelichen Rechte sey, und daß er durch redliche Erfüllung seines ihr gegebnen Wortes, sie zu seiner Gattin in optima forma zu machen, ja Alles wieder vergüten werde. — Nachdem er diesen Punkt mit sich abgemacht hatte, fand nun weiter kein Bedenken statt, sich unaufhaltsam

allen den Entzückungen zu überlassen, deren er in Röschens Armen genoß und die dieselbe im höchsten Vollgenuß mit ihm theilte. —

Es war schon spät in der Nacht, als Morpheus dem Liebesgotte die Waffen entwand und unsre Liebende mit seinem Zauberstabe in einen festen Schlaf versenkte, während welchem aber der gutmüthige Gott dafür sorgte, daß die reizendsten Träume sie umgaukelten. — Es war ihnen daher ein sehr unangenehmes Geräusch, als der Wirth, wie sie den Abend zuvor bestellt hatten, sie durch ein starkes Pochen an der Thüre um vier Uhr des Morgens aufweckte. Indeß, that man sich Gewalt an und machte sich rasch aus den Federn.

Sechstes Kapitel.

Mühseeliges Herumirren in den R... schen Wäldern.

Nach eingenommnen Frühstück, bey welchem Röschen etwas schüchterner als gewöhnlich ihren Fahrmann anblickte, und dieser dem Mädchen

seine Zärtlichkeit nicht gnugsam zu bezeugen wußte; verließen sie ihr Nachtquartier und erreichten in einigen Stunden den Wald. — Es war ein entzückender Morgen. Finkenschlag und Holztaubengegirr feyerten denselben im romantischen Dunkel des ehrwürdigen Forstes. Man erblickte hier wenig Bäume, die nicht Jahrhunderte in die Vergangenheit hätten herabsinken sehen. Die schwarze Tanne, die dunkelgrüne Fichte schattirten angenehm mit dem muntern Grün der Eiche und der Buche, und ihre stolze Wipfel schienen um die Wette nach den Wolken hinan zu streben.

Unsre Wandrer empfanden das Alles lebhaft. Ihre Herzen schwammen in Entzücken. Sie hatten keine Worte dafür. Nur zuweilen begleitete ein: „o wie schön! o wie herrlich!" einen Händedruck, den ihre Seelen verstanden. Nicht selten blickte auch ein feuchtes Auge gen Himmel, in welchen Dankgefühl sich mahlte, und sie fühlten bey diesem dem Allvater dargebrachtem Opfer ein Wohlbehagen, das an Wollust grenzte und das den gut organisirten Seelen wohl bekannt ist. — Wehe, zweyfaches Wehe, über den Marmorblock in Menschengestalt, der in Augenblicken, da es ihm so recht wohl ist, nicht das

Bedürfniß fühlt, nicht hohe Wonne darin findet, dem Geber dort oben eine dankbare Zähre zu zollen! —

Je weiter unsre Freunde kamen, je mehr erhob sich der Erdboden. Schon hatten sie einige ziemlich beträchtliche Anhöhen erstiegen. Sie mochten wohl ein paar Meilen gemacht haben, als ihre Straße sich vor ihnen in vier Wege theilte. Da die Wahl einige Ueberlegung erforderte, überdieß das Berganſteigen sie wacker ermüdet hatte; so beschlossen sie hier auszuruhen, wo eine Art natürlicher Rasenbank am Fuße einer uralten Buche, an deren Wurzel ein klares Bächelchen vorbeyrieselte, ihnen ein recht angenehmes Plätzchen anbot. Man stärkte sich durch Speis' und Trank, und zum Nachtisch pflückte Röschen Erdbeere.

Nach eingenommenen Mahl, sank Fahrmann an Röschens Brust und Arm in Arm entschlummerten sie, indem der murmelnde Bach und der Gesang der Waldvögel sie einlullten. Das zärtliche Pärchen schlief ein drey Stunden weg, und es war schon über Mittag, als sie erwachten. Nun wurde gerathschlagt, welcher von vier vor ihnen liegenden Wegen der beste seyn

mochte. — Der äußerſte, zur linken Hand, ſchien ſie zu weit nach dieſer Seite zu führen. Die beyden äußerſten zur Rechten, meynten ſie ganz vermeiden zu müſſen, weil ſie für ſehr wahrſcheinlich hielten, daß dieſelben nach dem Gebirge giengen. Nachdem man Karte und Kompaß befragt hatte, wurde dann der mittelſte gewählt, ob er ſchon nicht ſo befahren, als die übrigen war.

Als ſie dieſe Straße einige Zeit verfolgt hatten, geriethen ſie durch eine abermalige Theilung derſelben in neue Verlegenheit. Da ſie, im Geſpräch begriffen, eben nicht allzu aufmerkſam auf ihren Weg geweſen waren; ſo hatten ſie unbemerkt gelaſſen, wie derſelbe ſich ziemlich nach der rechten Hand hingebogen hatte. In der irrigen Meinung alſo, daß ſie ſich noch immer in ihrer vorigen Richtung befänden, wählten ſie daher von den beyden neuen Wegen den zur Rechten ohne Bedenken, weil er ihnen am meiſten gerade aus zu gehen ſchien.

Sie giengen und giengen, und es wollte ſich ihnen noch keine Spur von einer bewohnten Gegend zeigen, obſchon ſie ihren heut zurückgelegten Weg ganz bequem zu drey Meilen berechnen konnten. Die Begierde, irgend ein Dorf oder

ein Haus zu erreichen, beflügelte ihre Schritte, und Schweiß träufelte von ihren Stirnen. Aber der Weg nahm kein Ende und nahm kein Ende. Er wurde sogar immer weniger befahren, und zuletzt sah man auf dem Rasen kaum mehr den Eindruck der Räder. Der verlängerte Schatten der Bäume sagte ihnen, daß der Nachmittag schon ziemlich weit fortgerückt sey. Fahrmann wollte seinen Kompaß zu Rathe ziehen, und siehe, er war in keiner Tasche zu finden. Wo er geblieben sey, ob er ihn habe liegen lassen, oder ob er ihn nebenbey gesteckt habe, das wußte er nicht. Genug, der Kompaß war und blieb verlohren. Daß man irre gegangen sey, vermuthete man nun wohl; aber, da man nun schon zuweit vorwärts war, um sich zum Umkehren entschliessen zu können, kam man endlich überein, den einmal eingeschlagnen Weg, der sie doch wohin bringen mußte, zu verfolgen.

Indeß wurde der Wald immer dichter, die Gegend immer bergiger und Alles nahm zusehends das Ansehen einer Wildniß an. Nachdem unsre Wandrer noch eine gute Weile gegangen waren, stiessen sie auf einige ausgebrannte Meiler, und damit hatte jede Spur von einem Wege ein En-

de und der Platz, wo man die Bäume zum Kohlenbrennen weggefällt hatte, war rings umher mit einem dickverwachsenen Walde umschlossen. — Ermüdet, von der Anstrengung, mit welcher sie einen Weg verfolgt, der ihre Geduld so sehr auf die Probe gestellt hatte, war ihnen eine Erholung sehr nöthig. Sie ruheten daher ein halbes Stündchen und nahmen einen Anbiß zu sich. Darauf brachen sie wieder auf und beschlossen aufs Geradewohl immer geradeaus zu gehen, weil sie der Meinung waren, daß sie in dieser Richtung am ersten das Ende des Waldes — und durchaus zuletzt die P. . . sche Grenze erreichen müßten. — Wir können aber die Leser im Voraus benachrichtigen, daß unsre Freunde hierinn völlig irrten. Zufolge des vorhergemachten und nicht bemerkten Bogens, giengen sie nun geradenweges auf das Gebirge los, das sie doch vermeiden sollten und das sie weit zur rechten Hand hätten müssen liegen lassen.

Man verlohr sich nun immer mehr in den Wald hinein. Alles sah so wild aus, und bey jedem Schritte fand man sich durch dichtverwachsenes Gesträuch aufgehalten, als wenn seit Schöpfung der Welt kein menschlicher Fuß hier getre-

ten wäre. Mühſelig und langſam arbeitete man ſich vorwärts, und auf allen Seiten, blieb der Wald gleich dick, gleich undurchdringlich. Hin und wieder ſtellten ſich ihnen ſchon Felſenmaſſen in den Weg, die ſie erklettern oder umgehen mußten. Das Erſte war ermüdend und ſogar nicht ſelten mit Gefahr verknüpft, das Andre machte ſie am Ende vollends ſo irre, daß ſie ſich gar im geringſten nicht mehr zu orientiren wußten. Von nun an, giengen ſie nur, wo am leichteſten durchzukommen war. —

Schon begann eine graue Dämmerung ſich über den Forſt zu verbreiten. Die Verlegenheit wuchs mit jedem Fußtritte. Endlich, als es immer dunkler zu werden anfieng, erklärte Röschen daß ſie, ſollt' es ihr auch das Leben koſten, keine zehn Schritt mehr zu gehen vermöchte. Der zärtliche, beſorgte Fahrmann ward durch dieſe Erklärung ſogleich beſtimmt, auf derſelben Stelle Nachtquartier zu machen, und es auf morgen zu verſchieben, ſich einen Weg aus dieſem Labyrinthe zu bahnen. Die Schlafſtelle war bald ausgefunden. Man wählte dazu den mit weichem Mooſe bewachſenen Fuß einer dreyhundertjährigen Eiche.

Das, was sich noch von Proviant in ihren Taschen befand, reichte nicht allein zu, sie heute zu sättigen; sondern es blieb auch noch auf morgen ein Frühstück übrig. Nachdem der Magen seinen Tribut erhalten hatte, streckte man die ermüdeten Glieder zur Ruhe aus. — Amor verlies Cytherens duftende Haine und machte sich das Vergnügen, sich in dieser Wildniß ein Opfer zu veranstalten. Fahrmann vergaß den schauderlichen Wald und seine Lage. Röschen fürchtete sich nicht mehr vor den Bären, die wie sie gehört hatte, sich häufig in dieser gebirgigen Gegend aufhalten sollten. Beyden wurden Entzückungen zu Theil, die der entnervte, ersättigte Wollüstling auf seinem Lager von Eiderduhn durch kein Raffinement sich zu verschaffen vermag. Aufgelößt in Wonnegefühle, entschlief unser Held zuletzt an Röschens schlagenden Busen, und bald darauf sank auch sie in sanften Schlaf auf den Geliebten hin. —

Es war nach Mitternacht, als Röschen durch einen fürchterlichen Traum aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde. Sie rieb sich die Augen, hob den Kopf ein Wenig in die Höhe, vernahm ein verworrnes Durcheinanderreden mehrerer

Stimmen, und sah einen Theil des Waldes durch ein helles, nicht allzuweit entferntes Feuer erleuchtet. Vor Furcht bebend, weckte sie Fahrmann auf, und theilte ihm mit wenigen Worten mit, was vorgieng. — Dieser wollte sogleich hin, um die neuen Nachbarn kennen zu lernen. Röschen beschwor ihn, nicht einen Schritt von ihr zu weichen, weil, wie sie ihm sehr richtig zu bemerken gab, sie dadurch von einander getrennt werden könnten; indem es bey der Dunkelheit nicht möglich wäre, sich zu sehen und man durch Rufen sich nicht verrathen dürfe, im Fall, daß Jene gefährliche Leute seyn sollten. — Fahrmann, stellte seinerseits vor, daß eine Untersuchung aber doch nöthig sey, weil man ja wissen müsse, wessen man sich zu den Menschen zu versehen habe, um seine Maasregeln darnach zu nehmen. Fand man, daß es gefährliche Leute waren, so konnte man unter Begünstigung der Nacht sich von ihnen entfernen. Hatte man von denselben nichts zu besorgen; so durfte man die Gelegenheit nicht versäumen, sich auf den rechten Weg bringen zu lassen. — Man wurde zuletzt einig, Hand in Hand, das Abentheuer gemeinschaftlich zu bestehen.

Jene Stimmen lieſſen ſich indeß immer lauter hören, und unter dem Geräuſch konnten unſre Freunde, ohne Furcht bemerkt zu werden, heranſchleichen. Sie wurden, als ſie nahe genug gekommen waren, ein zwanzig ſtarke Kerle um ein Feuer im Kreiſe ſitzend, gewahr, welche hier wacker zechten. Bis jetzt, konnte man aber noch nichts von ihrer Unterhaltung vernehmen. Endlich gelangte unſer Paar an die letzten Bäume, welche ſie von einem freyen geräumlichen Platz trennten, auf dem die Zecher ihr Weſen trieben. Nun konnten ſie zwar die Worte der Sprechenden hören; aber ſie verſtanden nicht eins davon, weil dieſe Leute eine ihnen unbekannte Sprache redeten, welche Sahrmann für P...ſch erkannte. Indeß ſchien es mehr als wahrſcheinlich, daß die hier befindliche Geſellſchaft eine Räuberbande ſey. Dieſe Meinung wurde bald beſtätigt. — Plötzlich entſtand unter den Zechenden eine Stille. Aller Blicke waren nach der einen Seite hingerichtet, wo man eben ſechs, mit Säbeln und Piſtolen bewafnete Männer herkommen ſah, die mit einem allgemeinen Jubelgeſchrey empfangen wurden. Nach hergeſtellter Stille, legten die Neuangekommenen einige Felleiſen ab,

welche man alsbald auspackte. Sie enthielten ausser vielem Silbergeräth, das zum Theil aus einer Kirche entwendet zu seyn schien, mehrere verschlossene Kästchen und einen Beutel, so vermuthlich mit Geld angefüllt war. Die saubere Gesellschaft zeigte ihr Vergnügen über diese Beute durch ein wildes Freudengeschrey.

Unsre Freunde hatten nun Gewißheit, daß diese Leute Räuber waren. Sie zogen sich ein funfzig Schritt zurück um zu rathschlagen. Sahrmanns Meynung war: bis Tagesanbruch, der höchstens noch anderthalb Stunden entfernt seyn konnte, ganz ruhig zu bleiben; dann, wenn man erst ein Wenig sehen könnte, sich einen Baum aufzusuchen, auf welchem man in Sicherheit wäre, von den Räubern entdeckt zu werden, und von welchem man doch zugleich Alles um sich her beobachten könne.

Daß er nicht für gut fand, sich ganz von den Räubern zu entfernen, dazu hatte er verschiedne Gründe. Einmal, war es ungewiß, wo dieselben sich hinwenden möchten, und da hätt' es dann leicht geschehen können, daß man ihnen in die Hände gelaufen wäre. — Andertheils, hoffte er von dem Platze aus, auf welchem

chem die Räuber gelagert waren, einen gebahnten Weg zu finden, wenn dieſe ſich entfernt hätten.

Sobald die Morgendämmrung nur irgend erlaubte, die Gegenſtände zu unterſcheiden, erſah ſich unſer Paar einen Baum, auf welchen ſie ſtiegen, und in deſſen dickbelaubten Aeſten ſie einen ſichern und bequemen Sitz fanden. Die Räuber waren indeß ganz ſtill geworden, und ein hörbares Schnarchen verrieth, daß ſie ſich dem Schlafe überlaſſen hatten. Die Sonne war ſchon eine ziemliche Weile aufgegangen, als ſie dieſelben wieder ſich regen hörten und bald darauf bemerkten, daß ſie aufbrachen und ganz nach der entgegengeſetzten Seite abzogen.

Als man wohl ſeit einer Stunde her keinen Laut mehr vernommen hatte, wagten Jahrmann und Röschen ſich von ihrem Aſyl hinunter, und begaben ſich nach dem von den Räubern geräumten Platz. Mit groſſer Freude bemerkten ſie, daß zwey Wege an demſelben hinliefen, obwohl dieſelben eben nicht ſehr befahren zu ſeyn ſchienen. Man ließ denjenigen, welchen die Räuber gegangen waren, zur linken Hand und wählte den zur Rechten.

Ehe sie diese Stelle verliessen, hatte Fahrmann noch das Glück, einen Ring zu finden, den die Räuber hier verlohren haben mochten, und welcher in einem mit Brillanten besetzten Namenszug bestand. „Wenn wir doch den Eigenthümer entdecken könnten!“ sagte er zu Röschen und steckte ihn an den Finger.

Kaum war man dieser Gefahr entgangen und kaum hatte man ein paar tausend Schritt zurückgelegt, als plötzlich Röschen über eine grosse Uebelkeit klagte und gleich darauf ihrem Fahrmann, der sie ein Wenig auf dem Rasen wollte ausruhen lassen, ohnmächtig in die Arme sank. Das war für diesen zärtlichen Liebhaber ein äusserst beunruhigender Zufall. In der ersten Angst fiel er über Röschen her, bedeckte sie mit Küssen und beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken und mit Thränen im Auge, sich ihm wiederzugeben. Endlich kam er doch soweit zu sich selbst, daß er einzusehen anfieng, er müsse sich andrer Hülfsmittel bedienen, um sie ins Leben zurückzubringen. — Er löste ihr nun das Halstuch, knöpfte ihr die Weste auf, goß ihr ein paar Tropfen Wein ein, die sich noch in seinem Fläschchen befanden, rieb ihr die Schläfe, die Pulse, u. s.

w. Er wär' ihr gern mit frischem Wasser zu Hülfe gekommen; aber in der Nähe erblickte er keins und entfernen wollte er sich nicht. Nach Verlauf einer halben Stunde glückte es ihm endlich doch, sie die Augen wieder öfnen zu sehen. Die Freude brachte ihn jetzt zu eben den Ausschweifungen zurück, welche vorher die Angst veranlasset hatte. Röschen erholte sich nach und nach; doch klagte sie fortdauernd über heftigen Kopfschmerz und einen brennenden Durst.

Siebendes Kapitel.

Ach — — —! Eine Hirnrevolution.

Hier, konnte man nun aber einmal nicht bleiben. Man hatte selbst nicht einen Tropfen Wasser. Sie brachen daher wieder auf, als die Patientin noch ein Wenig geruhet hatte. Ohngeachtet Fahrmann sie bestmöglichst unterstützte; so wollte es mit dem Gehen doch gar nicht fort. Wenn Röschen es hätte zugeben wollen, so hätte der zärtliche Liebhaber, wie olim der fromme Aeneas seinen Vater, sie auf dem Rücken fortgetragen, wozu er sich in allem Ernst wilder-

holt erbeten hatte. — Eben, als das arme Mädchen im höchsten Grade erschöpft war, und unser Held sich in unbeschreiblichen Sorgen befand, erblickten sie, als sie um eine Ecke ihres Weges umbogen, einige hundert Schritt vor sich eine Hütte. Fahrmann wäre vor Freude in Ohnmacht gesunken, wenn nicht sein stärkeres Nervensystem ihn dafür bewahrt hätte. Röschen sagte mit einem tiefen Seufzer: „ach Gottlob!“ — Ohne sich ferner abhalten zu lassen, faßte er jetzt sein krankes Mädchen um den Leib und trug sie mit eilendem Schritt bis vor die Thüre der Hütte. Wer die Bewohner derselben seyn möchten, darum bekümmerte man sich wenig, und man trat ohne Bedenken hinein.

Sie fanden am Feuerheerde ein altes Mütterchen, das sie in M...scher Sprache mit dem gewöhnlichen: „gelobt sey Jesus Christ!“ begrüßten, worauf die Alte recht freundlich, „in Ewigkeit!“ erwiederte. Fahrmann bat sie hierauf um ein Obdach und eine Lagerstätte für seinen kranken Gefährten, indem er dafür zu bezahlen versprach. Die alte Frau sah ihren Gästen ein Wenig in die Augen, und darauf zeigte sie sich gleich willig, deren Gesuch zu erfüllen

und nöthigte ſie in ihre kleine, mit armſeeligen Hausrath verſehene Stube. Auf Fahrmanns wiederholte Bitte, nur bald ein Lager zu bereiten, brachte ſie unverzüglich ein paar Schütten friſches Stroh, breitete darüber ein grobes, aber reinliches Laken, und gab überdies von ihrem eignen Bette ein Kopfkiſſen her. Indeß mußte Röschen ſich 's komode machen und hierauf auf dem für ſie bereiteten Lager Platz nehmen, nachdem ſie ihren heftigen Durſt mit friſchem Waſſer gelöſcht hatte.

Sie ſchlief bald ein, aber ihr Schlaf war unruhig. Sie warf ſich von einer Seite zur andern, fuhr oft auf und ſprach träumend. Fahrmann ſaß neben ihr und beobachtete jedem Athemzug. Nach einigen Stunden erwachte ſie. Das Erſte, was ſie verlangte, war der Waſſerkrug, weil ſie ſich vor Durſt nicht zu bergen wußte. Dabey klagte ſie über vermehrten Kopfſchmerz, ihr Puls flog und ihr Geſicht war von einer brennenden Röthe überzogen. Es iſt unbeſchreiblich, wie bange es dem armen Fahrmann bey dieſen Symptomen ums Herz wurde. Er fragte die alte Wirthin, wie weit nach der nächſten Stadt wäre, in der Abſicht einen Arzt zu holen, oder Rös-

chen gar dahin bringen zu lassen. Als er aber hörte, daß in der ganzen Gegend, vier Meilen in der Runde, kein Dorf, geschweige eine Stadt zu finden sey, und ihn das Mädchen aufs beweglichste beschwor, sie ja nicht zu verlassen; so mußte er diesen Plan aufgeben.

Die Eßlust war bey der Kranken gänzlich weg. Fahrmann begehrte auch nichts zu sich zu nehmen. Nachmittags schlief Röschen ein paar Stunden ziemlich ruhig und ihr armer Freund gab schon einiger Freude Raum. Aber, mit dem Abend wurd' es wieder schlimmer mit ihr. Sie verfiel bald in ein heftiges Fieber, während welchem sie irre redete und einigemal von ihrer Streu aufspringen wollte. Die ganze Nacht über kam kein Schlaf in ihre Augen. Fahrmann saß trostlos an ihrem Lager. — Mit dem Morgen, liess die Fieberhitze ein Wenig nach. Die Kranke kam wieder zu sich, war aber äusserst matt. Sie reichte ihrem bekümmerten Geliebten die Hand und sprach ihm Trost ein. — Er bestand von neuem darauf, ihr Hülfe aus der nächsten Stadt zu holen; aber Röschen wollte es durchaus nicht zugeben. Und im Grunde, wie konnt er sich von ihr unter diesen Umständen so lange entfer-

ten, als es der weite Weg erforderte? — Ueberdies war er in Gefahr, da er keinen Wegweiser hatte, sich gänzlich zu verirren und auf immer von dem geliebten Mädchen getrennt zu werden. —

Den Tag über, war sie ganz leidlich; aber am Abend kehrte das Fieber mit verdoppelter Wuth zurück und verlies sie nicht eher, als des andern Morgens. Nun war sie aber so entkräftet, daß sie kaum einzelne Worte zu sprechen, kaum die Hand aufzuheben vermochte. — Den ganzen Tag über lag sie größtentheils in einem Mittelzustande zwischen Schlafen und Wachen. Selbst, wann sie etwas sprach, versank sie mitten im Reden unwillkürlich wieder in diese Art Schlummer. Was Fahrmann dabey litt, können Worte nicht ausdrücken. Was ihn am meisten quälte, war der Gedanke, daß er das Kleinod seines Herzens so ohne Gegenhülfe der Krankheit zum Raube lassen mußte, und daß es auf keine Weise in seiner Gewalt war, ihr denjenigen Beystand zu verschaffen, von dem man Rettung erwarten konnte.

Gegen Abend kam die Kranke ein Wenig zu sich selbst. Es war, als wenn sie durch

den Schlaf gestärkt wäre. Fahrmann hielt ihre Hand in der Seinigen. Sie drückte sie sanft und brachte sie an ihre blasse Lippen. Darauf sagte sie: „Mein Sebastian! um Deinetwillen — nur um Deinetwillen, wird es mir schwer, diese Welt zu verlassen.“ —

Er. Um unsrer Liebe willen, Röschen! nicht diese Sprache! — Schon der Gedanke an Deinen Verlust ist mir schrecklich — die Wirklichkeit folgte mich Dir nach —

Sie. Nicht so, mein Geliebter, mein Erwählter! — Ich fühl es, wir müssen uns trennen für dieses Leben: aber — ich fordre es als einen Beweis Deiner Liebe, daß Du Dich mit Muth wafnest — daß Du Dich der Welt erhaltest!

Er. Ich, leben? — leben ohne Dich! — Unmöglich! — Verlohr' ich Dich, Engel! so wär auch mein Glück auf immer dahin: und — was ist Leben ohne Glück! —

Sie. Du wirst — Du mußt leben und noch wieder glücklich werden! — Das ist mein einziger Wunsch — wird der Gegenstand meiner letzten Bitte an Gott seyn. — Ich sterbe — das ist gewiß. Ach! bald werden diese Augen Dich nicht mehr sehen — (freudig.) aber mein Geist

wird als Dein Schutzgeist um Dich schweben. — Betrübe mich dann nicht durch Deine Verzweiflung! — Willst Du mir das versprechen? —

Er. Ach, Röschen! meine Geliebte, mein Alles! kann ich das? Deine Worte sind Dolche, die in meinem Innern wühlen. — Die Welt, in welcher Du nicht wärst, ist für mich nur ein Grab. —

Sie. Und doch besteh ich darauf, daß Du mir Standhaftigkeit zusagest! — Mein Tod ist eine Fügung des Höchsten. Gegen das, was er für gut findet, mit Verzweiflung anzugehen, ist ein Verbrechen: und Dich strafbar zu sehen, würde mir die Freuden der Ewigkeit verbittern. — Wolltest Du das? —

Er. Kann man auch etwas zusagen, was nicht in unsrer Gewalt steht? — Was vermag ein ohnmächtiger Entschluß gegen die Macht des Grams, der mich tödten wird! — Aber, nein! Du wirst mir nicht entrissen werden! Der Himmel kann nicht so grausam seyn, sein Geschöpf so elend zu machen, als ich, Deiner beraubt, es seyn würde. Du mußt für mich leben! Noch lange werden wir mit einander glücklich seyn! —

Sie. Schmeichle Dich mit keiner eitlen Hoffnung! Für dieses Leben werden wir getrennt, das ist sicher. Der Tod ruft mich von Dir — aber — dort, dort — wo das Glück nicht mehr dem Wechsel unterworfen ist, sehen wir uns wieder — werden wir wieder mit einander vereint. — Raube uns nicht diese frohe Aussicht durch ein Betragen, das Dich strafbar gegen Gott macht, und uns auf ewig trennen könnte. — Ach! das ist das einzige Schreckliche, was ich mir denken kann! — Weine mir eine Thräne der Liebe, wann ich nicht mehr seyn werde, und dann erinnre Dich, daß ich in diesen letzten Stunden keine andre Bitte an Dich hatte, als die, zu leben! — Versprich mir die Erfüllung derselben! Verbittre mir nicht durch übermässigen Gram das Scheiden aus einer Welt, die ich nur um Deinetwillen ungern verlasse. — — Ja, ohne Dich, hätte der Tod für mich nichts Herbes. Mein Herz ist sich keines Verbrechens bewußt; mit kindlichem Zutrauen geh' ich zu meinem himmlischen Vater. Wär' es vielleicht Sünde, was aus warmer Liebe ich Dir gestattete: so wird die Vorbitte der heiligen Mutter mir von Gott Vergebung für diese Schwachheitssünde

verſchaffen. — Von Dir hängt es alſo ab, mir den Todeskampf zu erleichtern! — Willſt Du mir die Hand darauf geben, ſo viel als möglich für Deine Erhaltung zu ſorgen? —

Er. (indem er ihr ſchluchzend die Hand reicht.) Ja — ſo viel, als es in meiner Gewalt ſeyn wird. —

Sie. Dank Dir, Lieber! Ich zweifle nicht, Du werdeſt Deinem ſterbenden Mädchen Wort halten. — Jetzt, bin ich ruhig genug, mich mit meinem Gott zu unterreden. — Verlaß mich ein Wenig; ich muß meine Zeit und meine Kräfte benützen. —

Als die Kranke bemerkte, daß Fahrmann anſtand, ſich wegzubegeben, bat ſie ihn nochmals durch einen Blick darum, dem er's nicht verſagen konnte, ihr zu gehorchen. Er drückte ihr mit inniger Empfindung die Hand, verließ hochſchluchzend das Zimmer und ſchlich ins Freye.

Die ganze Natur ſchien ihm in Trauer gehüllt. Die Sonne ſelbſt, hatte in ſeinen Augen ihren Glanz verlohren. — „Ach! mein Röschen, mein Röschen!“ ſeufzte er einmal übers andre mit heftiger Betrübniß und rang ſo jam-

mend die Hände. Endlich legte sich etwas das Toben in seiner Seele. Er kniete nun nieder und betete zum Allvater um seines Röschens Leben, wie die Beter nach der Uhr, wohl nie beten! —

Als er nach einer guten halben Stunde zu seiner lieben Kranken zurück kam, fand er sie zwar noch im vorigen Zustande des vollen Bewußtseyns, aber es zeigte sich schon wieder etwas Röthe auf ihren Wangen, welche die Rückkehr des Fiebers ankündigte. Bey diesen Anzeichen schwand das Quentchen Ruhe, das unser Freund so eben im Gebete gesammelt hatte, wieder aus seiner Seele. Mit steigender Herzensangst bemerkte er bald, daß das Fieber sich wieder einstellte. Mit jeder Minute mehrte sich dessen Heftigkeit. Es dauerte nicht lange, so fieng sie an irre zu reden, und stufenweise verfiel sie in einen Grad von Raserey, der es Fahrmann unmöglich machte, sie auf dem Lager allein zu erhalten. Er mußte der Wirthin Sohn, einen starken muskulösen Mann zu Hülfe nehmen, und noch kostete es Mühe, der Patientin mächtig zu werden. Mit ununterbrochner Wuth hielt der Paroxism die ganze Nacht an. Am

Morgen lies er zwar nach; aber die Kranke war so von allen Kräften, daß sie kein Zeichen des Bewußtseyns von sich gab. In diesem Hinbrüten blieb sie bis Nachmittags, da es schien, als wollte sie sich erholen. Sie öfnete die Augen und gab zu verstehen, daß sie trinken wolle. Darauf reichte sie Sahrmann die Hand, konnte aber ohngeachtet aller Anstrengung nicht sprechen. Dieser schwache Schimmer von Besrung dauerte nicht lange; sie fiel bald in ihren vorigen Zustand zurück. So blieb sie zwey Tage, jede Nacht fand sich das Fieber wieder ein, jedoch minder stark als die vorigenmale. Indeß hatte dessen verzehrende Gluth doch alle ihre Lebensgeister aufgebrannt. Es war vorauszusehen, daß der erste recht heftige Paroxism ihr den letzten Streich versetzen werde. —

Am siebenden Abend stellte sich das Fieber wie gewöhnlich ein. Es war anfänglich so schwach, daß der arme, geängstete Sahrmann schon ein wenig Luft zu schöpfen anfieng. Plötzlich ward die Kranke aber von Konvulsionen befallen, welche in kurzen Pausen immer wüthendere Anfälle auf sie machten. Um Mitternacht

— ſank die ſchöne Blume unter der mörderiſchen Senſe des Todes. —

Fahrmann ſah ſie verſcheiden, und von dem Augenblick an, ward er einer unbeweglichen Bildſäule ähnlich. Keine Thräne entrann ſeinem Auge, keine Klage entgieng ſeinem Munde. Sein Blick war ſtarr auf Röschens Leiche geheftet. Nur dann und wann ſtieg ein Seufzer aus ſeiner Bruſt herauf, der mehr eine unwillkürliche Bewegung als Folge einer innern Empfindung zu ſeyn ſchien. — In dieſem Zuſtande beharrte er bis an den hellen Morgen. — Darauf ſprang er plötzlich auf wie ein Menſch, dem jähling etwas einfällt und ſagte zu ſeinem Wirth, der auf der Ofenbank ſaß: „Guter Michel, hat er meinen Kamraden nicht geſehen? Es iſt Zeit aufzubrechen; die Sonne ſteht ſchon hoch!“ —

Michels Geſicht wurde bey dieſer Frage ganz lang. Mit dem rappelt's wohl auch, mocht' er bey ſich ſelbſt denken. Indeß antwortete er doch und ſagte ihm mit dürren Worten, daß ſein Kamrad, wie er wohl wiſſen müſſe, ja todt ſey, und alſo ſchwerlich mit ihm reiſen werde. — „Todt! todt!“ verſetzte Fahrmann heftig: „todt? — Es dünkt mich ſelbſt, als wenn's ſo iſt. — Wo iſt er

denn?" — „Der Herr hat wohl 'n kurzes Gedächtniß. Er hat ja noch eben bey der Leiche gesessen." — „Wo? wo ist sie?" schrie Fahrmann hastig." — Ey seh Er sich doch nur um," entgegnete Michel, indem er mit dem Finger nach dem Strohlager wies. —

Hierauf wandte der Arme sich hin, und seine Augen fielen auf Röschens entseelten Körper. Einen Augenblick betrachtete er ihn starr. Darauf entriß sich ein lautes klägliches „Ach!" seiner Brust und er stürzte auf das erblaßte Mädchen. Nun war das volle Gefühl seines Verlustes und seines Schmerzes in ihm erwacht. — Er badete die kalten Wangen der geliebten Leiche mit einem Strome von Thränen, nannte sie bey den zärtlichsten Namen, sagte ihr die rührendsten, Dinge vor, und — — — doch ich fühle, daß der Vollendung dieses Gemäldes meine Fähigkeit nicht gewachsen ist. —

Am Ende hielt es Michel für seine Schuldigkeit, sich ins Mittel zu schlagen. Er schüttelte Fahrmann recht herzhaft bey der Schulter, indem er ihm sagte: „Auf, auf! 's ist nun genug! Er wird 'n doch nicht wieder lebendig machen!" — Und darauf zog er unsern Freund

mit Gewalt von dem entseelten Körper weg. Er sank auf eine nebenstehende Bank, ohne sich zu widersetzen, rang die Hände und seine Augen strömten Thränen. So blieb er wieder einige Stunden, ohn' ein Wort zu sprechen.

Gegen Mittag ward er abermals durch die Wirthin in diesem stummen Schmerz unterbrochen. Sie erklärte ihm nehmlich, daß er mit ihrem Sohne die Leiche aus der Stube schaffen müsse, indem sie bey der Hitze schon anfange zu riechen. — Er richtete auf diese Zumuthung einen Blick gen Himmel, der der Ausdruck eines Vorwurfs zu seyn schien, und darauf sagte er: „Sie hat recht Mutter!" —

Michel holte ein Bret, auf welches er Fahrmann ermahnte, ihm den Körper legen zu helfen. Ohne Widerrede und mit einer duldenden Miene war er bereit dazu; aber kaum ward seiner Hand die Todtenkälte fühlbar, als er schnell loslies, von neuem die Hände rang und in der Stube ängstlich auf und nieder lief. Er war nicht mehr dazu zu bewegen, wieder mit anzufassen. Michel mußte sich schon bequemen, die Leiche so gut er konnte, allein aufs Bret zu legen. Als aber Mutter und Sohn sich in Bereitschaft setzten

ten, die Hülle Röschens wegzutragen, drängte er die Alte weg, ergrif das eine Ende des Bretes und folgte so Micheln nach. Dieser brachte die Leiche in einen Schuppen, wo man wohl sonst Kohlen für den Winter zu verwahren pflegte, der aber jetzt leer war. So viel man unsern Fahrmann zuredete, die Leiche zu verlassen; so war er doch nicht dazu zu bringen, sondern setzte sich bey derselben auf einen Holzblock nieder.

Einige Stunden darauf traf ihn Michel noch immer in derselben Stellung. — „Hab ich doch mein Lebtage so was nicht gesehen!“ begann derselbe. „Er wird sich noch zu Tode grämen und todt hungern!“ — Schnell faßte Fahrmann die Worte: todtgrämen, todthungern, auf — „Zu Tode grämen! todthungern! da behüte mich Gott dafür, so gern ich auch sterben möchte! — Da hielt ich ja Röschen nicht Wort und betrübte den Engel, der gewiß hier neben mir weilt. — Nein, das darf ich nicht! — (zu Micheln) Ich dank' ihm guter Freund, daß Er mich daran erinnerte. Ich will auch gleich Etwas essen. Bitt' Er nur seine Mutter, daß sie mir was gebe.“ — Michel erwiederte: „So muß Er aber

mitkommen! Hier im Schuppen ißt man nicht.“ — Auch das that Jahrmann jedoch nicht ohne vorher noch einen zärtlichen, weinerlichen Blick auf Röschens Ueberreste zu werfen. Die Thüre machte er sorgfältig zu, als besorgte er, man möchte sie ihm rauben.

Als die gute Alte ihm Etwas aufgetragen hatte, that er eine gute Mahlzeit, aber ganz stillschweigend. Nach dem Essen wollte er wieder in seinen Schuppen zurück; allein die Wirthin hielt ihn noch auf und erklärte sich, daß man nun auf die Beerdigung der Leiche denken müsse. — Ein neuer jämmerlicher Blick gen Himmel, tief heraufgeholte Seufzer und alle Anzeichen einer heftigen, innern Bewegung, waren die Folgen dieser Aeusserung. Nach einer Weile wiederholte die Alte ihren Antrag, welchen Michel durch einige kräftige Sentenzen unterstützte; worauf Jahrmann, nachdem er noch etwas angestanden hatte, endlich erwiederte: „Ja, ja, ich werde dafür sorgen. (mit einem kläglichen Tone:) Freylich muß es so seyn.“ —

Noch in derselben Stunde setzte er einige Bretter, eine Säge, und Alles, was er von

Handwerkszeug finden konnte, nebst einem kleinen Vorrath von Nägeln in Requisition, welches er Alles mit Gelde gleich zu machen, verhieß. Darauf gieng er rasch an die Arbeit, einen Sarg zu verfertigen. Er behobelte die Bretter, schnitt sie zu, und wäre vielleicht noch dieselbe Nacht damit zu Stande gekommen, wenn nicht Mutter und Sohn darauf bestanden hätten, er solle sich heut niederlegen und die Vollendung der Arbeit bis morgen verschieben. So wenig er dazu Lust zu haben schien, so gab er doch am Ende ihrem wiederholten Zudringen Gehör, und zwar hauptsächlich auf die Bemerkung der alten Frau, daß er sich sonst ums Leben bringen werde, wenn er sich die ihm so nöthige Ruhe nicht vergönnte. — In der That bedurfte er derselben auch wirklich. Seit acht Tagen, als von seinem ersten Eintritt in diese Hütte, hatte er sich nicht entkleidet und sich nicht einmal niedergelegt. Von Müdigkeit überwältiget, schlummerte er nur zuweilen sitzend. Dadurch und durch einen ungeheuern Bart, den er seit seiner Trennung von Fackmann, der ihn immer rasirte, nicht abgenommen hatte, war er ganz unkenntlich geworden.

Abgemattet von dem, was er die Zeit her gelitten hatte, und von der so lang entbehrten Ruhe, schlief er, nachdem er auf einem Strohlager Platz genommen, bald ein. Wir lassen ihn seinen Schlaf machen und schliessen dieses lange Kapitel um in einem neuen zu sehen, welchen Gang die Fahrmannsche Hirnrevolution künftig nehmen werde.

Achtes Kapitel.

„Le tems dans ses mobiles mains,
Tient la balance de la vie.“ —

Wenn der Geist noch so unruhig ist, wenn er von noch so heftigen Regungen bestürmt wird; so sinkt zuletzt doch die Maschine, durch welche er nur thätig seyn kann, in jene erquickende Abspannung der wirkenden Triebfedern, welche wir Schlaf nennen, wenn dieselbe einen gewissen Grad der Erschöpfung erlitten hat. — In Fahrmanns Seele sah es gewiß äusserst stürmisch aus, und dennoch schlief er bis an den andern Morgen. Sein Körper wurde dadurch merklich gestärkt: aber — er erwachte auch mit einem

reitzbarern Empfindungsvermögen, mit einem klarern Bewußtseyn, und folglich zu einem vermehrten Maaße von Betrübniß und Jammer. —

Sein erster Gang war zu Röschens Leiche, an welcher die Verwesung schon ihre schauderhaften Wirkungen äusserte. Er vermochte den Anblick der Zerstörung derjenigen Reitze, die noch vor kurzem seine Sinne entzückt hatten, nicht mit ansehen. Er entfernte sich schnell und eilte zu seiner gestern verlassenen Arbeit. Eh' es voll Mittag war, hatte er den Sarg vollendet. Er füllte denselben mit Heu, welches er mit wohlriechenden Waldkräutern und mit allen Blumen bedeckte, die er in dieser sterilen Gegend nur finden konnte. Darauf bat er Micheln ihm den Körper in den Sarg legen zu helfen. Man sah es ihm an, daß er seine Standhaftigkeit mit gröster Anstrengung zu ermannen bemüht war. Dennoch hielt dieselbe nicht sehr aus! — Als die Leiche sich in ihrer letzten Behausung befand, nahm Fahrmann sein seidnes Halstuch, trocknete damit seine häufig strömende Thränen und band es ihr um den Kopf, den er mit einem Kranz von Epheu und Vergißmeinnicht zierte. Darauf küßte er sie, ohngeachtet des eckelhaften Geruches,

ungeachtet der übrigen abschreckenden Spuren der Auflösung, mit einer Inbrunst, als wollt' er ihr seine Seele einhauchen. Plötzlich sammelte er seine ganze Kraft, riß sich los von dem Grausen erregenden Opfer der Verwesung, heftete noch einen unbeschreiblichen Blick des Jammers auf den Leichnam und sagte: „Lieber Michel, mach zu!“ — Dieser ließ das sich nicht zweymal sagen, und hernach nöthigte er unsern Helden, das traurigen Ort mit ihm zu verlassen, um eine Grabstätte zu bereiten.

Nach langem Wählen, bestimmte Fahrmann endlich den Ort, wo die Schönheiten, die ihn sonst so glücklich machten, in ihren Urstof — in Staub, zerfallen sollten. Er wählte dazu einen kleinen grünen Hügel, auf welchem eine Gruppe halbwüchsiger Tannen standen, die über denselben ein schauderliches Dunkel verbreiteten, welches größere, dicht umherstehende Bäume, die jene wieder beschatteten, noch vermehrten. Mit Michels Beyhülfe war das Grab bald fertig, das mancher dicke Tropfen aus Fahrmanns Augen netzte. Als der letzte Stral der Sonne die hohen Wipfel der Eichen vergoldete, trugen Michel und der schluchzende Liebhaber die Leiche

zu ihrer Ruheſtätte. Michels Mutter folgte nach. Noch einmal ſank unſer unglückliche Freund auf den Sarg, umarmte denſelben und blieb bey einer vollen Viertelſtunde darüber hingeſtreckt. Darauf ermannte er ſich, gab dem Köhler einen Wink, und ſie lieſſen den Sarg an Stricken in die Grube herab. Fahrmann warf noch ein paar Hände voll Waldblümchen nach, und hierauf rollte die Erde mit dumpfen Gepolter von den Spaten herab und deckte bald die Ueberbleibſel Röschens, die noch vor zwey Wochen eine Zierde der Schöpfung war und nun verächtlichen Würmern zur Speiſe diente. —

„Ruhe ſanft, Du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Trauerlied!
Weht, wie Harfenliſpeln, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebahr!
Und im Wipfel dieſer Tannen finde
Man ein zärtlich Turteltaubenpaar!“ *)

*) Der liebe, verewigte Hölty wird mir dieſe Benutzung ſeines Eigenthums verzeihen, und beſonders, daß ich es wagte, etwas von ſei-

Fahrmann erklärte nun, daß er künftig hier auf diesem Hügel bey Röschen's Grabe, seinen Wohnplatz aufschlagen werde. Kein Einwenden seiner Wirthsleute vermochte ihn in diesem Entschluß wankend zu machen. Er gieng zwar mit in die Hütte, um etwas Abendbrod zu sich zu nehmen; aber die Nacht brachte er an der Grabstätte seines Mädchens zu. Die mitternächtliche Eule hörte ihn noch klagen und stöhnen. Erst gegen Morgen überwältigte ihn der Schlaf und gab seinem gequälten Herzen Ruhe, deren er bis spät in den Tag hinein genoß. — Alsdann machte er sich auf, suchte sich bey seinen Wirthsleuten noch einige Bretter, Stangen und Handwerkszeug zusammen.

---

ner meisterhaften Arbeit abzuändern, um es zu meinem Gebrauch passend zu machen. Ich weis ihm zu meiner Entschuldigung nichts anzuführen, als: daß ich fand, daß man bey einer ähnlichen Veranlassung nichts Schöneres sagen könne, als was diese Strophen enthalten.

Anm. des Verf.

Zuerſt errichtete er auf Röschens Grabe einen ſtattlichen Hügel von Raſen, mit dem Entſchluß, auch noch einen Stein mit einer Inſchrift hinzuzufügen, und jeden Abend und jeden Morgen denſelben mit einem friſchen Kranz zu ſchmücken. Nachdem er mit dem Grabhügel zuſtande war, machte er ſich an ſeine Hütte, welche er mit Tannenzweigen bedeckte und auch deren Wände damit dicht machte. Den Eingang verwahrte eine Art Thüre von zwey Brettern zuſammengeſchlagen. In zwey Tagen war die Hütte vollendet. Er hatte dieſelbe ſowohl verwahrt, daß er ſelbſt gegen den ſtärkſten Regen darinn Schutz fand. — Er ſchafte nun auch ſein Strohlager hinein und verfertigte ſich einen kleinen Tiſch und eine Bank. Die Sonne drang nie durch die ſchwarze Nacht der Tannen hindurch. Alles lud hier zur Melancholie ein, und wenn er den Fuß aus ſeiner Hütte ſetzte, ſtand er an Röschens Grabe.

Dieſe mancherley Beſchäftigungen waren ihm indeß doch ſehr heilſam. Sie zerſtreuten ihn, indem ſie ihn verhinderten, mit ſeinen Gedanken immer an den einen traurigen Punkt zu kleben, und zugleich ſetzten ſie ihn in eine Bewegung, welche ihn ermüdete und des Nachts ihm Schlaf

verschafte. Seine Betrübniß hatte ihre Heftigkeit verlohren und hatte sich stufenweise in eine schwermüthige Zurückgezogenheit in sich selbst verwandelt. Man sah, daß er litt; aber er litt mit Resignation.

Zu den Zeiten der Mahlzeiten begab er sich regelmässig nach seinen Wirthsleuten, und liess sich 's auch zuweilen ein Wenig länger bey ihnen gefallen, als es die Befriedigung des Magens nöthig machte. Auch hatte er sich auf Michels Zureden entschlossen, sich seinen langen, unbequemen Bart abnehmen zu lassen. — Den grössten Theil des Tages brachte er in oder bey seiner Hütte zu, und war beschäftigt an Röschens Grabstein zu arbeiten, wobey er sehr emsig zu Werke gieng. Des Nachts schlief er gemeiniglich recht gut. Früh und in der Abenddämmerung, wann er seinem Mädchen den ihr verheißnen Kranz gebracht hatte, saß er gewöhnlich ein paar Stunden auf ihrem Hügel, versunken, in tiefen melancholischen Nachdenken. — Nach Verlauf von vier Wochen war der Leichenstein endlich fertig.

Es hatte ihm derselbe viel Mühe und viel Kopfbrechens gekostet. Erstlich hielt es schwer

einen dazu ſchicklichen Stein zu finden. Nach langem Suchen traf er endlich einen, der eine Art Sandſtein war, und ohngefähr anderthalb Schuh ins Gevierte und vier Zoll in der Dicke hatte. Nun fehlte es ihm wieder an Werkzeugen. Durch Nachſinnen ſchafte er auch dazu Rath, und bemeiſelte mit nicht geringer Geduld den Stein, welchen er zu einer regelmäßigen, viereckten Platte umſchuf. Zuletzt grub er vermittelſt eines gehärteten Nagels mit unglaublicher Mühe eine Inſchrift hinein, welche in folgenden Zeilen beſtand:

Hier
zerfällt in Staub
die Hülle
Röschens.

Engel neideten der Welt den Engel
und entführten ihn in die Gefilde der
Seeligen.

Traure, Natur! um den Verluſt deines
Kleinods; und träufle ſtatt der Thränen,
Regen und Thau auf ihren Hügel,
daß er grüne!

Als der Stein gelegt war und er keine Arbeit mehr vor sich sah, die ihn interessirte; so hatte es auch mit seiner Thätigkeit ein Ende. Er überließ sich nun völlig seiner Schwermuth; that nichts, als den ganzen Tag gleich einem Todtenwenden umherschleichen, Röschens Namenzug in jeden Baum einschneiden, und Blumen zu Kränzen pflücken. Nichts konnte seine düstre Miene ein Wenig aufheitern, als wenn er deren recht schöne, oder gar eine verspätete, wilde Rose fand. Manche Stunde saß er auf dem Grabe. Zuweilen schrieb er auch einige kleine Aufsätze in sein Taschenbuch ein, welche alle im Elegienton abgefaßt waren und die Farbe seiner Schwermuth trugen. Wenn alle Blätter voll waren, wischte er sie wieder rein und beschrieb sie dann von neuem. Hier sind einige Fragmente zur Probe, welche, da er sie in der letzten Zeit seines gegenwärtigen Zustandes aufgesetzt hatte, dem Auswischen entgangen waren.

„Wie der von Westen gekräuselte See gegen das Ufer schwellt, ach! so schwollen der Liebe Sehnsucht, ihre Freuden ihr beseeligender Taumel vor dem an

meine Seele! — Nun fließt kein heller Tropfen ferner dem Herzen, das der Gram mit Wermuth tränkt! — Jetzt — wehe, über mich Elenden! — jetzt wüthet der Leiden bitterstes gegen dies Herz. Die verheerende Sichel des Todes mähte meine Freuden; sie verschonte selbst nicht der letzten kleinen Blüte der Hofnung! — — Ach! lebt man auch ohne Hofnung? — Und — doch soll ich leben — ich verhies es ihrer letzten Bitte! — Traurige Pflicht! Tausendmal trauriger ist es, den Verlust seines Glückes zu überleben, als es zu verlieren! . . . Ich versprachs ihr, zu leben, aber — ich sagt' es unter der Bedingung zu, wenn meine Kräfte es vermöchten. — Steht es in meiner Macht, den Gram zu verbannen, der meine Wange bleicht? — Vermag ich, ihm zu gebieten, sich nicht von meinen Lebensgeistern zu nähren? — Kann ich meinen einzigen Freund, meine einzige Hofnung — den Tod, wohl hassen, ihn zurückstossen, wenn er mir freundlich die Arme öfnet? — Ich vermag es nicht! Verzeih mir, Röschen! ich vermag es nicht!" — — —

„Einst flosst ihr mir, Glück und Freude
Mild aus mancher Quelle zu;

Wonnen blühten mir zur Seite
Hier, im Innern, thronte Ruh.

Höher, stieg der Bach der Freude
An dies frohe Herz hinan —
Schwelgt' ich in der braunen Seide
Die um Röschens Nacken rann;

Schifft' auf seinen Silberwellen
In Elysium hinein —
Sah ich ihren Busen schwellen,
Schwellen mir — nur mir allein!

Aber ach! Sie ist geschieden
Durch des Grabes Nacht von mir;
Wie ihr schwand mein Glück hienieden,
Meine Freuden folgten Ihr!

Hier, versank die schöne Quelle —
Dieser Hügel trank sie ein:
Bald trinkt diese Grabesstelle
Meinen letzten Angstschweis ein.

Bald — verhauch' ich hier ein Leben,
Des Sie mich zu schonen, zwang:
Schon seh' ich die Sichel schweben:
Sichler, meinen besten Dank!"

„So wenig der Sonne Stral durch die un-
durchdringlichen Schatten dieser schwarzen Tan-

nen ſich einen Weg zu bahnen vermag; ſo wenig dringt künftig ein Stral der Freude in dies Herz, das die Nacht der Schwermuth in ſchauderliches Dunkel verhüllt! — Könnt' ich mein Gedächtniß im Lethe der Fabel vertrinken; könnt' ich der Einbildungskraft immer ſich ſchwingende Fittige ſtutzen: dann wäre noch Hofnung dazu; aber ſo — wer ſo viel zu beweinen findet als ich, von dem Himmel Verſtoßener: der thue nur auf ewig auf jeden Schimmer eines künftigen Freudenſträlchens Verzicht! — Ja, könnt' ichs vergeſſen, wie ihre Seele mit der meinen harmoniſch zuſammenfloß; wie ihr Blick mit Entzücken an dem meinigen hing; könnt ich's aus meinem Gedächtniſſe wiſchen, wie ich ſo glücklich an ihrer Seite war — welche Wonne ich in ihren Armen fand; führte meine Einbildungskraft mich nicht immer auf die Pfade, die wir Hand in Hand mit einander durchwandelten; trieb die ſchadenfrohe Zauberin nicht immer vor meinen Augen ihr Schattenſpiel mit Bildern jener Nacht, da die Holde zuerſt der Minne Lohn mir zahlte: — ach! dann wäre noch Hofnung; auſſerdem keine! denn, dieſe ſeelige Stunden ſind bey den Jahren der Vergangenheit und kehren nie — nie! zurück.

— Ihr Andenken iſt der bittre Quell, aus welchem alle meine Leiden mir zufliessen! — Mit dem mörderiſchen Dolche des Kummers bewaffnet, verfolgt mich mein grauſames Schickſal unabläßig, und weilt doch — um länger mich zu quälen, den Stoß der Gnade mir zu verſetzen." — —

„Ein Narciß ſchwelg' im Spiegel dieſes Baches, mit ſeinen Blicken in ſeinen eignen Reitzen; mir iſt er lieb, weil er mir das Ende meiner Leiden verkündet, indem er mir dieſes blaſſe Gerippe zurückſpiegelt! — Wie deine Wellchen dahin gleiten, o Bach! ſo gleitet die immer abnehmende Zahl meiner Lebensſtunden dahin. . . . ach! wäre doch die letzte ſchon verronnen! — Geduld! ſie wird es — bald wird ſie es! — Dann werd' ich ganz mit Röschen vereint. Mein Geiſt ſchwingt ſich zu den Höhen auf, wo der ihrige weilt; mein Staub miſcht ſich zu Röschens Staube. Die Blumen, die aus unſerm gemeinſchaftlichen Grabe hervorſchnellen, werden unſre Kinder ſeyn! — — Zu Dir — zu Dir, Röschen!" — —

„Ha!

„Ha! da schweben schon wieder die Bilder der vorigen Freuden vor mir vorüber! — Wie sie so lächelnd, so leicht, wie auf Fittigen eines Westhauches getragen, dahin gaukeln! — — Hintergangen durch der Einbildungskraft Betrug, hasch' ich nach ihren Schatten, und — als ich sie zu greifen gedenke, sind sie wieder in Nacht verdämmert! — Grausames Gedächtniß! Feindin Einbildungskraft! weichet von mir! Gesellet euch zu den Glücklichen!" — —

In diesem Ton waren alle diese Bruchstücke abgefaßt, nur mit dem Unterschied, daß man es den spätern ansah, daß sie weniger der Ausdruck wahrer Empfindung waren, als die frühern. Jene ähnelten mehr einer gekünstelten Deklamation, und schienen das Bemühen zu verrathen, schwächer werdende Gefühle anzufachen. — In der That, war dies zuletzt mit unserm Sahemann der Fall.

Er hatte dieses, der Welt und der Geselligkeit abgestorbne Eremitenleben bey drey Monaten fortgesetzt. Bey einem so lebhaften sanguinischen Temperamente, wie das unsers Helden

war, ist die Ausdauer in einem Zustande, einförmig wie dieser, gewiß zu verwundern. — Könnte es also wohl Jemand befremden, wenn man Jahrmann am Ende Langeweile fühlen und nach Menschen, nach Zerstreuung und nach den Vortheilen und den Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, sich zurücksehnen sieht? — Des Wankelmuths in Ansehung Röschens darf ihn deshalb gewiß Niemand beschuldigen! — Eine dreymonatliche Trauer, wie die Jahrmannsche war kann wohl füglich für drey Jahr der gewöhnlichen gelten, und man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er sein Mädchen ehrlich betrauert habe. —

Er hatte seit drey Monaten so viel geklagt, daß alles, was er jetzt noch klägliches denken, sagen, oder niederschreiben konnte, nur eine schon oft gemachte Wiederholung des alten war. Die Lebhaftigkeit der Rückerinnerung, des an Röschens Seite genossnen Glücks, verminderte sich immer mehr, und im gleichen Verhältniß stumpfte sich auch der Stachel der Betrübniß über ihren Verlust ab. Ihr Andenken blieb ihm immer theuer; gern hätt' er sie um den höchsten Preis vom Tode zurückgekauft; aber die Mey-

nung, der Wahn, daß mit Röschens Gebeinen alle Aussicht zu künftigen Freuden für ihn begraben sey, war unvermerkt verschwunden. Das Erwachen der Sehnsucht nach dem Wiedereintritt in die Gemeinschaft mit Menschen und nach dem Genuß der Vortheile, welche dieselbe gewährt, hatte diese Veränderung bewirkt. Sogar — wir wollen's nur mit unsrer gewöhnlichen Aufrichtigkeit gestehen, dachte er zuweilen, in Verbindung mit Floßberg, an — Sophien, und fühlte dann ziemlich deutlich, daß diese Schöne ihm Röschens Verlust zu ersetzen vermöchte — daß er durch sie noch wieder zu dem Besitz eines wünschenswerthen Erdenglücks gelangen könnte. —

Kaum hatte seine Einbildungskraft der reizenden Sophie Bild einmal wieder aus seinem bisher vergessenen Winkel hervortreten lassen; so drängte sich dasselbe von dem Augenblick an, auch immer mehr und mehr vor, und nach Maaßgabe, daß dieses Terrain gewann, ward Röschens Bild zurückgeschoben. Ueberdem war man schon im Monat Oktober; die Nächte wurden lang, die Morgen und Abende kalt, die Tage in dieser gebirgigen Gegend nicht minder unangenehm, indem schon einigemal ein dichter Schnee den grü-

nen Teppicht des Erdbodens bedeckt hatte, und gewöhnlich ein dicker Nebel den Forst zu einem höchst unbequemen Aufenthalt machte. Die Jahrszeit, in welcher die Schwärmerei so viel Nahrung findet, war vorbey; die gegenwärtige erinnerte blos an Abhelfung einer Menge Bedürfnisse, welche sie herbeyführte.

Schon wurde unserm Freunde die Gesellschaft seiner Köhler interessanter. Er hielt sich oft den größten Theil des Tages bey ihnen auf, und schlich blos, seinen bekannten Vorsatz zu ehren, zuweilen zu seiner Hütte zurück, und noch — gieng es ihm sauer an. Mit einem Worte, er war seiner Lage und seiner Lebensart von Herzen überdrüßig, nur wollt' er sich 's noch nicht eingestehen. Wann die Sehnsucht nach Menschen und nach gesellschaftlichen Leben ihm Seufzer auspreßte; so wußte er sie geschickt dem Andenken Röschens zuzueignen. Er wünschte im Grunde recht herzlich, daß irgend ein Zufall ihm einen schicklichen Vorwand leihen möchte, diese Gegend und sein Einsiedlerleben zu verlassen; aber — er wollte das Daseyn dieses Wunsches nicht anerkennen, und war immer noch bemüht die Selbsttäuschung durch erkünstelte Elegien zu verlängern.

Neuntes Kapitel.

„Seh ich recht?" — Wer gerne tanzt, dem iſt leicht aufzuſpielen. — Fahrmann langt in W. . . an.

Eine Folge des geheimen Ueberdruſſes mit ſeinem Zuſtande war, daß Fahrmann jetzt verſchiedene Ausflüge in die umliegende Gegend machte. Als er ſich einsmals bey einer Stunde weit jenſeits der Köhlerhütte entfernt hatte, ſah er ſich plötzlich an einer ſtark befahrnen Heerſtraſſe, welche der Länge nach den Wald zu durchſchneiden ſchien. Er vermochte dieſe Straſſe, die ihn ſo ſinnlich an das geſellſchaftliche Menſchenleben erinnerte, nicht ohne innre Bewegung anzuſehen. Der Gedanke, daß wenn er nun dieſelbe entlang gienge, er vielleicht noch dieſen Abend eine Stadt erreichen und da ſo mancher ſeit langer Zeit ſchon entbehrten Bequemlichkeit genieſſen könnte, fuhr ihm lebhaft durch die Seele. Sehnſucht nach dieſem Glücke ſchwellte ihm die Bruſt mit einem Seufzer, den er aber er-

stickte und ihm ein erkünsteltes: „ach Röschen!“ unterschob. Mit Gewalt zwang er sich zur Rückkehr nach seiner Hütte. Der Ueberrest des Tages verschlich ihm äusserst unangenehm; es prickelte eine unausstehliche Unstätigkeit in ihm. — Des Nachts träumte er von der Heerstrasse und wie er auf derselben eine feine Stadt erreichte.

Des andern Morgens vergaß er zum erstenmal Röschens Hügel mit einem frischen Kranze zu schmücken. Er eilte ganz früh zu seinen Wirthsleuten, verschluckte hastig seinen Mehlbrey zum Morgenbrod, und — ohne sichs recht einzugestehen, daß er 's wollte, befand er sich bald wieder auf der ihm so interessanten Landstrasse. Er vermochte nicht sich zu versagen, auf derselben eine Strecke fortzugehen. Er traf auf eine steinerne Spitzsäule, auf welcher er in der Landessprache las „nach N... vier Meilen.“ — Er sah den Wegweiser sehnlich an, setzte sich bey demselben nieder und versank in tiefes Nachdenken.

Plötzlich wurde er durch das Knallen einer Peitsche aus seiner Träumerei erweckt. Schon hörte er das Rasseln eines Wagens und bald sah er um eine verspringende Ecke des Waldes eine

Postchaise herumbiegen und auf sich zukommen. Als sie ihm so nahe war, daß er die Person, welche darinn saß, erkennen konnte, fand er an ihr ein ihm genau bekanntes Gesicht. Auf den ersten Augenblick wußt' er es nicht gleich an Mann zu bringen. Aber auch nur einen Augenblick blieb er zweifelhaft und erkannte bald seinen Freund — Smith, dessen sich manche unsrer Leser vielleicht besser unter der Benennung des braunen Mannes erinnern möchten. Aus Freude und Verwunderung schlug er die Hände aufwärts auseinander. -- Smith, denn dieser war wirklich der Fremde in der Chaise, wurde durch Fahrmanns Bewegung aufmerksam auf denselben gemacht, ließ halten, betrachtete den am Wege gelagerten Mann, erkannte ihn endlich auch und rief mit freudigem Erstaunen: „Seh ich recht?"—

Fahrmann war indeß in den Weg gelaufen; Herr Smith sprang vom Wagen, und die beyden guten Menschen lagen einander im Arm. — — „Wie kommen Sie hierher und wie geht 's Ihnen?" war Herrn Smiths Frage nach der ersten Umarmung. „Sie sehen den elendesten Menschen vor sich, für den jeder Gedanke an künftiges Glück ein eitler Wahn ist;" erwiederte

Jahrmann. — „Es ist vielmehr eitler Wahn eines Unglücklichen, wenn er auf künftiges Glück Verzicht thut," fiel Herr Smith ein. „Man erlebe auch noch so große Unglücksfälle, sie können uns nie die Möglichkeit rauben, dereinst noch wieder glücklich zu werden. Die Zeit ist ein Arzt, der Wunder thut. Glauben Sie das einem Manne, der mehr Erfahrung hat, als Sie noch haben können! Aber, vor allen Dingen, müssen Sie den Ort verlassen, wo Sie sich so unglücklich fühlten. Ich reise nach W... ich werde Sie mit dahin nehmen." — „Das geht nicht an," antwortete Jahrmann. „Mich fesselt hier ein heiliges Gelübd. Im Schatten dieser Tannen sollen diese Glieder einst modern!" — Herr Smith unterbrach ihn. „Ihr Kopf ist in einem schlimmen Zustande, lieber Freund! Wir müssen ihm zu Hülfe kommen. Ich sag' Ihnen, Sie müssen mit mir reisen!" —

Um ihn von der Erheblichkeit seiner Gründe zum Hierbleiben zu überzeugen, (das wandte er wenigstens bey sich vor,) bat Jahrmann Herrn Smith, seinen Wagen halten zu lassen und bey ihm Platz auf dem Rasen zu nehmen, um seine traurige Geschichte seit ihrer Trennung in ***

zu vernehmen. — Das geschah, und unser Held war in seiner Erzehlung so offenherzig, daß er sogar die Begebenheit mit dem hübschen Mäschermädchen nicht verschwieg. — „Ein herrlicher Stof zu einem Roman!“ sagte Herr Smith, als Fahrmann geendiget hatte. „Ich sag' Ihnen nochmals, Sie müssen mit mir reisen, und zwar gebiet ich es Ihnen beym Verlust meiner Freundschaft.“ — Durch dieses Machtwort erhielt der heimliche Wunsch unsers Helden den Vorwand, den er suchte, um sich im Fall der Noth bey sich selbst entschuldigen zu können. Er überzeugte sich bald, daß er nur einer unumgänglichen Nothwendigkeit nachgebe, wenn er jetzt sein Gelübd breche: denn, wie konnte er einen Freund verscherzen, den er so hoch schätzte und dem er so viel verdankte! —

Am Ende lies er sich auf Bedingungen ein. Die eine war: daß er Röschens Grab noch einmal besuchen und von der heiligen Stätte Abschied nehmen dürfe. Diese wurde ihm von Herrn Smith sogleich rund abgeschlagen, und Fahrmann — gab nach. — Die zweyte Bedingung war: noch vor der Abreise bey seinen guten Köhlerleuten vorzusprechen und ihnen seine Schuld

abzutragen. Das fand Herr Smith sehr billig, und flugs trat man den Weg dahin an.

Das war eine Verwundrung bey Fahrmanns Wirthsleuten, über dessen jählingen Entschluß zur Abreise! Unser Held theilte seine, aus etwas über funfzig Gulden bestehende Börse mit ihnen, und ärndtete von den armen Menschen reichen Dank ein. Darauf nahm er von ihnen einen herzlichen Abschied, indem er Mutter und Sohn umarmte und empfahl ihnen, Röschens Grabhügel ja jedes Frühjahr mit neuem Rasen auszubessern und bey großer Dürre denselben zuweilen zu begießen. — Nun verließ er diesen Ort, wo er so herbe Prüfungen erlitten hatte, mit einem zwischen Traurigkeit und Freude getheilten Herzen. Sie erreichten die Postchaise, und fort rollte der Wagen über Stock und Stein. Durch die allmälige Entfernung von den Gegenständen, die unsern Helden bisher umgeben hatten, und durch das Zuthun des Herrn Smith, wurde Fahrmann wieder ein ziemlich vernünftiger Mensch, ehe sie nach W... kamen, wo sie nach einer viertägigen Reise anlangten.

Zehntes Kapitel.

Enthält etwas, das bisher vielleicht Niemand in der Welt wußte.

Während der Reise wurden die beyden Freunde durch das Band der Vertraulichkeit noch enger vereinigt. Fahrmann entdeckte Herrn Smith seinen wahren Namen, seine Herkunft und jede seiner Heimlichkeiten, die diesem noch unbekannt waren und die alle in den Zeitraum von der L** er Epoche gehörten. — Herr Smith sagte, als unser Held so sein ganzes Herz gegen ihn ausgeschüttet hatte:

„Ihr Vertrauen ist des meinigen werth. Sie sollen auch mich kennen lernen; doch unter dem Siegel Ihrer Zusage nie und auf keine Veranlassung, etwas davon zu entdecken. Diese Vorsicht beruhet auf ein Versprechen, welches auch ich habe geben müssen, meine Existenz geheim zu halten. — Ich heisse nicht Smith. Sobald ich Ihnen meinen wahren Namen nenne, werden Sie mich sogleich kennen; indem derselbe sich eine, für mich sehr traurige Publicität er-

worben hat. Ich bin ein Engländer, Doktor der Theologie, vormaliger Prediger und heisse — Dott; bin eben derselbe Dott, der durch Leichtsinn und Schwachheit seinen Stand schändete, sich in die Klasse der Missethäter versetzte und deshalb — wie ganz Europa nicht anders weis, den schmäligen Tod am Galgen erlitt.“ —

„Die Seiten, von welchen man mich kannte und besonders meine Kanzeltalente, hatten mir viele Freunde, sowohl in London, als am Hofe erworben. Man interessirte sich also häufig für mich, um mich dem schrecklichen Schicksal zu entziehen, dem die Gesetze mich unterwarfen. Eine von Tausenden unterzeichnete Bittschrift, solicitirte die königliche Begnadigung; ich selbst flehte um ein Leben, das ich liebte. Die Regierung, eifersüchtig auf ihre Rechte und auf deren freye Ausübung und besorgt, man möchte die Gewährung einer von Tausenden unterstützten Bitte als Wirkung der Furcht ansehen, welche Meinung bey künftigen ähnlichen Veranlassungen üble Folgen haben konnte, versagte standhaft meine Begnadigung. Indeß da man wirklich Mitleid mit mir hatte und mich zu retten wünschte; so erfand man ein Mittel, wo-

durch die königliche Autorität gesichert und mir das Leben erhalten wurde."

„Man benachrichtigte mich im Geheim davon. — Der für mich immer noch fürchterliche Tag der Exekution erschien. — Es wurde mir auf den bloßen Leib eine Bandage von Leder angelegt, welche so eingerichtet war, daß ein an dem Hauptriem befestigter Ring, der sich im Genick befand, mich ohne Beschwerde tragen konnte. Des Hängmanns Verschwiegenheit, der gehörig unterrichtet war, hatte man durch eine Pension erkauft. Zum Schein wurde mir zwar eine Schlinge um den Hals gelegt; aber an den Ring wurd' ich gehängt. Ohngeachtet dieser Anstalt zu meiner Rettung, stand ich doch Todesangst aus, indem ich mir bald diesen bald jenen Zufall dachte, der mich noch ums Leben bringen möchte. — Das Signal ward vom Scherif gegeben, ich hieng und Alles ging gut. Ich befolgte genau die mir gegebne Vorschrift, und Jedermann hielt mich für todt. Nach Verlauf der vom Gesetz bestimmten Zeit, wurd' ich abgenommen, meine Freunde empfingen mich und brachten mich nach dem Hause Eines derselben. —

Man begrub einen mit Holz gefüllten Sarg, und ich verlies bald darauf das Königreich.“

„Die Großmuth meiner Beschützer hatte für Unterhalt auf meine künftige Lebenszeit reichlich gesorgt. Ausser einem, in hiesigen Landen beträchtlichem Kapital, welches sie zusammenschossen, ziehe ich auch noch einige ansehnliche Pensionen. — Ich hatte im Gefängniß das Gelübd gethan, wenn die Vorsicht mir das Leben erhielte, es einzig dem Wohlthun und dem Besten der Menschheit zu widmen. Diese insbesondre mir aufgelegte Pflicht zu erfüllen, ist jetzt meine einzige Beschäftigung und der Zweck meiner Reisen. Der Einfluß, welchen ich mir hier und da bey vielvermögenden Personen erworben habe und die Mittel, welche ich meinen Englischen Freunden verdanke und deren ich für meine Person bey weitem nicht bedarf, setzen mich in Stand, meine Bemühungen oft mit den belohnendsten Erfolg gekrönt zu sehen. — Möchte ich so viel Gutes stiften können, als dazu gehört einen so großen Flecken auszuwischen, wie der es ist, der sich in meinem Leben befindet!“ —

Jahrmann war nicht wenig verwundert, in dem bisherigen Herrn Smith einen Mann zu

finden, von dem er so viel gehört, und den er mit der ganzen Welt für eine, der Verwesung anheim gefallene Beute, gehalten hatte. — Die edle Bestimmung, welche der vortrefliche Mann sich gegeben, sein ganzes Daseyn der Beglückung der Menschheit zu widmen, vermehrte die Hochachtung unsers Helden gegen ihn, bis zum höchsten Grade. Selbst die Erkenntlichkeit, welche er demselben für die ihm persönlich erzeigten Dienstleistungen schuldig war, vermochte derselben nichts zuzusetzen. — Wir unserseits hoffen, daß die Leser nun zwischen dem von dem würdigen Doktor sich vorgezeichneten Lebensplan und dessen Betragen gegen unsern Freund seit dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft, einen hinlänglichen Zusammenhang finden werden. —

Eilftes Kapitel.

Fahrmann wird abermals vom Herrn Dott getrennt.

Unmittelbar nach der Ankunft in W. . . setzte der Doktor unsern Freund in vollständige Equipage, und es war nun oft die Rede von dessen

künftigen Bestimmung. — Fahrmanns Gehirn war wieder ganz im gesunden Zustande. Er fuhr zwar fort, Röschen ein zärtliches Andenken zu widmen; aber die Periode der Schwärmerei hatte ihr glückliches Ende erreicht. Nach und nach fing er an seine vorige Jovialität wieder zu erhalten; wurde wieder der alte, an allem Antheil nehmende Fahrmann. Seine Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens kehrte von neuem zurück. — Er trat in alle seine vormalige Herzenskonnexionen wieder ein, schrieb an den Obersten Ehrlichheim und unter dessen Einschluß an seine Aeltern, ohne jedoch sich in irgend ein Detail über das Gegenwärtige oder das Vergangene einzulassen.

Das Geschäft des Herrn Dott, Leidende, Unterdrückte und unter dem Elende Seufzende aufzusuchen, und Glück, oder wenigstens, Trost und Lindrung zu wirken, war so nach seinem Geschmack, daß er keinen höhern Wunsch als den hatte, nie wieder von diesem edeln Manne getrennt zu werden. Er war dessen eifriger, williger Jünger in Ausübung der Wohlthätigkeit und er kannte kein größeres Vergnügen, als wenn er einen vergessenen Unglücklichen ausforschen und ihn dem

menschen-

menschenfreundlichen Doktor zuzuführen konnte. Ein so übereinstimmender Hang verband die Seelen der beyden Freunde immer enger.

Diese Verbindung unsers Helden mit einem Manne von der Erfahrung und der Welt- und Menschenkenntniß eines Dott, war für denselben überdies von ausserordentlichen Nutzen. Er erwarb in dessen Umgange in zwey Monaten mehr Lebensklugheit, als er deren während seiner ganzen vorigen Existenz eingesammelt hatte. Er lernte die seinem Herzen eingeimpfte Wohlgewogenheit gegen die Menschen, mit der nothwendigen Vorsichtigkeit gegen die Bösen, in eine gewisse Harmonie bringen, wobey jene nicht geschwächt und der Bosheit doch die Absicht zu schaden, vereitelt wird.

Wir wollten wünschen, er wäre länger in einer Schule geblieben, in welcher er so wichtige und ihm so nothwendige Dinge lernte: allein, es schien Schluß des Schicksals zu seyn, ihn den ihm bestimmten Grad von Vollkommenheit nicht so wohlfeil erlangen zu lassen. Herr Dott wurde von Geschäften, deren Art wir nun schon kennen, nach M** in B** gerufen. Da nur einige Wochen zu deren Beendigung erfordert wur-

den und er wegen verschiedner wichtigen Angelegenheiten der leidenden Menschheit, sich von W... nicht gut entfernen konnte; so ersuchte er Jahrmann die Reise an seiner Statt über sich zu nehmen. Derselbe reis'te ab und glücklich kam er in M** an.

Schon zählte unser Held nur noch einige Tage, um zu seinem so verehrten Freund zurückzukehren. Eines Abends befand er sich auf einem Kaffeehause, in dessen Nachbarschaft er einige Geschäfte gehabt hatte. Er trank an einem abgesonderten Tische, an welchem noch ein andrer Mann saß, seinen Thee. Nach einigen gewechselten gleichgültigen Phrasen, entfernte sich der Nachbar unsers Jahrmanns und verlies das Zimmer. Eine halbe Stunde darauf, wollte dieser sich auch nach Hause begeben. Kaum betrat er die Strasse, als ein Mann, den er für denjenigen erkannte, welcher bey ihm gesessen hatte, auf ihn zutrat und sagte: „das ist er!" Alsbald bemächtigten sich seiner zwey starke Kerle im Namen der Polizey. Da half kein Protestiren: man brachte ihn in einen in der Nähe befindlichen Fiakker und so, ins Stadtgefängniß. Hier visitirte man ihn sehr genau, nahm ihm sei-

ne Börse und Alles, was er von Werth bey sich hatte, ab, worunter sich auch jener im Walde gefundne Ring befand. Hierauf, nachdem man ihm ein ganz frügales Abendbrod gereicht hatte, überließ man ihn seinen Betrachtungen über den ihm zugestoßnen Unfall.

Fahrmann vermochte auf nichts zu rathen, was ihm diese Verhaftnehmung zugezogen haben könne. Er war sich hier in M * * keiner andern, als guter Handlungen bewußt. — Von O... aus, schien es gar nicht wahrscheinlich, daß ihm dieser Streich zubereitet wäre, und wenn das der Fall hätte seyn können, wußt' er, daß er in militairische Gewahrsame genommen worden wäre. — Auch den Mann, der auf dem Kaffeehause sein Tischgenosse gewesen war, und der ihn den Polizeydienern überliefert hatte, kannte er nicht, und konnte sich nicht erinnern, dessen Gesicht irgendwo gesehen zu haben. Endlich fielen ihm seine beynah vergessne Feinde am * * * schen Hofe bey. Allein, es schien ihm auch das nicht wahrscheinlich, daß diese ihn, nach einer so langen, gänzlichen Unsichtbarkeit und bey der Eingezogenheit, in welcher er in M * * lebte, schon entdeckt haben sollten. — Zuletzt blieb ihm keine

andre Vermuthung übrig, als daß seine Verhaftnehmung die Folge eines Irrthums sey, durch welchen man ihn für einen Andern genommen habe.

Diese Meynung, die, da er auf keine andre fallen konnte, die Oberhand behielt, beruhigte ihn in seiner fatalen Lage nicht wenig. Er hoffte, daß der begangne Irrthum bald entdeckt und er in kurzem wieder auf freyen Fuß gestellt werden würde. Indeß setzte es ihn doch nicht wenig in Verlegenheit, was er in dem ihm bevorstehenden Verhör von seiner Person angeben solle. Er mußte schon seiner Wahrheitsliebe abermals Zwang anthun und sich ein Geschichtchen ersinnen.

Am dritten Tage erst, wurd' er in der Polizeystube, die sich in demselben Hause befand, verhört. Er gab sich unter dem Namen Fahrbeck, den er bisher immer noch beybehalten hatte, für einen reisenden Gelehrten aus, welcher aus Pohlen über W.. hierher gekommen sey, sich mit der Litteratur des Landes bekannt zu machen und dann weiter nach Italien zu reisen. Nachdem man ihn kreutz und queer ausgefragt hatte, ward ihm endlich der brillantne Ring vor-

gezeigt, welchen er in den K. . . schen Gebirgen gefunden und welchen jene, von den Lesern wohl noch nicht vergeßne Räuberbande, dort im Stiche gelassen hatte. Man fragte ihn, ob derselbe ihm angehöre und wie er dazu gekommen sey. Er antwortete: daß er diesen Ring zwar am Finger getragen, ihn aber nie als sein Eigenthum sondern nur als einen Depot angesehen habe, und erzehlte hierauf auf welche Art er ihm in die Hände gefallen war. — Als man sich hierauf noch nach seinem Logis erkundiget, entlies man ihn für diesmal.

Nun konnte Fahrmann sich die Ursach seines Verhafts deuten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für den Räuber des mehrgedachten Ringes halte, und er muthmaßte nicht ohne Grund, daß der Mann, der ihm habe festnehmen lassen, wohl der Herr davon seyn möchte, der sein Eigenthum an seinem Finger erkannt habe. Unser Fahrmann irrte hierinn gar nicht; die Sache verhielt sich wirklich so. — Eine solche Veranlassung zu seiner Verhaftnehmung, war ihm nun nichts weniger als tröstlich. Er konnte voraussehen, daß wenn die Sache sich so verhielte, dieselbe sich sehr in die Länge ziehen werde. Denn, ob man ihn

wohl des angeschuldigten Raubes auf keine Weise überführen konnte; so hatte er im Gegentheil aber auch nichts aufzubringen, um den gegen ihn obwaltenden, durch so starke Gründe unterstützten Verdacht von sich abzuwälzen. Seine einzige Hofnung zu einer baldigen Befreyung beruhte noch auf Herrn Dott. Allein es fragte sich wie Herr Dott von seinem Schicksal und von seinem Aufenthalte Nachricht erhalten sollte, da derselbe nicht einmal wußte, wo er sein Absteigequartier genommen: denn Fahrmann hatte ihm von hieraus wohl geschrieben; aber weil er wegen seines nur kurzen Bleibens in M** *, keine Antwort von demselben erwartete; so hatte er ihm keine Adresse gemeldet. —

Es waren acht Tage seit dem Verhör verlaufen und noch forderte man ihn zu keinem neuen. Die Grillen nahmen daher bey unserm Freunde gewaltig überhand. Er wurde zwar eben nicht schlecht gehalten; auch war sein Behältniß leidlich. Aber, was vermag den Verlust der Freyheit erträglich zu machen! Durch was kann man einem armen Gefangenen, den man von aller Gemeinschaft mit Menschen trennt und dem man statt aller Beschäftigung nichts, als das Angaf-

sen der traurigen Wände vergönnt, die Pein der langen Weile vergüten, welche er erleidet? — Der Gedanke an seinen lieben Dokter und wie derselbe sich um ihn bekümmern werde, trug auch nicht wenig bey, ihn zu beunruhigen.

Es war der zwölfte Tag seiner Gefangenschaft. Er schlief noch, als man ihm das Frühstück brachte, und er fühlte sich mit Hastigkeit von Jemand aus dem Schlafe aufrütteln. Er öfnet die Augen und erblickt — seinen lieben verlohrnen Freund **Fackmann** in der Person des Kerkerwärters, der ihm das Frühstück bringt. —

Jahrmann sprang auf und stürzte sich dem ehrlichen Kerl in die Arme, die dieser ihm entgegenstreckte. „Wie kommst Du hierher?" war zu gleicher Zeit Beyder Frage. — Unser Held unterrichtete seinen Freund in der Kürze von der Ursach seines Hierseyns und behielt sich 's vor, ihm seine ganze Geschichte seit ihrer Trennung weitläuftig zu erzehlen, wenn er erst seine Neugierde befriediget und ihm die Begebenheiten mitgetheilt haben würde, durch welche er bis zu den Posten eines Kerkerwärters gelangt sey. Fackmann erzehlte, was man zu Anfang des folgenden Kapitels lesen kann.

Zwölftes Kapitel.

„Freundschaft ist ein Knotenstock auf Reisen" —

„Du kannst Dir leicht denken, Freund, in welche Angst ich versetzt wurde, als ich mich so unerwartet festgenommen sah, und dieselbe ward durch die Furcht verdoppelt, daß man Eurer auch habhaft werden möchte. Ein Wenig leichter war es mir daher ums Herz, da glücklicherweise Letzteres nicht geschah."

„Man brachte mich zum Schulzen des benachbarten Dorfes, welcher zugleich das Wirthshaus hielt. — Meine beyden Reiter schienen indeß recht gute Kerle zu seyn. Sie liessen einschenken und ermahnten mich, guten Muthes zu seyn, weil, wenn man nichts Verdächtiges an mir fände, man nicht säumen würde, mich wieder auf freyen Fuß zu stellen. Der Eine trank mir 's zu, und da ich 's für besser hielt, mich mit diesen Leuten auf einen guten Fuß zu setzen, that ich ihm Bescheid. Indem ich dem-

selben so recht ins Gesicht sah, erblickte ich Züge, die mir sehr bekannt zu seyn schienen. Auch er betrachtete mich mit unverwendetem Auge, und bald darauf gleich Einem, der sich auf das, was er in seinem Gedächtnisse sucht, besinnt, gab er mir einen bedeutenden Wink und setzte sich an den Tisch."

„Nach einer Weile sagte er seinem Kameraden, der noch ein ganz junger Mensch war, doch einmal nach den Pferden zu sehen. Als dieser in der Absicht die Schenkstube verlassen hatte, trug er dem Wirth auf, ein paar Bund Heu zu besorgen. Nun waren wir mit einander allein." — „Ich habe Sie wohl erkannt, Herr Sackmann," „sagte er, zu meinem großen Erstaunen, mich nennen zu hören, zu mir," „Ich bin Ihr ehemaliger Kutscher Paul, der in Ihres Vaters Hause zehn Jahr gedient hat und noch da seyn würde, wenn ich nicht aus Furcht vor den Soldaten hätte austreten müssen. Ich bin aber aus dem Regen unter die Traufe gekommen, und muß nun hier dienen. Doch, kurz! wir möchten nicht lange allein seyn. Aus Dankbarkeit für das Gute, das ich bey Ihrem Herrn Vater genossen und für so manchen Schluck, den Sie

mir geschenkt haben, will ich Sie jetzt aus der Noth helfen. — Wir werden diesen Ort bald verlassen. Wann wir aus dem Dorfe kommen, führt uns der Weg durch ein Birkenholz. Nehmen Sie da einen herzhaften Sprung in das Gebüsche. Halten Sie sich immer linker Hand vom Wege, und seyn Sie wegen der Verfolgung unbesorgt. Mein Kamrad ist ein junger Bursche, von weniger Entschlossenheit, und ich werde ihm durch die Vorstellung, daß wir Sie in dem Buschwerk doch nicht einholen können, zum Nachsetzen schon die Lust benehmen." — „Hier trat der Wirth in die Stube und verhinderte mich, meinem guten Paul zu danken."

„Nach einer halben Stunde brachen wir wirklich auf. Als wir uns in dem bezeichneten Birkenbüschchen befanden, lies Paul sein Pferd wie von ohngefähr ein paar Schritt vorangehen; so, daß ich aus der Mitte hinter demselben geradeaus wegspringen konnte, wozu er mir durch ein bedeutendes Husten das Signal gab. Ich that eins, zwey, drey Sätze und gelangte ins Dickicht. Noch im Laufen hörte ich Paul zum Schein fluchen und entkam glücklich."

Nun begann ich eine höchst beschwerliche

Wanderschaft. Ganz vom Gelde entblößt, sah ich mich genöthigt, die Wohlthätigkeit der Landleute anzusprechen; denn alle Städte fand ich für gut, sorgfältig zu vermeiden. So, schlug ich mich in starken Märschen in einem Zeitraum von drey Wochen rückwärts durch das M. . . sche und B. . . hindurch und gelangte auf die hiesige Grenze. Nun war ich dann außer Gefahr vor militairischer Verfolgung; aber ich sah nirgend ein Mittel, wodurch ich meinen Unterhalt gewinnen sollte. Da man indeß in großen und besonders in Residenzstädten die meiste Aussicht hat, ein Unterkommen zu finden; so entschloß ich mich gerade auf M * * loszugehen. Ich erreichte diesen Ort, wo ich bis jetzt nur durch den Beystand eines ehrlichen Schneiders, den ich durch den Zufall kennen lernte und dessen Kinder ich im Schreiben unterrichtete, mein kümmerliches Brod gegessen habe. Da ich bemerkte, daß meine Beköstigung dem armen Mann sauer wurde; so lies ich nicht nach, ihm anzuliegen, mich auf irgend eine Art unterzubringen. Endlich, vor drey Tagen trug er mir meine gegenwärtige Stelle an. Meine Lage erlaubte mir nicht delikat zu seyn; mit einem Worte, ich grif zu. — Und nun weißt

Du, wie und durch welche Verkettung von Begebenheiten ich hierher gekommen bin. — Jetzt wünsch' ich mir zu meinem Posten Glück, da er mich wahrscheinlich in Stand setzen wird, Dir nützlich seyn zu können."

Nachdem Fahrmann auch seinerseits seinen Freund von seinen Abentheuern unterrichtet hatte, fieng man an zu rathschlagen, was nun für Maasregeln zu nehmen wären. Auch Fackmann stimmte darinn ein, daß allen Anschein nach die Gefangenschaft unsers Helden sich in die Länge ziehen werde. Die Verlegenheit wurde auch in Anschlag gebracht, worein die Erkundigungen ihn setzen würden, welche man nicht unterlassen werde, seinetwegen von auswärts einzuziehen, und wozu man von ihm die Data erpressen werde. — Am Ende blieb man dabey stehen: man müsse entfliehen. — Um keinen Verdacht zu erwecken, verließ Fackmann diesmal seinen Freund mit dem Versprechen, bis zum Wiedersehen auf die Mittel zu seiner Befreyung zu sinnen.

Als Fackmann das Mittagessen brachte, eröfnete er Fahrmann mit großem Jubel, daß er bereits mit dem ganzen Plan zur Flucht ins Reine sey, und daß dieselbe schon in einer Stunde vor

ſich gehen ſolle. Ich begleite Dich; theils, weil ich mich von Dir unmöglich wieder trennen kann; theils, um den Verdrieslichkeiten zu entgehen, welche Deine Entweichung über mich bringen würde. Jahrmann umarmte warm ſeinen Freund und bat denſelben, ihm ſeinen Anſchlag mitzutheilen. Jackmann befriedigte ihn, wie folget.

„Mein Plan iſt ganz einfach. Da Du mich, als wohlbeſtallten Kerkerwärter auf deiner Seite haſt, brauchte es zu deiner Befreyung nicht viel Kopfbrechens. Den gewöhnlichen Ausweg, ich meyne durch die Hausthüre, dürfen wir zwar nicht gehen, denn da müßten wir durch die Partie, welche der Stockmeiſter bewohnt und könnten leicht auf ein Geſicht treffen, das wir nicht zu ſehen wünſchen. Allein, ich müßte kein Hausgenoſſe ſeyn, wenn ich nicht ein ander Loch wiſſen ſollte, wo wir durchwiſchen können. In der Etage über uns befindet ſich eine Kammer, in welcher der Stockmeiſter allerhand alten Kram ſtehen hat. Nach dieſer ſchickte er mich glücklicherweiſe dieſen Vormittag, um ein Armgeſchmeide für einen höchſtgefährlichen Dieb zu ſuchen, den man heut erſt hier in Verwahrung gebracht hat. Der Gang, der dieſem Ketten gab,

ſicherte Dir die Freyheit. — Indem ich ſo in der Kammer herumſuchte, trat ich auf eine Diele des Fußbodens, welche los zu ſeyn ſchien. Ich verſuchte, ob ich ſie aufheben könnte, und ſiehe da! es gelang mir ohne Mühe, da dieſelbe von keinem Nagel mehr feſtgehalten wurde. Ich erblickte zu meiner angenehmenden Freude unmittelbar unter mir die Heukammer, indem der Boden nur aus einfachen Dielen beſtand. Aus dieſer Heukammer nun, welche keinen Ausgang ins Haus hat, gelangt man vermittelſt einer Leiter in den Pferdſtall und aus dieſem gleich auf die Straſſe. Da ich den Kopf voll von unſrer Flucht hatte, fiel mir dieſe günſtige Gelegenheit dazu natürlich gleich auf. Ich verſchloß alſo beym Herausgehen die Thüre der Kammer nicht, ſondern klinkte ſie blos ein und zog den Schlüſſel ab. Dergeſtalt können wir nun jede Stunde von dannen. Aber, aus einem Hauptgrunde müſſen wir doch warten, bis es eins geſchlagen hat; denn alsdann iſt der Kutſcher gewiß nicht im Stall, indem er zu dieſer Stunde ins Haus geht um mit dem andern Geſinde zu eſſen. — Ein zweyter Grund, warum ich dieſe Zeit gewählt habe, iſt, daß wir alsdann bis ſieben Uhr Friſt haben werden, ehe

man unſre Entweichung bemerkt, weil, wie Du weißt, bis zur Abendeſſenszeit ſich Niemand um die Gefangenen bekümmert ſo wenig als um mich. — Wann wir hier hinaus ſind, müſſen wir nur dafür ſorgen, unſre Kleider gegen Ueberröcke zu vertauſchen und uns überhaupt ſo unkenntlich als möglich zu machen, weil man wahrſcheinlich nicht unterlaſſen wird, uns in öffentlichen Blättern ſehr genau zu bezeichnen.“

Sahrmann fand an dem von Sackmann gemachten Entwurf nicht das Geringſte auszuſetzen. — Dieſer begab ſich vor der Hand wieder weg, um noch einige, ihm obliegende Geſchäfte zu beſorgen. Als es eben eins geſchlagen hatte, kehrte er zurück und mahnte zum Aufbruch. Sahrmann lies ſich nicht zweymal erinnern. Sein Behältniß wurde verſchloſſen, ſie wiſchten die Treppe hinan und gelangten in die erwähnte Kammer. Sackmann lies unſern Helden hier einen Augenblick allein um die Schlüſſel abzuliefern. Als er zurückkehrte, nahmen ſie die Diele weg, ſchlüpften durch die Oefnung und ſprangen ins Heu. Der Weg bis vollends auf die Straſſe, war in einigen Sekunden zurückgelegt. Sie eilten ein entferntes Viertel der Stadt, wo ſie

sogleich einen Trödler aufsuchten. Der Winter gab ihnen einen guten Vorwand, sich für ihre Kleider Ueberröcke von Tüffel einzutauschen. — Nun giengs geraden Weges zum Thor hinaus.

Jetzt entstand erst die, in der Eile vergessene Frage: wohin sie sich wenden wollten. Fahrmann war sehr dafür, nach W... zurückzugehen, um wieder zu seinem Dorf zu kommen. Aber Fackmann widersprach diesem Vorschlage durchaus. Er bemerkte, daß auf welche Seite man sich auch wende, man auf dieser den weitesten Weg durch die B**schen Lande zu machen habe, und daß dieser Theil gerade der sey, wo man die meisten Städte und die meisten Flüsse finde: Hindernisse bey einer Flucht, deren Schwierigkeit sie aus Erfahrung gar wohl kannten. — Er schlug vor, vielmehr sich in das nahe S...sche zu schlagen und von da, sich nördlich in den Fr.. Kr.. zu begeben. Fahrmann fand seines Freundes Gründe so triftig, daß er nicht anstand, denselben seine Wünsche aufzuopfern, und so gieng die Reise nach jenem Entwurf vorwärts. Möchten alle schützende Mächte die uns so interessanten Flüchtlinge auf ihren gefährlichen Wegen geleiten! —

Dreyzehntes Kapitel.

Ein Seitensprung. — Hofnung, dennoch im rechten Wege geblieben zu seyn.

Wir leben in einem Zeitpunkte, wo ein Schriftsteller, der sich in den Fall setzt, gewisse Materien zu berühren, mit der äussersten Behutsamkeit zu Werke gehen muß. Er ist sogar gezwungen, wenn sein Wohl, seine Freyheit selbst, ihm am Herzen liegt — verrathen Sie mich nicht! — geradezu Unwahrheiten zu schreiben. Menschenrechte, Volksglück, Despotism, Freyheit, Religion, sind dergleichen kitzliche Materien. — Einige Männer von Kopf und Herz erkühnten sich in unsern Tagen dem Despotism der Erdengötter die Spitze zu bieten; wagten es, öffentlich zu sagen: es sey ungerechte Tirannei, Denkfreyheit und Bürgerfreyheit für Gegenstände zu erklären, deren Apologie zu machen, Hochverrath sey; wagten es Grundsätze zu verbreiten, deren Bekanntmachung einige Grosse von der Stufe ihrer usurpirten Hoheit herabstürzten; wagten, die Handlungen derselben vor den unbestechlichen Richter-

ſtuhl des Publikums zu ſtellen, welchen Speichellecker bisher mit dem ſchimpflichen Namen des Prangers der Publizität belegt hatten; wagten unter andern, laut die Behauptung, es ſey ſchändlich, wenn gewiſſe Fürſten ihre Unterthanen wie's liebe Vieh verhandelten; ſchändlich, wenn ſie Tauſende derſelben aufzuopfern, kein Bedenken trägen, um eine ehrgeitzige Abſicht zu erreichen, oder, um ein paar Maitreſſen oder einige Sängerinnen und Kaſtraten mehr unterhalten zu können. — Und, was war der Lohn eines Theils dieſer Männer? — —

Ich, als Biograph meines Sebaſtians von Fahrmann hätte jetzt auch Gelegenheit, gleich jenen Männern allerley halsbrechende Dinge in den Tag hinein zuſchwatzen; aber — ich habe mich viel zu herzlich lieb, um mich Gefahren auszuſetzen. Es iſt mir zwar wohl bewußt, daß es im heiligen Römiſchen Reiche der Leſer in Menge giebt, welchen ich mich damit gefällig machen könnte; allein... Doch Sie wiſſen ſchon, was ich ſagen will. — Indeß verſprech ich dennoch... ja, was denn? — — Nun, Sie mögen ſelbſt urtheilen, was ich zu verſprechen willens war. —

Ein Theil des westlichen Deutschlands seufzte eben unter den Drangsalen eines Krieges, dem vermittelst der künstlichen Operationen des W...er Kabinets, das Prädikat, Reichskrieg, beygelegt worden war, obschon nur ein ganz kleiner Theil der deutschen Reichsstände mit den Neufranken, gegen welche derselbe gerichtet war, etwas zu schaffen hatte. Von allen Seiten strömten die Beyträge der Fürsten und Stände, Kontingent genannt, herbey, um — das Haus Oestreich und dessen Bundesgenossen in ihren Absichten zu unterstützen. Einige leisteten diese Beyhülfe als Protegés dieses oder jenen großen Hofes der Coalition, mit kluger Willigkeit; andre aber auch sehr ungern und blos, weil sie nicht mächtig genug waren, nein sagen zu dürfen. — Nur Einer, um sich dem Reichsoberhaupte in Rücksicht auf gewisse Wünsche, die er von demselben erfüllt zu sehen hoffte, recht gefällig zu machen, that mehr als er zu thun schuldig war, bot seine ganze Macht auf und führte dieselbe auf den Kriegsschauplatz.

Die Unterthanen dieses Letztern freuten sich zwar keinesweges über einen solchen besondern Patriotism, indem sie überlegten, daß zur Füh-

rung eines Krieges, Geld das erste Bedürfniß sey und daß sie dasselbe würden aufbringen müssen: allein — sollte der Fürst sich dadurch in seinen zur Verherrlichung seines Hauses abzweckenden Plänen, stören lassen? — Mit nichten! — Serenissimus darf ja nur wollen und befehlen: die Pflicht der Unterthanen ist — gehorchen und geben, so lange jener fordert und sie — Etwas haben! — Der Fürst begann mit Ausschreibung einer Kriegssteuer, die er unter dem milden Namen, „freywilliges Geschenk" forderte, und welches sich von allen andern freywilligen Geschenken blos dadurch auszeichnend unterschied, daß der saumselige Geber mit Execution bedrohet wurde. Indeß war Serenissimus so huldreich, es den unvermögenden Unterthanen frey zu stellen, sich mit ihren Personen, wenn sie zum Kriegsdienst tauglich wären, bey ihm abzufinden.

So gerecht, löblich und höchstbillig auch diese Forderung nach den bey den Fürsten für gültig anerkannten Rechten ist; so sehr es auch dem Verhältnisse, worin gewöhnlich Landesväter mit ihren Landeskindern stehen, entspricht; so ausgemacht es auch bisher war, daß ein Fürst — um dessentwillen doch unstreitig die Unterthanen da

ſind — mit ihnen machen kann, was gut ihn dünkt: ſo gab es doch damals Leute — wir können nicht entſcheiden, ob es Einfalt oder Bosheit war, was ſie bewog ſo zu urtheilen — die von alledem gerade das Gegentheil behaupteten. Sie ſagten Z. B. " die Fürſten ſind unſertwegen da und wir nicht ihretwegen. „ — Je gröſſer die Paradoxe, jemehr Anhänger, jemehr Nachbeter! — Auch dieſe Reſultate eines ſchwindelnden Kopfes fanden — ſollte man's glauben! — ihre Anhänger. *) Es entſtand in verſchiednen Theilen des Landes Gährungen, die ſich von Tage zu Tage mehr ausbreiteten, und welche leicht zu

*) Beweiſe, bis zu welchem Grade gewiſſe Köpfe ausſchweifen, findet man in Menge in den Schriften jener Zeit, da die Weisheit der Regierungen dem freyen Willen der Individuen den Kapzaum noch nicht ſo hart angelegt hatten; da Denk- und Preſsfreyheit noch nicht durch ſo wohlthätig verſtärkte Feſſeln eingeſchränkt, noch nicht zur nöthigen Diskretion verwieſen waren; da dem Manne, der ſo tief gefährliche Sophismen, angethan

einem förmlichen Aufruhr hätten anwachsen können. Es hatten sich in der Residenz des Fürsten sogar schon einige tausend Bürger in aller Stille auf dem Markte versammelt, welche entschlossen waren, aus ihren Mitteln eine Deputation an Sr. Durchlaucht zu senden und eine Erlassung der freywilligen Kriegsgeschenke anfänglich in aller Unterthänigkeit und Demuth zu erbitten; wenn aber das nicht helfen sollte, sie zu erttzen.

---

mit dem Gewande der Wahrheit, im Umlauf brachte, noch nicht so wohl verdiente Ketten- und Kerkerstrafen drohten. — Ich will nur folgende Stelle, zum Beyspiel, ausheben:

„Bey jeder Regierungsart war es im Anfange nothwendig, daß denjenigen, die der Regierung vorstanden, eine gewisse eingeschränkte Gewalt übergeben wurde. Nachgehends aber, wendeten diese Staatsverwalter Ränke, Betrügereyen, Bestechungen, Gewalt und tausend andre Kunstgriffe an, nach und nach die Gewalt, die ihnen ursprünglich

Wäre nicht der Fürſt zum Glück frühzeitig von Allem unterrichtet worden, und hätte man nicht die wirkſamſten Anſtalten zur Dämpfung der Unruhen und zur Habhaftwerdung der Anſtifter getroffen; ſo hätte das Feuer leicht überhand nehmen können. Nun aber, war es ihm ein Leichtes, die Ruhe herzuſtellen. Er gab Befehl, ſogleich einige Schwadronen Huſaren gegen die Rebellen anrücken zu laſſen, und dieſe, die nicht die unerhörte Frechheit der heutigen Neufranken, ſich ihrer Haut zu wehren, hatten, wurden bald von den Huſaren auseinander getrieben. Nur ohngefähr funfzig Bürger wurden

---

zum Beſten des gemeinen Weſens war verliehen worden, zu erweitern, bis endlich durch eine Folge von Hintergehungen, die eingeſchränkteſte Monarchie in einen Despotismus ausartete.“ Marſchalls Reiſen 2. Band. p. 229.

So dachte und ſchrieb man in den vorletzten Jahrzehenden; ſo prüfte man die Langmuth der Fürſten!

Anm. des Verf.

niedergesäbelt oder durch die Pferde zertreten, und eben soviel wurden verwundet. Durch dieses Beyspiel schwand aller Trotz. Furcht bemeisterte sich Aller; die Ruhe ward hergestellt, die freywilligen Beyträge wurden herbeygetrieben, und der Krieg konnte nun ungestört geführt werden.

Aber — was seh ich? — Verdruß auf dem Gesicht der Leser, welche den Verfolg der Fahrmannschen Fata erwarteten! Das Drohen der Kritik wegen einer, wie aus den Wolken gefallnen Episode! — In der That, ich finde selbst, daß das Ding so ganz isolirt dazustehen scheint. — Es hat sich mir so unter die Feder gestohlen, ich weis selbst nicht, wie? — Verzeihung deshalb, gütige Leser! Nachsicht, strenge Kritik! — Und nochmals wiederhole ich die Bitte um Verzeihung, um Nachsicht deswegen, daß ich mich nicht entschliessen kann, das, was einmal dasteht, auszustreichen; theils, weil das Vernichten mir von Natur zuwider ist; theils, weil ich noch so ein Fünkchen Hofnung nähre, daß dieses, dem Anschein nach so verlassen hingestellte Stück, doch noch einigen Zusammenhang mit dem Ganzen haben könnte.

Vierzehntes Kapitel.

Zur Aussöhnung mit den Lesern.

Im vorletzten, zwölften Kapitel, verliessen wir unsern Jahrmann nebst seinem Gefährten im vollen Marsch nach dem S. . . schen. — Sie giengen bey einem hellen Frostwetter bis Einbruch des Abends in einem weg und legten zwey reichliche Meilen zurück. Da sie fest entschlossen waren, die mondhelle Nacht zu benutzen, um noch eine Strecke weiter zu kommen, und so viel möglich einen Vorsprung zu gewinnen; so kehrten sie jetzt ein, um frische Kräfte zu sammeln, welches sie in M** selbst, allenweile zur Noth noch ohne Gefahr hätten thun können.

Ein glücklicher Zufall hatte für die Zehrungskosten zu ihrer vorhabenden Reise gesorgt. Wir haben doch gesagt, daß man Jahrmann bey seiner Verhaftnehmung Alles, was er von Werthe bey sich gehabt, abgenommen habe. Allein, das war doch nicht ganz wahr. In der einen Tasche seines Gilets befanden sich drey B**sche Dukaten, welche zu einem wohlthätigen Gebrauch dahin beson-

dens gesteckt worden waren. Diese hatte man dort nicht gesucht und folglich — auch nicht gefunden.

Für unsre Wanderer, waren diese drey gesegnete Marienbilder von sehr großen Nutzen, und man sage mir ja nicht mehr, daß es mit allen Madonnenbildern Alsanzrey sey! Der einen heilgen Mutter verdankten sie heut ein gutes, sättigendes Abendbrod nebst einer Flasche Wein, und noch obendrein eine Tasche voll Batzen und Kreutzer, von welchen sie noch mehrere Tage sich etwas zu gute zu thun rechneten. — Nachdem sie sich bey drey Stunden recht gepflegt hatten, giengs die Reise wieder vorwärts. So sauer es ihnen auch wurde, in einem bey zehn Stunden weg zugehen; so führten sie doch ihren Vorsatz aus.

Eben, als der Tag angebrochen war, befanden sie sich am Eingange eines Fleckens. Mit ausnehmender Freude bemerkten sie an einem aufgerichteten Pfahl das fürstbischöflich A...sche Wappen. Das war nun schon ein Großes gewonnen, obschon sie auch hier noch nicht so ganz sicher waren, wenn man sie, wie sie erwarten mußten, von M** aus mit Steckbriefen ver-

folgte. Sie beſchloſſen, in dieſem Orte wenigſtens bis Mittag zu bleiben; welches ſie bey einem Vorſprung von mehr als ſieben Meilen gar füglich wagen konnten und auch wagen mußten, da ſie wirklich zu ſehr ermüdet waren, um ohne ausgeruht zu haben, weiter kommen zu können.

Sie fanden ein recht anſehnliches Wirthshaus. Auf die Frage des Wirths, „woher ſo früh?“ berichteten ſie demſelben, daß ſie B**ſche Deſerteure wären, von M** kämen und die ganze Nacht marſchirt hätten, um die Grenze zu erreichen. — Sie labten ſich hierauf an einem Frühſtück, das ein minder Hungriger wohl für eine Mittagsmahlzeit in Anſchlag bringen mochte, und hernach legten ſie ſich in weiche Federbetten, nachdem ſie beſtellt hatten, ſie um Mittag zu wecken.

Als ſie aufſtanden, fanden ſie das Eſſen ſchon auf dem Tiſche. Sie aſſen ſich recht ſatt und darauf ſetzten ſie ihren Stab weiter. Sie giengen nun, ihrer ſich vorgezeichneten Reiſeroute gemäß, immer nach Norden zu. Sie fanden überall gute Erhohlungsquartiere und ihr günſtiges Glück ſchien dasmal ihnen alle Gefahren aus dem Wege geräumt zu haben. — Zwar ſchreckte ſie

einsmals ein Zeitungsblatt, in welchem sich eine Anzeige befand, die sie nur zu nahe angieng: allein, es gieng mit dem Schreck ab. Niemand schöpfte Verdacht; Niemand hielt sie an.

So erreichten sie die Fr... sche Grenze. Nun hatten sie ihre Noth mit den Werbern, wovon es hier von Seiten aller Mächte wimmelte. Doch, durch Vorsicht und durch Vermeidung des Einkehrens in Städten, entgiengen sie denselben glücklich. Indeß war dies ein Beweggrund mit, daß sie den Entschluß nahmen, in diesem Lande sich nicht aufzuhalten, sondern grade durchzugehen — Nachdem sie seit ihrer Entfernung von M** etwas über vierzehn Tage unterweges gewesen waren, langten sie mit den letzten vier Batzen in der Tasche in H... an, einer Stadt, welche eben dem patriotischen Fürsten gehörte, von welchem im vorigen Kapitel die Rede gewesen. — Ha, meine Leser! das Fünkchen Hofnung wird schon zum Funken! —

Funfzehntes Kapitel.

Umſtände, verändern die Sache. — Eine ſchöne Handlung.

Bis nach H. . . hätten wir zwar unſre Freunde wohl gebracht; aber — wie es denſelben nun ferner ergehen werde, das macht uns gewaltige Sorge. — Man denke ſie ſich mit vier Batzen in der Taſche in einem fremden Orte, wo ſie durchaus keinen Weg kannten, wie ſie ihren Unterhalt verdienen möchten. So ſehr ſie mit ihrem Geldvorrath knauſerten; ſo war doch derſelbe am andern Morgen, nachdem ſie die Streu und ein Stück Brod, das ſie zu einem Krug Bier gegeſſen, bezahlt hatten, bis auf einen einzigen Kreuzer reduzirt.

Sie ſtreiften den ganzen Vormittag umher. Alles umſonſt! Sie wurden um keinen Pfennig reicher und giengen ſich nur hungriger als ſie ſchon waren. — Es war endlich Mittag. Der Magen machte ungeſtüme Anforderungen. Eben, kam man bey einem Trödler vorbey. „Wir

müssen hier was verkaufen," sagte Jahrmann zu seinem Freunde; „denn wir können doch nicht verhungern!" — Zuletzt wurde man eins, Jahrmanns Oberhemde, als das Einzige was sie entbehrlich fanden, die Reise in die Fremde machen zu lassen.

Sie traten bey dem Trödler ein. Jahrmann zog sein Hemde aus und der Handel begann. Man wollte ihm nicht mehr als einen Gulden geben. — „Lieber Freund," sagte unser Held, mit einer Mitleid erregenden Miene: " dräng er 's uns nicht ab! Was Er irgend ohne seinen Schaden thun kann, das thu Er. Seh Er, so wie wir hier vor Ihm stehen, so sind wir hier in einem fremden Lande, wo wir keine Seele kennen; haben nicht mehr als diesen Kreutzer (denselben vorzeigend,) in der Tasche und sind heut noch beynah nüchtern." — "Herr," erwiederte der Trödler, ich hab 'n weis 's Gott! geboten, was ich nur bieten konnte, und ich würde, weil Er 's so nöthig hat, noch gern was zulegen: aber, ich bin auch 'n armer Mann, hab 'ne Frau und sechs Kinder, die leben wollen und muß daher jeden Pfennig zurathe halten. — Doch da 's 'm so schlecht geht und Er doch im Gasthof Alles

theuer bezahlen muß: will Er und ſein Kamrad Kartoffeln mit der Schale mit uns eſſen? ſo ſeyn die Herrn unſre Gäſte!" —

Unſre Freunde wurden von der Gutherzigkeit des Mannes gerührt. — Jahrmann überlies ihm für einen Gulden das Hemde, und nahm die Einladung mit Dank an, doch unter der Bedingung, die Mahlzeit für Beyde mit zwey Batzen zu bezahlen. Der Trödler beſtand darauf, nichts zu nehmen, und Jahrmann und Jackmann wollten auf keine andre Art von ſeinem Erbieten Gebrauch machen. Am Ende, da ſie ihm betheuerten, daß er ihnen immer noch einen ſehr groſſen Gefallen erzeigte, wenn er ſie für zwey Batzen ſättige, indem ſie im Wirthshauſe doch weit mehr bezahlen müßten; lies er ſichs dann gefallen. Die größte Hälfte einer ungeheuern Schüſſel voll Kartoffeln, wanderte in unſrer Freunde hungrige Mägen, wodurch ſelbſt auch ihr Muth etwas geſtärkt wurde. —

Wer uns abſprechen wollte, daß der Magen und deſſen Wohl- und Mißbehagen, keinen Einfluß auf das Gemüth habe, der würde uns durch ſeinen Widerſpruch nur beweiſen, daß er ein ſehr verhätſchelter Glückskind ſey, da er noch nicht

Gelegenheit hatte, unsre Behauptung: daß die Seele mit ihrem Körper stark und schwach, muthig und muthlos sey, in der Erfahrung bestätigt zu finden. Solchen Muttersöhnchen Fortunens, wollen wir hier beyläufig eine Anekdote mittheilen, welche ihnen beweisen kann, wie allgemein anerkannt diese unsre Behauptung sey.

Die Engländer belagerten im Jahr 1702 Cadix. Da zum Angrif eines so wichtigen Platzes viel Muth erfordert wurde, hielt der Englische General für gut, die Seinigen durch eine Rede anzufeuern. Sie war kurz und sonderbar. „Engländer" sagte er, „die Ihr alle Tage ein gut Stück Rindfleisch und eine kräftige Suppe esset, bedenket, daß es Euch die höchste Schande seyn würde, wenn Ihr Euch von diesen Spaniern schlagen lässet, die nur Pommeranzen und Citronen fressen." —

Doch, wir nehmen, um nicht von neuem Abbitte thun zu dürfen, den hingelegten Faden der Geschichte wieder auf. — Der Trödler und dessen Frau, ein eben so gutmüthiges Geschöpf als ihr Mann, waren bey dem Gerichte Kartoffeln mit Fahrmann und Sackmann auf einen recht freundschaftlichen Fuß gekommen: denn gu-

te

te Seelen, brauchen nicht lange Zeit um sich einander zu nähern. — Auf Ansuchen von der einen und auf herzliche Einwilligung von der andern Seite, wurde festgestellt, daß unsre Freunde, so lange es ihnen gefällig seyn würde, bey den ehrlichen Trödlerleuten gegen Erlegung zweyer Batzen, jeden Mittag ihren Tisch gedeckt finden sollten. Auch wurde ihnen von denselben ein Strohlager auf dem Boden angeboten, welches man mit der nothwendigsten Bedeckung zu versehen versprach, und wofür man nicht mehr als täglich zwey Kreuzer für Beyde begehrte. Es wurde dies Erbieten mit Dank angenommen.

Bey einer so weislichen Einschränkung der Ausgaben, konnten unsre Freunde mit ihrem Gulden nun doch einige Tage haushalten, und gewannen Zeit irgend einen Kanal aufzusuchen, durch welchen sie sich neue Hülfsmittel verschaffen könnten. Allein — der Gulden war auf die Neige und sie sahen sich so hülflos als vorher. Der Mißmuth bemächtigte sich jetzt ihrer im hohen Grade. Nachdem sie den gröbsten Theil eines Nachmittags äusserst trübsinnig, ein jeder in seinem Schmollwinkel auf dem kalten Boden zugebracht hatten, begann endlich Fahrmann:

„Ich bin des Handelslebens überdrüßig. — Laß uns einen Entschluß fassen! — Zwar ist der Vorschlag, den ich thun will, gewiß nicht einstimmend mit meinem Geschmack und sicherlich auch nicht mit dem Deinigen: aber — in unsrer Lage, da sichs nur fragt: wie man dem Verhungern entgehen solle? — darf man den Geschmack nicht zu Rathe ziehen. — Weist Du was? — Laß uns Soldat werden! . . .“

„Soldat! Soldat!“ fiel ihm Fackmann hastig ein; „hast Du schon vergessen, welch ein trauriger Staud das ist, und was wir drum gewagt haben, um seinen Fesseln zu entgehen? . . .“

„Ich habe nichts vergessen,“ entgegnete Fahrmann. „Aber, Du mußt erwägen, daß, obwohl der Militairdienst im Ganzen immer ein unangenehmes Fach bleibt, derselbe doch im Felde viel von seinem Unangenehmen verliert. Da hat man mehr Freyheit, ist nicht zwischen Wällen und Mauern eingesperrt, hat bald diese bald jene Veränderung; kann auch — wenn 's Glück will — sich empor schwingen . . . .“

Fackmann unterbrach ihn: „Hm, Du stellst mir da die Sache in einem Lichte vor, daß es mir nun selbst scheint, der Soldatenstand im Fel-

de müsse bey weitem erträglicher, als der in der Garnison seyn. — — Wenn Du Dich also dazu entschließt, Brüderchen — ich bin von der Partie!" —

„Ich bin dazu entschlossen," entgegnete unser Held. „Es bleibt uns kein andrer Ausweg aus diesen Jammerleben als der. Laß uns daher unser Heil versuchen! Morgen des Tages wollen wir unsre Dienste anbieten. Man wird uns auch gewiß ein gutes Handgeld nicht versagen, denn man braucht jetzt Leute von unserm Schlage...."

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatten, fühlten sie sich merklich von ihrer Kummerlast erleichtert. Sie giengen hinunter, um ihren Wirthsleuten ihr Vorhaben mitzutheilen und sie zu fragen, wo sie sich zu melden hätten. — Wie verwunderten sie sich aber, als sie ihren guten Trödler und dessen Frau in Thränen sich baden fanden. Nach wiederholtem Anfragen um die Ursach ihrer so heftigen Betrübniß, sammelte der Mann endlich die Fassung, um sein Unglück klagen zu können.

Er hatte nehmlich sein freywilliges Geschenk zur Führung des Krieges noch nicht abgetragen,

weil er dazu durchaus unvermögend wäre. Bisher hatte er sich geschmeichelt, durch Vorsprache eines Gönners, in der Rücksicht davon befreyt zu werden, daß er arm und Vater von sechs unerzogenen Kindern sey. — Allein, eben hatte man ihm von obrigkeitswegen angedeutet, von zwey Dingen eins zu wählen; entweder, sein freywilliges Geschenk im Gelde zu entrichten; oder, da er tüchtig dazu sey, Soldat zu werden. — „Nun sehen Sie," fuhr er fort, „in welcher Angst ich bin! Das Geld zu dem Geschenke, wie mans nennt, weis ich nicht aufzubringen. Denn das bischen Geld was in meinem Kram steckt, hat mir ein guter Mann gelehnt, welcher weis, daß ich ehrlich und ordentlich bin und dem ich es verzinnse. Ich hab' also nichts, als die paar Batzen, die ich täglich bey meinem kleinen Handel verdiene und die eben kaum zureichen, um mich nebst meiner Frau und meine sechs Kinder satt zu machen. Soll ich mich in Schulden stecken, die ich nicht zu bezahlen weiß? — Das geht nicht! — Es bleibt also kein ander Mittel, ich muß dem Kalbfell folgen; so lad' ich mir doch keine Schulden auf den Hals und meine Frau kann den kleinen Handel fortsetzen, um unsre Kin-

der zu ernähren. — — Aber — was das heißt, so von Frau und Kinder zu scheiden und nicht zu wissen, ob man wieder zurückkommt!!" — — Hier überströmte von neuem ein Thränenstrom das Gesicht des armen Mannes.

Fahrmann war recht herzlich gerührt. Er dachte ein Wenig nach; darauf sagte er: „Sey Er ruhig, lieber Freund! Er soll nicht bezahlen und soll auch nicht Soldat werden. — Wir kamen eben her, Ihm zu sagen, daß wir uns entschlossen haben, da wir auf keine andre Art durchzukommen wissen, Dienste zu nehmen. Nun, da ich doch einmal Soldat werden will und muß; so kann ich in Seine Stelle treten. Morgen am Tage, wollen wir die Sache richtig machen" —

Das gab eine Scene! Mann, Frau, Kinder — Alles lag dem braven Fahrmann zu Füssen, um ihm zu danken. — Als man wieder ein Wenig ruhig war, fiel es dem ehrlichen Tröd-ler nun ein, daß Fahrmann durch den Dienst, welchen er ihm erzeigen wolle, seines Handgeldes verlustig gehe. Er glaubte, daß derselbe dies aus der Acht gelassen habe, und sein redliches Herz erlaubte ihm nicht, diesen Punkt unerinnert zu lassen und nun sich ernstlich zu weigern, das

ihm gemachte Anerbieten anzunehmen. Fahrmann versicherte, daß es ihm das schönste Handgeld sey, wenn er das Glück von acht Menschen sichern könne, und bestand auf eine Art auf sein Stück, daß endlich dem guten Manne nichts einzuwenden übrig blieb.

Am folgenden Morgen ward die Sache in Ordnung gebracht. Fahrmann wurde als ein vollgültiger Stellvertreter des Trödlers angenommen, und dieser wegen Abtragung seines freywilligen Geschenks quittirt. Jackmann engagirte sich in demselben Regiment und bekam acht Pistolen Handgeld, wovon er seinem Freunde die Hälfte aufdrang. — Zwey Tage nachher giengen sie nach der Armee ab, begleitet von den Seegenswünschen der wackern Trödlerfamilie.

Sechzehntes Kapitel.

„— — — — — Schon dringt
Das Rufen der Angſt, das Röcheln
ſterbender Menſchen
Hervor durchs Getöſe der Schlacht!“

Nach einer nur kurzen Reiſe, erreichten ſie ihren Ziel. Die Neuangeworbenen waren um ſo willkommner bey ihrem Regimente, da man in ihnen ſchon vollendete Soldaten fand, die man nur in Reih und Glieder ſtellen durfte, um ſie ins Treffen führen zu können. Schon am dritten Tage nach ſeiner Ankunft, wohnte Fahrmann einem Gefecht bey, das unter die blutigen gerechnet zu werden verdiente, und er benahm ſich dabey gleich einem alten Krieger, welches wohl Niemand auſſerordentlich vorkommen wird, da wir ſchon erwehnt auch durch Beweiſe es geſehen haben, daß es ihm gar nicht an Muth und Unerſchrockenheit mangelte.

Nachdem er einige Zeit bey der Armee geweſen war, wollte ihm faſt aus einem Grunde die

Reue anwandeln, daß er bey derselben Dienst genommen hatte. — Als Soldat in O. . . und bey seinem Eremitenleben in den Z. . . schen Wäldern, hatte er gänzlich den Zusammenhang der Weltbegebenheiten verlohren. Als er hernach wieder unter Menschen kam, hörte er wohl von der in Frankreich vorgefallnen Revolution; aber — wie es in jenen Ländern nicht anders seyn konnte — auf eine Art die der Neufränkischen Nation nichts weniger als vortheilhaft war. — Ein Neufranke und ein Kannibal, war ihm bey seiner Ankunft bey der Armee ein fast synonimer Begrif. — Nun aber, da er diese wiedergebohrne Franzosen in der Nähe gesehen und zu öfternmalen Gelegenheit gehabt hatte, Augenzeuge ihrer Thaten, ihres Heldenmuths zu seyn; jetzt, da er sie wohl als schreckenverbreitende Feinde, aber als großmüthige Sieger kennen lernte; da er sich von der Geschichte und dem Gange ihrer Revolution aus unverfälschten Quellen unterrichtet; da ihr System und die Sache, welche sie vertheidigten, sich ihm entwickelt hatte: jetzt war es ihm — der selbst ziemlich neufränkisch dachte — oft recht zuwider gegen diese Nation zu fechten, die man nach seiner Meinung, mit nicht großem Recht bekriegte. —

Indeß, da ſich ſchon ein militairiſcher Point d' Honneur in ihm feſtgeſetzt hatte, gieng er darüber hin. Er begnügte ſich, den Neufranken, als Nation, ſeine ganze Hochſchätzung zu widmen und ihren Grundſätzen und ihren Anſprüchen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen: auf dem Schlachtfelde aber, ſah er nur den Feind derjenigen Parten, an welche die Pflichten der militairiſchen Ehrgeſetze ihn feſſelten.

Zu einer Zeit, da beynah jedes Blatt, das man in die Hand nimmt, von Krigsbegebenheiten ſpricht, und man ſich über dieſen Gegenſtand beynah müde geleſen hat: würden wir es für indiskret halten, unſern Leſern auch hier mit einer Kriegsgeſchichte läſtig zu werden. Wir hüten uns deshalb ſorgfältig, von der kriegeriſchen Laufbahn unſers Helden Mehreres mitzutheilen, als was wir durchaus zum Zuſammenhange des Ganzen berühren müſſen.

Nach Aufopfrung ganzer Ströme von Blut, hatte der große Fürſtenbund noch wenig Vortheile erfochten; im Gegentheil, hatten die Neufranken eine Provinz nach der andern erobert. Verwüſtender und mörderiſcher als dieſen, ſah man noch keinen Krieg. Von jeder Seite focht man

mit Wuth und Erbittrung, welche politischer Fanatismus beseelte. Das Regiment Fahrmanns, war eins derjenigen, die beynah nicht aus dem Feuer kamen. Es erbeutete vielen Ruhm, den es in einer Kampagne mit der Hälfte seiner Mannschaft bezahlte. Unser Held hatte bisher noch immer das Glück gehabt, wohlbehalten und ohne Wunden davon zu kommen. Es war, als wenn in Ansehung seiner, das Schicksal dem Kugel- und Kartätschenregen Schonung gebbte, wodurch Feuerschlünde täglich seine Kamraden um ihn herum ins Gras legten.

Der Feldzug nahte sich wegen der schon spä-ten Jahrszeit seinem Ende. Fahrmann, der nun seit drey Vierteljahren die Sache der Deutschen — Fürsten verfechten half, war theils zur Belohnung seines guten Betragens, theils, weil es an brauchbaren Subjekten wirklich mangelte, zum Unterofficier avancirt. In einer stürmischen, neblichten Nacht, befand er sich auf einem sehr gefährlichen Posten, in einer weit vorwärtsliegenden Redoute. Der Feind benutzte den Nebel und überfiel gegen Morgen diesen Posten, der mit funfzig Mann besetzt war, mit ei-

ner weit überlegnen Macht. — Man that von Seiten der Besatzung, unter Anführung eines verdienstvollen Officiers, einen tapfern Widerstand, und es war alle Hofnung da, den Angrif abzuschlagen, als unglücklicherweise eine Kugel den Befehlshaber zu Boden stürzte. — Schon bemächtigte sich Unordnung der ihres Anführers beraubten Krieger. Der Feind, der nicht mehr den vorigen, planmäßigen Widerstand fand, begann bereits näher anzudringen. — Plötzlich riß Fahrmann dem gefallnen Officier den Degen aus der Hand, den dieselbe noch festhielt, schwang ihn um den Kopf und beseelte durch einen entschloßnen Zuruf den schon wankenden Muth der Besatzung von neuem. Er stellte von allen Seiten die Ordnung her, war überall gegenwärtig wo es nöthig that, und gab das Beyspiel einer Unerschrockenheit, die sich seinen Waffenbrüdern mittheilte. — Es begann ein neuer harter Kampf. Der Feind wurde bald gezwungen, die schon errungnen Vortheile zu verlassen und am Ende das Unternehmen gänzlich aufzugeben. — Als die Verstärkung ankam, welche man aus dem Lager dem Posten zu Hülfe sandte, war kein Franzos mehr zu sehen. — Dieser Vorfall wurde bald im

ganzen Heer bekannt, und Fahrmanns Heldenthat gab den Stof zum Gespräch des Tages.

Nachdem er abgelöst war, wurd' er zu dem kommandirenden General beschieden, welcher ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken im Namen des Fürsten, eine Belohnungs-Medaille und einen Officierdegen einhändigte, mit dem Bedeuten, deß Sr. Durchlaucht sich auch vorbehielten, ihn mit der zu seiner neuen Würde erforderlichen Equipage zu versehen. — Und so war unser Fahrmann denn nun auf einmal ein Herr Leutenant! —

Er orientirte sich in kurzem in seinem gegenwärtigen Wirkungskreise, und stand seinem Posten auf eine Art vor, daß er von seinen Vorgesetzten bemerkt, von seinen Kamraden geschätzt, und von seinen Untergebenen geehrt und geliebt ward. — Sein Freund Fackmann, der sich auch zum Sergeanten emporgeschwungen hatte, und mit ihm bey derselben Kompagnie stand, fand bey diesem Avancement auch seinen Vortheil, indem ihn Fahrmann an mancher Bequemlichkeit, die sein neuer Stand ihm gewährte, Theil nehmen lies. — In Ansehung ihrer freundschaft-

lichen Verbindung, brachte dieſe Verſchiedenheit ihrer Verhältniſſe gar keine Veränderung hervor.

Siebzehntes Kapitel.

— ab ovo delineatur. —

In einer kleinen, freyen Reichsſtadt in der Nachbarſchaft des Kriegstheaters — ich will ſie Braunau, nennen, lebten in einer ruhigen, das heißt, in einer ſolchen Ehe, da der Barometer des ehelichen Glücks, gewöhnlich das Mittel zwiſchen ſchönen und ungeſtümen Wetter hält: Herr Liborius Vollrad Setthaupt und Frau Suſanna, deſſen ehr- und tugendſame Gattin. — Herr Setthaupt bekleidete das Amt des erſten Bürgermeiſters, und war zugleich der erſte — Krämer des Ortes. Er war ein ſchlichter, grader Mann, von anſehnlichem Umfang und Gewichte, in deſſen Temperament Mutter Natur eine große Portion Phlegma gemiſcht hatte. Ein Mann, der den ganzen Tag in einer Federmütze und grünen kalmankuen Schlafrock, unbeſchadet ſeiner Würde als Conſul regens, die Oberinſpection über zwey große Lümmel führte, welche in ſeinem La-

den, Thee, Kaffee, Taback, und dergleichen verkaufen.

Uebrigens mischte sich Herr Fetthaupt in die innern häuslichen Angelegenheiten nur äusserst selten. Wann seine Frau ihm des Mittags sein wohlschmeckendes Gericht auftischte, und wann er des Abends, nach vollbrachtem Tagesgeschäfte, im weichgepolsterten Lehnstuhl sein Fläschchen Wein ausstechen und dazu sein Pfeifchen gemächlich wegschmauchen konnte: dann vermochte seine Zufriedenheit durch nichts in der Welt vermehrt zu werden.

Dies wäre die Karakterschildrung unsers Bürgermeisters ganz. Keine Leidenschaften versüßten oder vergällten ihm seinen Lebensgenuß: wenn anders ein solches Pflanzenleben den Namen Lebensgenuß verdient. Ihr fein empfindende, von Gefühlen strotzende Seelen! Ihr werdet freylich den ehrlichen Fetthaupt, welcher aller höhern Empfindungen, aber auch aller verfeinerten Genüsse entbehrte, deren Kultivirung so manchen rüstigen Jüngling, so manchen kraftvollen Mann, so manches blühende, rosige Mädchen, zu kränkelnden, kraftlosen, bleichen Quasi-Jünglingen, Männern und Mäd-

chen herabwürdigte, bemitleiden: aber — ſparet Euer Mitleid! — Bürgermeiſter Fetthaupt bedarf deſſen nicht; weil er mit allen dem, was Euch zum Glücklichſeyn unentbehrlich ſcheint, gänzlich unbekannt war, und alſo nichts davon vermiſſen konnte.

Frau Suſanna, war in den meiſten Stücken ganz das Gegentheil ihres Mannes. Ein hübſches, rundes, flinkes, geſchwätziges Weibchen, ohngefähr gegen die Dreyßig, die bey einem ziemlich warmen Temperamente, mit den lauen Liebkoſungen ihres Liborchen — wie ſie ihren Gatten im traulichen Ton zu nennen pflegte — nicht ganz zufrieden war; die aber — in Ermanglung beßrer Erfahrungen wähnte, ein Ehemann habe gar nicht nöthig, ſich zärtlicher und wärmer gegen ſeine Frau zu betragen, als Liborius es that. Sonſt war ſie — zu ihrem Ruhme ſey's geſagt, ein braves, geſchäftiges, haushälteriſches Weib, welche ihre Unterthänigkeit gegen ihren Mann beſtändig zu beobachten ſchien, und bey alledem ihn doch — unter dem Pantoffel hatte. Wie war das möglich? — Ha, ha! meine ſchönen Leſerinnen, Sie wollen meine Diskretion prüfen! — Ohne Sorge! ich verrathe

wie die kleinen Geheimnisse Ihres mir so lieben Geschlechts. —

Zehn Jahr hatte dieses Paar schon im Stande der Ehe gelebt, und sie würden ganz glücklich gewesen seyn, hätte nicht ein Umstand ihnen manche Stunde getrübt. — Es fehlte ihnen nehmlich, ein ihnen ähnliches Wesen, das ihre einsamern Stunden mit seinem süssen Geschwätz ausfüllen und ihren Lieblingswunsch, die Fortpflanzung des Fettbauptischen Geschlechts, einst realisiren könnte. Ein Sohn, war Beyder Verlangen; besonders lebhaft waren in diesem Punkte Sannchens Wünsche.

Schon hatten, die seit zehn Jahren immer vergeblich angewandten Bemühungen des guten Fettbaupts, die Hofnung Sannchens sehr geschwächt. Schon glaubte selbst Liborius, besonders, da er sich bereits den Sechzigen mit starken Schritten näherte, daß er die Kräfte seiner Lenden fruchtlos verschwendete, wenn er fortführe sich mit einer so undankbaren Mühwaltung zu befassen. — So stand es mit diesem Ehepaare, als sich in Braunau etwas ereignete, wodurch das Städtchen aus der gewöhnlichen

Stille

Stille in einen geräuschvollern Zustand versetzt wurde.

Achtzehntes Kapitel.

„Nun?“ —

— Geduld, liebe Leser! — — Der Winter war jetzt mit allen seinen Schrecknissen eingetreten, und ob er durch seine Schneeflocken zwar das hartnäckige Feuer des Krieges nicht gänzlich verlöschen konnte; so dämpfte er es doch, und man lies diejenigen Regimenter, welche am meisten gelitten hatten, die Erholungsquartiere in den nächsten Städten beziehen, um sich während dieser Ruhe wieder vollzählig zu machen. — Braunau war auch genöthiget, seine reichsstädtischen Thore einem solchen Regimente zu eröfnen. Da die guten, für Officiere tauglichen Quartiere selten waren, so durfte Herr Bürgermeister Fetthaupt selbst, sich nicht weigern, einen jungen, recht lieben Lieutnant in seinem Hause aufzunehmen.

Daß das hier in Braunau eingerückte Regiment kein anderes, als das unsers Sahrmanns

war, und daß wir in einem so guten Hause, wie das des Bürgermeisters, keinen andern Leutnant als unsern uns so werthen Helden, werden einquartiert haben: das hat ein guter Theil unsrer Leser sehr wahrscheinlich schon weg. Vielleicht, vielleicht! vermuthet auch schon Dieser oder Jener etwas von dem Folgenden. —

Frau Bürgermeisterin Fettbaupt, die unter den plumpen, vierschrötigen Philistern des Städtchens, bisher keinen nach ihrem Geschmack gefunden hatte, fand den Lieutnant allerliebst, und fieng an, ihren Liborius mit ihm zu vergleichen, wobey dieser freylich — nicht gewann. Dies, und die Liebe zur Veränderung, die jedem weiblichen Geschöpfe vorzüglich eigen zu seyn scheint, *) determinirte sie, ein Plänchen auf unsers Jahrmanns Herz zu schmieden. Sie kam

*) Verzeihen Sie, meine Damen! Ich habe mein Wort nicht gebrochen; habe keines Ihrer kleinen Geheimnisse verrathen. Ich habe nur eine allgemeine Meynung angeführt.

Anm. des Verf.

damit bald zu Stande und beſchloß, denſelben muthig durchzuſetzen.

Was das ein ſchmucker Herr iſt! Was für ein Paar herrliche Waden! Welch ein feuriges Auge! Und die ſchöne Uniform! die blitzenden Achſelbänder! Wie das Alles ſo gut, ſo knap ſitzt! — Ganz anders, als an meinem Liborius! — Ach! und wie er ſo freundlich gegen mich thut! — Muth, Sannchen! biete alle Deine Reitze auf, ihn zu feſſeln! — — So, dachte und ſprach Frau Sannchen bey ſich ſelbſt, deren ganze Lebensart ſich jetzt auf einmal änderte.

Sonſt pflegte ſie im Hauſe nie, oder nur ſelten ordentlich angekleidet zu ſeyn, und ihr Anzug war gewöhnlich ſehr ſalop. Jetzt delebrirte ſie jeden Morgen einige Stunden, welcher Anzug wohl die Taille am vortheilhafteſten zeige, welche Haube ihr am beſten ſtehe, welches Band wohl die Farbe des Geſichts und des Buſens am beſten hebe. — Sonſt verhüllte Sannchen ihre Reitze ſehr ſorgfältig. Jetzt, flüſterte ihr die Koketterie den guten Rath ins Ohr, das Buſentuch in ſo verrätheriſche Falten zu legen, daß man von dem, was man ſah, ſehr vortheilhaft auf das ſchlieſſen mußte, was verborgen blieb.

Sonst unterzog sie sich aller häuslichen Arbeit; sie nähte, wusch, backte u. s. w. Jetzt, unterliess sie aus Besorgnis für ihren Teint und für ihre kleinen weissen Hände, Alles. — Sonst, pflegte sie nie früher, als halb neun aufzustehen. Jetzt fand man sie schon jeden Morgen um sieben Uhr auf den Füssen und mit einem schneeweissen, eleganten Negligee herausgeputzt, damit sie nur dem lieben Lieutnant den Kaffee selbst vors Bette bringen könnte. Kurz, die ganze Frau Bürgermeisterin war im Revolutionszustande.

Unserm Freunde, der bey weitem nicht mehr der vorige, unerfahrne Jahrmann war, blieben alle diese kleinen Minauderien Sannchens nicht unbemerkt. Er orientirte sich bald in deren Absicht. — Er, der jetzt eine Zeitlang im weichen Schooße des Glückes so ziemlich verhätschelt worden war, und der die vergangnen Widerwärtigkeiten und mit diesen, seine ehemaligen Entschlüsse fast vergessen, überdies auch in seinem gegenwärtigen Stande über gewisse Dinge wieder etwas leichtsinnigere Grundsätze nach und nach angenommen hatte, welchen nachzuleben, sein Temperament ihn stündlich anreitzte; er, sag ich, fand sich bald sehr geneigt, ein so apetitliches

Weibchen, als die Dame Fetthaupt war, nicht umsonst schmachten zu lassen, und er beschloß, ihr auf dem von derselben schon gebahnten Wege, entgegen zu gehen.

Noch, war von beyden Seiten keine Erklärung geschehen; allein bey dieser Disposition blieb sie nicht lange aus. Eines Morgens kam Sannchen, wie gewöhnlich, Fahrmann den Kaffee zu bringen. Er lag noch im Bette, und da er eben zu einem verliebten Unternehmen ganz besondern Antrieb spürte, war der Entschluß gleich gefaßt, diesmal die ihm angebotene Gelegenheit aus unzeitiger Blödigkeit, nicht unbenutzt zu lassen. Er zog Sannchen, nach vorausgeschickter kurzen Deklaration von seiner, und einer unbedeutenden Gegenwehr von ihrer Seite, zu sich aufs Bette. — Die Einwendungen wurden immer schwächer; das Widerstreben nachgebender; die Drohungen zu schreyen, verwandelten sich in ein stilles Dahingeben. Zuletzt erleichterte eine verstellte Art von Ohnmacht dem Lieutnant den Sieg, womit das Duodrama endete. Ich, als Biograph, ehre die Delikatesse meiner Leser, und lasse die Gardine fallen.

Neunzehntes Kapitel.

So, wie ein Jeder es erwartet. — Eine Ehestandsszene.

Figaro sagt sehr richtig: „o, Schwachheit, dein Name ist Weib!“ — Wie? — Wie? — Ihre Wange umziehe sich mit einem höhern Roth, schöne Leserinnen! Hab' ich Sie beleidiget? — Doch nicht durch diese Sentenz? — Die kann Sie ja gar nicht beleidigen; so wenig, als ich Sie zu beleidigen beabsichtete. Sie drückt sich ja so allgemein aus, daß es Jeder von Ihnen immer frey bleibt, sich selbst, als Ausnahme von einer Regel anzusehen, die man eben nicht als eine Generalregel anzunehmen brauche! — Oder, wenn Sie dennoch böse seyn wollen — könnte es Sie vielleicht versöhnen, wenn ich auch einen Gemeinspruch auf mein Geschlecht anbrächte? — Wie wär 's, wenn ich z. B. sagte: o, Unbeständigkeit, Dein Name ist Mann! Sollt' ich 's errathen haben? Dies schalkhafte Lächeln scheint mir 's wenigstens zu verbürgen. Nicht

wahr, Sie ſind wieder gut? beſonders — wenn ich Ihnen ſogar eingeſtehe, daß das letztre Sprüchelchen wohl ſo wahr, als das Erſtre ſeyn mag, wie Viele unter Ihnen es aus eigner Erfahrung vielleicht am beſten wiſſen. . . . . Aber — über das Ausſöhnungsgeſchäft, hab' ich ganz vergeſſen, was ich ſagen wollte. . . . . Nun es iſt um ſo beſſer; Sie hätten nur von neuem böſe werden können, ich hätte mich von neuem mit Ihnen ausſöhnen müſſen und . . . . . Himmel, wie weit hätte uns das von unſerm Hauptzweck entfernen können! —

Wir verlieſſen Sannchen in einem Zeitpunkt, da ihre Sinnlichkeit einen vollkommnen Sieg über das kleine Ueberreſtchen ihrer weiblichen Tugend erhalten hatte. — Nachdem ſie die verbotne Frucht in den Armen eines körnigen Jünglings einmal geſchmeckt, war ſie in deren Genuß unerſättlich. Fahrmann feyerte daher mit ihr die Myſterien der cypriſchen Göttin ſo oft er wollte und — konnte. — Dies blieb nicht ohne Folgen. Sey's nun, daß . . oder daß . . .oder auch daß . . kurz, ihr lebhafteſter Wunſch gieng in Erfüllung, ſie ward — ſchwanger. Nichts gleichte ihrer

Freude. Sie eilte, die frohe Nachricht ihrem Liborius mitzutheilen.

(Es ist Abend. Liborius sitzt im Lehnstuhl, den Tisch mit seiner Weinflasche ganz nahe vor sich gerückt, und raucht mit inniger Behaglichkeit sein Pfeifchen. Sannchen, ihm gegenüber, arbeitet an einer neuen Schlafmütze, die sie ihm zum Geschenk bestimmt hat.)

Liborius. Hm. hm. (er gähnt.)

Sannchen. Schon müde, Liborchen?

Libor. (Nickt mit dem Kopfe. Lange Pause.)

Sie. (rückt mit ihrem Stuhl ganz nahe an den seinigen und streichelt ihm das Kinn.) Was krieg ich, Väterchen, wenn ich Dir ganz was Angenehmes sage? hi, hi hi!

Er. Nu — und was denn lieb Sannchen? —

Sie. (ganz verschämt.) Ach — Liborius! der Himmel hat unser Gebet erhört; ich bin — schwanger. . . .

Er. (kurzathmend und freudig.) Du? — schwanger? — (die Hände faltend.) Na, Gott sey Dank! — Endlich einmal! — Hab Dank, Sannchen, für die frohe Nachricht. (Er umarmt sie. Nach einer Weile.) Hör, heut kann ich schon ein Uebriges thun; hole mir noch 'ne Fla-

ſche Wein. Rufe mir auch den Lieutnant 'runter der ſoll mittrinken, und dann — ja, was wollt' ich doch ſagen? — Ja, ſuch mal das alte Geſangbuch und auch das Kommunionbuch. Wir wolln auf 'm Sonntag zum Abendmahl gehn und Gott für ſeinen Seegen danken. Heut iſt Donnerſtag — 's iſt noch Zeit genug, wenn wir morgen anfangen darinn zu leſen. — — Nu — geh, mein Kätzchen, und nimm Dich in Acht, daß Du mir nicht fällſt. —

Was die Freude nicht bewirken kann! Liborius hatte gewiß in zehn Jahren nicht ſo viel hinter einander geredet, als in dieſem Augenblick. Gewöhnlich beſtanden ſeine Antworten in Ja und Nein, mit einigen hm, hm, ausgefüllt. Während der Abweſenheit Sannchens ſammelte er neue Kräfte und brummte ſchmunzelnd in den Bart: „hm, hm, nun werden die Leute wohl anders ſprechen!“ — Jetzt trat Fahrmann ins Zimmer, dem Frau Fetthaupt mit Flaſche und Gläſern folgte.

Fahrm. Sie haben mich ruffen laſſen, Herr Bürgermeiſter. . . . .

Libor. Bitte ganz gehorsamst Herr Leutnant! Hab da 'n Glas ächten Hochheimer; solln 'n doch probiren. (schenkt ein.)

Fahrm. Ey, großen Dank, Papachen! Zu diesem Geschäft bin ich immer zu Befehl. Ihre Gesundheit, Frau Bürgermeisterin! Sie sollen leben Papa! (trinkt.) Der Wein ist kapital!

Libor. (mit einem Seitenblick auf Sannchen.) Hm, hm, das glaub' ich; 's ist auch heute was besonders. . . .

Fahrm. Wie so, Herr Bürgermeister?

Sannchen. (will gern roth werden.) Mann, Mann! mach doch keine Streiche! (zu Fahrmann,) Nichts ist 's, Herr Lieutnant, gar nichts.

Libor. Nu, nu, Sannchen! was ist 's denn weiter? — (zu Fahrmann.) Meine Frau hat mir eben eine angenehme Nachricht gebracht. Sie hat. . . . .

Sannchen. Wart nur, Liborius! das will ich Dir gedenken. (läuft zum Zimmer hinein.)

Fahrm. (lächelnd:) Beynah, Herr Bürgermeister, könnt' ichs errathen. — Nicht wahr — 's ist so was auf 'm Wege? ha, ha, ha!

Libor. (nimmt das Glas mit triumphirenden Lächeln.) Heut über neun Monat heiß' ich Vater!

Fahrm. Im Ernst? — Nun, da gratulir' ich von Herzen, und bitte mich im Voraus zu Gevattern. Sie nehmen mich doch an? — ha, ha ha!

Libor. Diener, Diener! Wird mir viel Ehre seyn. (Pause. Liborius von Freude überwältigt, seine Augen gen Himmel gekehrt, die Hände gefalten, hat sich im Lehnstuhl zurückgelehnt. Fahrmann geht auf und nieder und ist bemüht das Lachen zu verbeißen.)

Fahrm. Hab' ichs Ihnen schon gesagt, daß wir Order erhalten haben, zu marschiren? Montag geht's fort —

Libor. Schon? Und das so auf einmal? Das thut mir leid.

Fahrm. Mir auch. — Aber bey uns Soldaten ist's nicht anders. Kaum sind wir irgendwo warm geworden; so heist's auch schon wieder: marsch! — Doch — (nach der Uhr sehend,) schon neune! Ich muß zum General. (nimmt das Glas:) Auf eine glückliche Niederkunft Herr Bürgermeister!

Libor. (mit einem andächtigen Erhebungsblick.) Das gebe der liebe himmlische Vater! (stoßen an.)

Fahrm. Nun, gute Nacht, Papachen! Nehmen Sie Alles hübsch in Acht!

Libor. (schmunzelnd.) Hm, hm, wollen schon machen. — Gute Nacht, Herr Lieutnant!

Zwanzigstes Kapitel.

Einige Briefe von alten Freunden.

„Mein geliebter Sebastian!

„Schon geht es ins vierte Jahr, daß ein trauriges Schicksal uns trennt, welches Deine Aeltern zu Boden gedrückt haben würde, wenn nicht eine wohlthätige Philosophie uns unterstützte, und noch — leider, ist dies nur zu wahr! — zeigt sich keine Aussicht zu unsrer Wiedervereinigung. Ich rechnete immer auf die Veränderlichkeit eines jungen lebhaften Fürsten, auf die Lockerheit solcher Bänder, welche das Laster knüpft, und hoffte daher, eine Kreatur entfernt zu sehen, welche den Fürsten zu nichts, als schlimmen

Maasregeln leitet, ihn zum gehaßten Tyrannen macht und das Land immer tiefer ins Unglück stürzt. Allein, bis jetzt, blieb diese Erwartung nur ein schöner, patriotischer Traum. Das unmündige, listige, ränkevolle Geschöpf hat die Seele eines Prinzen, welcher so viel Anlagen zu einem löblichen Regenten hatte, und in welchem im Grunde ein recht wackres Herz schlägt, in ihren Netzen so bestrickt, daß es scheint, nur der Tod Eines von Beyden könne diese Fäden zerschneiden. So dauerhaft die Gewalt ist, welche die Maitresse sich bisher zu sichern wuste; so anhaltend ist auch ihre Rache: und so lange sie hier etwas zu sagen hat, ist für unsre Wünsche nichts zu hoffen. — Sogar der Plan, den ich hatte, meine hiesigen Güther zu verkaufen und mit meinem Vermögen ein anderes Land zu suchen, wo unsre Wiedervereinigung keine Hindernisse fände, ist durch der Boshaften Zuthun, durch höchst desperische Maasregeln vereitelt worden. Kaum hatte ich in dieser Absicht einige Schritte gethan, als ein Privatschreiben des Fürsten mir durchaus verbot, meine Güter zu veräussern, oder seine Staaten zu verlassen, beydes bey den Wirkungen seiner höchsten Ungnade. — So, sind uns

alle Wege abgeschnitten, etwas für die Erfüllung unsrer liebsten Wünsche thun zu können. Mit Standhaftigkeit müssen wir nun erwarten, was die Zeit, die gegen so manches Uebel wohlthätige Hülfsmittel besitzt, für dieselbe thun werde." —

„Durch die Sorgfalt des vortreflichen Ehrlichheims, sind mir Deine zu verschiednen Zeiten an mich abgelaßene drey Schreiben *) richtig eingehändigt worden. — Ob die beyden ersteren zwar nichts enthielten, wodurch wir von den besondern Umständen Deiner Lage einige Kenntniß erlangten; auch — wie Du mit weiser Vorsicht unterlassen hattest — nicht einmal der Ort Deines Aufenthaltes darinn benannt war; so haben uns diese lieben Zeilen doch den Trost gewährt, daß wir wußten, Du lebtest, und so lange wir Allerseits leben, bleibt wenigstens die Trösterin Hofnung uns zur Seite, erhellt uns manche trübe

*) Nehmlich von * * * aus, während seines Magisterlebens; von W. . . und von Braunau aus, abgesandt.

Anm. des Verf.

Stunde und zeigt uns die Dämmerung froherer Tage in der Ferne einer Zukunft.“ —

Dein letzteres Schreiben, von Braunau aus, hat uns endlich auch einmal etwas bestimmtes über Deine gegenwärtige Situation mitgetheilt. Zwar befindest Du Dich mitten unter den Gefahren eines blutigen Krieges, und wir können deshalb nicht ganz unbesorgt um Dich bleiben: aber es war doch eine angenehme Beschäftigung für unsre Einbildungskraft, Dich uns einmal wieder in einem, uns als wirklich existirend, bekannten Zustand, vorstellen zu können. Die Abwendung alles Dessen, was uns in Ansehung Deiner so gefährlichen Laufbahn beunruhigen könnte, überlassen wir voll Vertrauen den Fügungen einer Vorsehung, von deren Güte und Weisheit ich in meinem Leben so zahlreiche Beweise sammelte.“ —

„Laß uns nur nie die Hofnung verlieren! Sollte ja das Schicksal es wollen, daß wir nicht wieder vereinigt würden; so reichte dieselbe uns doch schmerzstillende Mittel, welche ein harmvolles Leben uns erträglich machten, und bleibt selbst noch die letzte tröstende Freundin an unserm Sterbebette. — Also, Muth, lieber Sebastian, wie er dem Manne gebührt! — Er war es, der

mich bisher, bey so manchem auf mich eindringenden Leiden unterstützte, mich immer aufrecht erhielt, und mich selbst in Stand setzt, Deine Mutter zu trösten. Ihm verdanken wir die Gesundheit, deren wir geniessen und das Leben selbst!" —

„Da ich vermuthen kann, daß Du mit baaren Hülfsmitteln nicht sehr versehen seyn magst, und sie derselben in keiner Lage wohl entbehren kann; so hab ich Deinen würdigen Freund Ehrlichheim ersucht. Dir für meine Rechnung auf irgend eine Art, zweyhundert Louisdor zukommen zu lassen." —

„Daß Du Dich immer noch Deines angenommenen Namens bedienst, ist sehr gut, und zwar um so mehr, da das Kontingent unsers Fürsten von Eurer gegenwärtigen Stellung nicht allzuweit entfernt stehe, und eine Entdeckung Deiner Person, bey dem guten Vernehmen, welches zwischen unserm Hofe und Deinem Suverain statt hat, immer noch von unangenehmen Folgen für Dich seyn könnte."

„Wir empfehlen Dich dem Schutze des gütigen Vaters der Menschen und umarmen Dich

in

in unſerm Herzen mit inniger Zärtlichkeit. — Erfreue bald wieder durch recht gute Nachrichten

„Deinen

väterlichen Freund
Sahmann“

„Mein guter Freund und Kriegskamrad!

Endlich, weis man doch, wo Sie geblieben ſind! — Zwar erfreuten Sie mich verſchiedne Male mit Ihrer Zuſchrift, wodurch ich wohl zu nicht geringer Erleichterung meiner Sorge um Sie, von Ihrem Leben Nachricht erhielt; aber wie es ſonſt mit Ihnen ſtehe, davon erfuhr man kein Wort. Auch ſchreiben konnte man Ihnen nicht einmal, da Sie nie des Orts Ihres Aufenthalts erwehnten: worinn Sie auch ganz recht gethan haben.“

„Wie ein Vater über das Glück ſeines Sohnes, freu' ich mich über das Ihrige, welches Sie durch ein ſo braves Betragen erworben und ſo ganz verdient haben. Das alte Herz hüpfte

mir im Leibe, als ich Ihre Beschreibung von dem Gefechte in der Redoute las. Es geht mir, mit dem Sprüchwort zu reden, wie den alten Fuhrleuten, die, wenn sie auch nicht mehr fahren können, doch noch gern klatschen hören. Es ist mir beynah, als hätt' ich Sie jetzt noch lieber, wenn ich Sie mir als Soldat denke. Dieser Stand bleibt mir immer der, den ich am meißten schätze, und wenn der liebe Gott — da es mit dem im Krieg geben in dieser Welt nichts mehr für mich ist — mich in Jener recht glücklich machen wollte; so müßte er mir das Kommando geben, irgend einen widerspänstigen Planeten zur Raison zu bringen. — Doch ich merke, daß ich ins Schwatzen komme, und — da ich nicht gern viel schreibe, könnten Sie leicht das Nothwendigste meines Briefes darüber einbüssen, wenn ich dabey bliebe. Ich muß also einlenken."

„Daß ich die verschiednen Beylagen an Ihren guten Vater richtig befördert habe, wird Ihnen beyfolgendes Schreiben von demselben wahrscheinlich attestiren. So sehr ich mich freue, daß Ihre wackern Aeltern gesund und am Leben sind; so thut es mir doch zugleich herzlich leid, daß sich übrigens noch keine Veränderung am dortis

gen Hofe zu Ihrem allerſeitigen Vortheil zugetragen hat. Nun, Sie müſſen ſchon Geduld haben. Indeß haben Sie Zeit, ſich ein Regiment, oder doch wenigſtens, ein Bataillon zu verdienen.“

„Ihr Herr Vater hat mir Auftrag gegeben, Ihnen zweyhundert Louisd'or zu übermachen. Ich habe dazu den kürzeſten Weg gewählt. Anbey folgt ein Wechſel auf das T...ſche Haus in Fr... Da Sie von dieſer Stadt nicht allzuweit entfernt ſind, wird es keine Schwierigkeit finden, das Papier in Geld zu verwandeln.“

„Halten Sie ſich gut — das heißt: bleiben Sie hübſch geſund! denn zu einem andern Gutthalten, darf man Sie wahrlich nicht ermahnen. Wir, ſind hier übrigens wohl. Mein Lohrchen läßt Sie aufs freundſchaftlichſte grüſſen. Sie nimmt einen recht herzlichen Antheil an Allem, was Sie betrift. Von meinem Pflegkinde Sophie, kann ich keinen Gruß an Sie beſtellen; denn die iſt mir ungetreu geworden. Die Geſchichte, die ſich mit ihr zugetragen, iſt ſehr ſonderbar, aber zu lang für mich ſaumſeeligen Schreiber, um ſie Ihnen hier mitzutheilen. So viel will ich Ihnen nur ſagen, daß es ihr recht wohl

geht. Zum Schluß, lieber, guter Fahrmann bleiben Sie von meiner redlichen Freundschaft überzeugt, und vergessen Sie nicht

Ihren

Ehrlichheim."

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Dies und Jenes.

Diese Briefe erhielt Fahrmann noch an demselben Abend, da er mit dem Bürgermeister, die im vorletzten Kapitel mitgetheilte Unterhaltung gehabt hatte. — Sie verursachten ihm, wie man leicht denken kann, aus mehr als einem Grunde eine ausserordentliche Freude. Er drückte das Schreiben seines Vaters an sein Herz, indem eine kindliche Liebeszähre seinem Auge entträufelte. Die zweyhundert Louisd'or waren ihm sehr angenehm: aber, er würde sie ohne Bedenken darum gegeben haben, hätte er seine Aeltern nur auf eine Minute sehen können. — Auch die Zeilen des Bidermannes Ehrlichheim, mach-

ten ihm nicht wenig Vergnügen. Besonders hatte ihn darinn die Stelle interessirt, welche Sophien betraf, bey Lesung deren Namens sein Blut sich ziemlich in Galop setzte. Er rieth hin und her, um einen Schlüssel zu dem Räthsel zu finden, welches die lakonische Schreibart des Obersten ihm in Ansehung derselben aufgegeben hatte. Von nun an, war sein Tichten und Trachten wieder nur — Sophie.

Bey dieser Stimmung seines Herzens befreyte es ihn von einer großen Verlegenheit, daß der Abmarsch so nahe war. — Die zudringliche, unvorsichtige Unersättlichkeit Sannchens, die es nicht verstand, durch eine kluge, zur rechten Zeit angebrachte Zurückhaltung den Begierden ihres Liebhabers neues Feuer mitzutheilen, und die mit ihren Reitzen sowohl als mit ihren Liebkosungen immer entgegen kam; hatte unsern Helden schon seit einiger Zeit ziemlich gleichgültig gegen Genüsse gemacht, zu welchen sie ihn zu oft anreitzte. Was er jetzt noch that, that er größtentheils aus Erkenntlichkeit und weil er demselben in den Verhältnissen, worinn er als Hausgenosse stand, nicht ausweichen konnte, ohne die

Artigkeit gegen eine hübsche Frau gänzlich aus den Augen zu setzen. —

Gegenwärtig aber, da Sophiens Bild in seinem Herzen so plötzlich wieder die Oberhand gewonnen hatte, zeigte sich ihm der bisherige Umgang mit seiner Wirthin in einem Gesichtspunkte, wodurch ihm die Fortsetzung desselben ganz verleidet wurde. Wozu der Ueberdruß ihn zum Theil bestimmte, setzte er klüglich ganz auf Rechnung des in ihm zurückgekehrten Gefühls seines an Sophien begangnen Unrechts. — Nachdem er sich über seine öftern Fehltritte, seiner uns schon bekannten Gewohnheit gemäß, recht tüchtig herumgenommen hatte, gelobte er dann von neuem, von nun an, nie, nie wieder, die Treue zu verletzen, die er der schönen Sophie so oft geschworen hatte, und sich stets zu bestreben — wenn er auch nie zu ihrem Besitz gelangen sollte — desselben sich wenigstens würdig zu machen.

Die Folge von alledem war, daß er die wenigen Tage, die er noch in Braunau zubrachte, die Frau Bürgermeisterin mit größter Sorgfalt vermied, wozu wichtige Dienstgeschäfte ihm den Vorwand leihen mußten. Schon früh um sechs Uhr, war er fix und fertig angezogen und dann

den ganzen Tag außer dem Hause. Des Abends hatte er von Sannchens Zudringlichkeit nichts zu besorgen, weil sie dann nicht von ihrem Liborius wegkommen konnte. So, glückte es ihm, seinen Vorsatz durchzusetzen, ohne sich zu einer, einem galanten Manne sehr unangenehmen Erklärung genöthigt zu sehen.

Ob Madam Fetthaupt von dem Absichtlichen dieser Entziehung etwas gemerkt habe, können wir nicht bestimmen; wenigstens ließ sie davon nichts aus, und die Medisance in Braunau behauptete, daß sie noch drey Tage nach des Lieutnants Abmarsch, rothe Augen gehabt habe. — Jahrmann fühlte sein Herz um ein gutes Theil erleichtert, als er die Stadt im Rücken hatte.

Um uns in Ansehung Frau Sannchens, mit den Lesern ein für allemal abzufinden, berichten wir denselben nur noch, daß dieselbe zu Zeit und Stunde von einem wohlgestalten Söhnlein entbunden wurde. — Unter dessen fünf Taufnamen, bemerkte man auch den Namen Sebastian. Wer nur in des Bürgermeisters Haus kam, fand auch eine Aehnlichkeit mit Herrn Fetthaupt an dem Knaben. Der Eine behauptete, er habe

dessen Nase; ein Andrer gab ihm dessen Kinn; ein Dritter eignete ihm des guten Liborius Augen zu. Wenn die Leute alle recht hatten, so müßte der Knabe die leibhafte Kopie des Vaters gewesen seyn, und in diesem Falle wüßten wir keinen andern Grund von dieser Aehnlichkeit anzugeben, als eine sehr lebhafte Einbildungskraft der Mutter, welche sich an ihr Liborchen — versehen haben konnte. Indeß bezweifeln wir diese Aehnlichkeit noch sehr, und sind nicht angeneigt zu glauben, daß jene Leute, welche deren Existenz behaupteten, blos dem Consul regens etwas Angenehmes sagen wollten. Was uns zu jenem Zweifel noch mehr berechtiget, ist, daß die Mutter so ausserordentlich bemüht war, ihren Mann von dieser Aehnlichkeit mit ihm, zu überzeugen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser werden wieder auf den Schauplaz des Krieges geführt.

Unser Held hatte nach seiner Rückkunft bey der Armee, bald Gelegenheit zu zeigen, daß er während der weichlichen Ruhe der Winterquartiere das Streiten nicht verlernt hatte, und daß er unter den Fahnen des Mars eben so gut zu fechten verstand, als unter den mit Rosen bekränzten Panieren des Liebesgottes. Bey verschiednen Aktionen ärndtete er ausgezeichneten Ruhm. Eine Premierlieutnantsstelle war sein Lohn, und kurz hernach, wurd' er unter die Zahl der Adjutanten des Feldmarschalls aufgenommen.

Ohngeachtet dieser glänzenden — und zwar so wohl verdienten, Auszeichnung, blieb er nach wie vor, der anspruchslose Fahrmann. Auch mit der Absicht, etwas von derjenigen Aufgeblasenheit an ihm zu finden, welche Leuten, die jählings emporkommen, gemeiniglich so eigen ist, hätte man nichts davon an ihm zu entdecken vermocht. Der Sergeant Sackmann blieb, wie

vorher sein Freund, und es fiel ihm gar nicht ein, diese Freundschaft mit einem Unterofficier aus übler Schaam geheim zu halten. Zwar konnte er denselben nicht mehr so oft sehen, weil er jetzt nicht im Regiment kampirte, sondern sich im Hauptquartier aufhielt; allein, er verschafte sich dieses Vergnügen doch so oft, als es angehen wollte. — Als er bald des Feldmarschalls Gunst in einem vorzüglichen Grad erwarb, war der erste Gebrauch, den er von seinem Einfluß auf denselben machte, Jackmann zu einer Officierstelle zu verhelfen, und er verwendete einen guten Theil der vor seinem Vater erhaltnen zweyhundert Louisd'or zu dessen Equipirung.

Eines Tages wurd' er von seinem General mit Aufträgen an ein abgesondertes Korps abgeschickt. Da dasselbe ziemlich entfernt und der Weg dahin nicht ganz sicher vor kleinen feindlichen Streifparteien war; so gab man ihm eine Bedeckung von zehn Husaren und einem Unterofficier mit. — Man verlies eben ein kleines Wäldchen, als man auf der, sich in der Pläne hinziehenden Landstrasse, ohngefähr ein paar hundert Schritt vor sich, eine Kutsche gewahrte, welche unter Begleitung mehrerer Reiter, die man bald

für Franzoſen erkannte, im Galop davoneilte. — „Drauf!“ ſchrie Sahrmann ſeinen Huſaren zu, und es dauerte nicht lange, ſo war man der Kutſche in der Nähe. Als die Franken bemerkten, daß ſie verfolgt wurden, blieb eine Abtheilung derſelben von acht Mann, halten und machte Front gegen den anrückenden Feind, indeß ſechs Andre ſich bey dem Wagen hielten und deſſen ſchnelleres Fortrollen zu bewirken bemüht waren.

Unſer Held ſtürzte mit ſeinen Huſaren gleich einem Sturmwinde, in die Feinde hinein. So wenig dieſe die Hände in die Taſche ſteckten; ſo vermochten ſie doch nicht, den wüthenden Anfall auszuhalten. Sie nahmen nach einem kurzen Widerſtand die Flucht, um ſich mit denen bey der Kutſche zu vereinigen. Dieſe, da ſie bemerkten, was vorgieng, lieſſen den Wagen unter Bedeckung eines einzigen Mannes und eilten den Fliehenden zu Hülfe, welche ſo verſtärkt, ſich wieder ſetzten, um dem Feinde von neuem die Spitze zu bieten. Jetzt dauerte der Streit länger; allein zuletzt mußten die Franken der unüberwindlichen Tapferkeit der Gegenpart weichen. Sie entflohen nun unaufhaltſam und lieſſen den

Wagen im Stiche, den Fahrmann mit seinen Husaren bald erreichte.

Er ritt an den Schlag, um seine Beute in Augenschein zu nehmen. Eine Mannsperson lies das Kutschenfenster nieder. Kaum hatte Fahrmann einen Blick in den Wagen geworfen, als er voll freudigen Erstaunen ausrief: „Sophie!" und in demselben Augenblick nannte auch eine weibliche Stimme in der Kutsche den Namen unsers Helden.

In der That bestand diese Reisegesellschaft in der Familie des Barons von Silberthal, des Vaters, der liebenswürdigen Sophie. — Sie kamen von Se.. und waren eben auf der Rückkehr nach ihrer Heimath, welche noch ein zehn Meilen entfernt war.. — Nachdem man sich gegenseitig viel Verbindliches gesagt, wie es zu der Veranlassung paßte, und man sich von beyden Seiten ziemlich erholt hatte, die im Wagen von ihrem Schreck, und Fahrmann von dem heftigen Eindruck, welchen der unerwartete Anblick Sophiens auf ihn gemacht hatte; fieng man endlich an einzusehen, daß das hier der Ort nicht sey, wo man lange verweilen könne, ohne sich einer neuen Gefahr auszusetzen. Man lies

daher vorwärtsfahren und unſer Held mit ſeinen Huſaren, begleitete den Wagen.

Das Lager, wohin Fahrmann die Befehle des Feldmarſchalls überbringen ſollte, war nur noch eine halbe Meile entfernt. Dahin brachte er ſeine Schützlinge. Seine Verrichtungen allhier und die Nothwendigkeit, vor Mittag wieder im Hauptquartier zu ſeyn, erlaubten ihm nur einen ſehr kurzen Genuß des Anblicks ſeiner Sophie. Nachdem er kürzlich einige Nachrichten von ihren gegenwärtigen Verhältniſſen erhalten hatte, und er durch das Fräulein, deren Aeltern als einen ihrer ehemaligen Freunde, bekannt geworden war, trennte er ſich von der Silberthalſchen Familie, von deren Dankſagungen und Seegenswünſchen überhäuft und mit einer Empfindung, deren Heftigkeit er nur mit äuſſerſter Mühe verbarg. Der Baron ſetzte mit den Seinigen ſeine Reiſe unverzüglich fort, und Fahrmann erreichte mit ſeinen Leuten, von welchen nur zwey leicht verwundet waren, ungehindert das Hauptquartier.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Die Geschichte nimmt eine andre Wendung.

Die so unerwartete Zusammenkunft mit Sophien, hatte auf das Herz unsers Freundes eine unbeschreibliche Wirkung gethan. Nie, dünkte es ihn, hab' er sie so schön gesehen, und er hatte darinn nicht unrecht: ihre Reitze standen eben in ihrer anlockendsten Reife. — Von diesem Tage an, bemächtigte sich seiner eine Sehnsucht, welche zu stillen, er im ganzen weiten Gebiete der Hofnung, keine Aussicht sah. Er versank bald in jene Melancholie, welcher die lebhaftesten Temperamente am leichtesten unterworfen werden. Es fehlte wenig, daß er nicht wieder in den hinschmachtenden Zustand gerieth, in welchem wir ihn zu Anfange dieses Werkes schon einmal gesehen haben. Blos die Zerstreuungen, welche das Kriegsgeräusch und das täglich Neue, nebst den Obliegenheiten seines Postens, ihm verschafften, wandten dieses Seelenübel noch von ihm ab und hielten ihn so ziemlich im Gleise.

Die schöne Jahrszeit war nun zurückgekehrt und die Kriegsunternehmungen begannen ernsthafter zu werden. Nachdem die Armeen einige Wochen sich beobachtet und durch Manöuvers gegenseitig ihre Stellungen zu verbessern bemüht gewesen waren, kam es endlich zur Schlacht. Sie war sehr blutig und entschied — wenig oder nichts. — Diesmal hatte das Schicksal unterlassen, unsern Fahrmann mit seiner Egide zu bedecken. Er erhielt eine Schußwunde durch den Schenkel und eine Kugel in den Arm, welche die Röhre angesplittert hatte. Gefährlich war von diesen Wunden keine; aber der am Arme, weissagte der Wundarzt eine sehr langsame Heilung. Dennoch wollte er anfänglich das Hauptquartier nicht verlassen; allein der Feldmarschall bestand selbst darauf, daß er sich nach einer nicht weit entlegnen Stadt solle bringen lassen, um da seine Genesung mit mehrerer Bequemlichkeit abzuwarten. Diesem Befehl mußte Fahrmann schon gehorchen.

Als er in besagter Stadt angekommen war, erfuhr er von ohngefähr, daß sich sein fürstlicher Freund und Beschützer, der Prinz von * * ebenfalls hier befinde, um sich von einer Verwun-

dung herzustellen, die er als Oberbefehlshaber des Kontingents seines Hauses, in einer ohnlängst vorgefallnen Affaire erhalten hatte.

Jahrmann versäumte nicht, dem Prinzen durch einige Zeilen von seinem Hierseyn und dessen Veranlassung Nachricht zu geben. Noch denselben Tag gegen Abend, kam ein vertrauter Kammerdiener seines erlauchten Freundes zu ihm und bewillkommte ihn im Namen seines Herrn. Der Prinz liess ihm sagen, er hoffe in vierzehn Tagen so weit zu seyn, sich nach seinem Sommeraufenthalt begeben zu können, und er ersuche Jahrmann ihn dahin zu begleiten, wenn seine Wunden solches nicht durchaus verhindern sollten. Die Erlaubniß von dem Feldmarschall, werde er ihm bewirken. — Unser Held liess ihm erwiedern: daß er den Befehl, Sr. Durchlaucht zu begleiten, als einen ihm unschätzbaren Beweis der fortdauernden Gnade gegen ihn, ansehe, und er werde sich unendlich glücklich schätzen, demselben nachzukommen. — Es fiel ihm hernach zwar ein, ob es nicht zu viel gewagt sey, ein Land zu betreten, wo seine Feinde zu befehlen hatten. Allein, dieses Besorgniß verschwand bald, da er überlegte, daß der Prinz ihm diesen Antrag gewiß

gewiß nicht gemacht haben würde, wenn er von seiner völligen Sicherheit auf dem Lustschlosse nicht überzeugt wäre. Ueberdies, lag dieses Schloß in einer ansehnlichen Entfernung von der Residenzstadt. —

Fahrmanns Schenkelwunde war nach Ablauf der vom Prinzen bestimmten vierzehn Tage, beynah gänzlich heil, und die Armwunde konnte ihn am Reisen nicht verhindern. — Der Fürst empfieng ihn ganz so, wie man einen lange vermißten Freund aufnimmt. Unser Held mußte ihm während der Reise seine Begebenheiten seit ihrer Trennung erzehlen, welches derselbe jedoch mit einiger Auswahl that. — Nach zwey Tagen, kamen sie auf dem fürstlichen Sommersitze an, der ganz an der äussersten Grenze des Fürstenthums lag. In Fahrmanns Busen gieng es sehr lebhaft zu, als er wieder vaterländsche Fluren sah. —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Eine Seltenheit, gleich der blühenden Aloe.

Wenn alle Menschen, die das Verjährungsrecht der Zeit, oder ein Diplom, in den Augen des Vorurtheils und der allgemeinen Meinung, zu Wesen einer höhern Gattung schuf; wenn alle diese Menschen, sag' ich, die im Grunde und in den Augen des Unverblendeten, doch nur das bleiben, was wir Andre, aus Staub Entsprossene sind — die aus eben dem Stof gebauet wurden, aus welchem die Natur uns formte — die eben so wie wir, dereinst in Moder zurücksinken; wenn alle diese Menschen, sag' ich nochmals, die oft weit unedler denken und handeln als diejenigen, die weder durchlauchtig, noch gnädig genannt werden — die meistentheils das Spielzeug der Kaprizen dieser Halbgötter, nicht selten blos Gegenstände ihrer Geringschätzung sind — alle oder nur gröstentheils solche Leute wären, wie der fürstliche Wirth unsers Fahrmanns war: ich wette, die Eifrer für jenes Hirngespinnst Gleichheit, würden weniger schreyen, und selbst den

edeln Stolz des Weiſen würd' es dann nicht mehr beleidigen, dieſen beritelten Weſen diejenige Ehrerbietung zu bezeigen, zu welcher die Tyranney der Gewohnheit ihn zwingt; er würde ſelbſt nicht anſtehen, auch die weit ſchönere, die wirklich bewundernswerthe Verehrung des Herzens hinzuzufügen! —

Niemand war gütiger, theilnehmender und gewiß kein Fürſt herablaſſender, als er. Er ſchien es ganz zu ignoriren, daß er aus einem der älteſten, glorreichſten fürſtlichen Häuſer Deutſchlands abſtammte. Niemals blähte ihn die Erinnerung auf, daß ſeine Familie einer groſſen Monarchie Europens, Könige gab, nie fiel ihm davon etwas ein. Er vergaß ganz den Fürſtenſtand, um nur der edelſte Menſch, der beſte Geſellſchafter zu bleiben. Seine Gemahlin verdiente völlig die Gattin eines ſolchen Mannes zu ſeyn. Sie beſaß alle deſſen gute Eigenſchaften, und nebenbey, alle Tugenden ihres Geſchlechts. Beyde belebte ein Geiſt und ein Herz, und Beyde liebten ſich, wie Beyde geliebt zu werden verdienten. Ob man die Fürſtin ſchon nicht ſchön nennen konnte; ſo gefiel ſie deswegen nicht minder. Je mehr man ſie ſah, je mehr gewann ſie. Sie

hatte nicht die verzärtelte Erziehung erhalten, die man den Fürstentöchtern gemeiniglich zu geben pflegt. Sie scheute keine rauhe Luft; sie ritt sehr gut und sehr rasch und gieng Meilen weit zu Fuß. — So hart sie aber auch ihren Körper gewöhnt hatte; so weich, so sanft, war hingegen ihre Seele. Der geringste traurige Umstand, das kleinste menschliche Leiden, erregte ihr Mitleid, und wo sie helfen konnte, da half sie gewiß. Mit einem Worte, sie war ein vortreffliches Weib in jeder Hinsicht.

Schon den ersten Tag war Fahrmann hier völlig zu Hause. Kein Zwang, keine beschwerliche Etikette, machte den Gast hier zum Sclaven des Wirths. Jeder hatte seine Freyheit, und niemals setzte diese Freyheit in Verlegenheit, weil sie dem Gaste von Seiten des Prinzen und seiner Gattin, mit großer Delikatesse und ohne den geringsten Anschein von Gleichgültigkeit gegen den Gast, oder des Mangels der Sorgfalt für dessen Unterhaltung, menagirt wurde.

Als Fahrmann des andern Morgens kaum die Federn verlassen hatte, erhielt er auch schon einen Besuch von dem leutseeligen Fürsten, der ihn zu einer Promenade einladete, bey welcher

Gelegenheit er ihm seine Einrichtung zeigte. — Sein ganzer Hof, den er bey sich hatte, bestand aus zweyen seiner vertrautesten Kavaliere, und der Fürstin leistete nur eine einzige Hofdame Gesellschaft. — Die Reitbahn, das Fischen der reichlich bevölkerten Teiche und Seen, die reitzendsten Spatziergänge, das Billard, die verschiedenen Mahlzeiten, Wälder, die von Wildpret aller Gattungen wimmelten und die vortrefliche Bibliothek des Prinzen, waren die Strudel, welche in diesem angenehmen Aufenthalte die Zeit, man wußte nicht wie, verschlangen. Jedermann war hier heiter; Jedermann genoß. Laune, Ennuis, Vapeurs und wie das gewöhnliche Gefolge der Großen und derer, die sie umgeben, heißt, waren hier unbekannte Uebel. Fahrmann nahm an alledem so viel Antheil als sein lahmer Arm und sein krankes Herz es erlaubten.

Am liebsten schweifte er allein in der überaus schönen Gegend herum, welche den Marktflecken von allen Seiten umgab. Es lag derselbe in einer weiten Ebene, durch welche ein schöner Fluß in so mancherley Krümmungen seine Fluthen fortwälzte, daß es schien, als könne er dieses anmuthige Thal nicht verlassen. Rings um diese

Ebene, erhoben Felsen stolz ihre Gipfel, über welchen man andre höhre und hinter diesen noch höhere erblickte. Das ganze Amphitheater bedeckte ein melancholischer Forst, aus welchem nicht selten die ehrwürdigen Trümmer einer alten, zerstörten Burg hervorragten. Auf drey Seiten sah man in geräumliche, perspectivische Thäler, die in weiter Ferne durch bläuliche Berge begrenzt wurden. Vom Schloßthurm und beynah von jeder Anhöhe, konnte man allezeit fünf bis sechs Territoria verschiedner Landesherren übersehen, welche sich in dieser Ebene konzentrirten. Die ganze Oberfläche war mit Dörfern übersät und der Boden von ungemeiner Fruchtbarkeit. Längs dem Flusse fand man die vortreflichsten Triften, auf welchen schönes, starkes Vieh weidete. Mit einem Worte, die Gegend um des Prinzen Lustschloß war paradisisch und völlig werth, daß man um ihretwillen das bunte Gewühl der Stadt verlies.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Abermals eine überraſchende Zuſammenkunft.

Bey der an dieſem Luſtorte Jedermann verſtatteten Freyheit, ganz nach ſeinem Geſchmack leben zu dürfen, dachte kein Menſch daran, es unſerm **Sahrmann** übel zu nehmen, wenn er ſich oft halbe Tage nicht ſehen lies. Dieſe Zeit brachte er denn damit zu, auf den Felſen herum zu klettern, die öden Mauern der zerſtörten Burgen nach Alterthümern zu durchſtöbern; oder auch, an einem murmelnden Schmerlenbache ſeinen verliebten Phantaſien nachzuhängen. Nichts mehr konnte auf ſeinen Streifereyen ihn freuen, als wenn er einen Ort fand, wo ein Echo war. Das mußte ihm dann wenigſtens zwanzigmal in einem Athem den Namen Sophiens nennen, mit allen den ſüſſen Prädikaten, welche ſein Herz ihr zutheilte.

Wenn das Wetter einmal zum Ausgehen zu ſchlecht war; ſo beſchäftigte ihn ſein, jetzt wieder ziemlich ausgebreiteter Briefwechſel, welcher

sich besonders auf seine Aeltern, auf den Obersten Ehrlichheim und Fackmann erstreckte. Ausser den Mahlzeiten und etwan eine Stunde vor und nachher, sah man ihn selten in der Gesellschaft der übrigen Schloßbewohner, als wenn man Partien verabredet hatte, woran man gemeinschaftlich Theil nehmen wollte.

Auf diese Art waren seit Fahrmanns Anwesenheit auf dem Lustschlosse vier Wochen verlaufen, er wußte selbst nicht, wie? — Sein Arm besserte sich zwar, aber es gieng langsam, und unter einigen Monaten war keine Aussicht, daß dessen Heilung so weit gedeihen dürfte, um seinen Dienst wieder antreten zu können. —

Eines Morgens hatte ihn das Anzügliche einer sehr reitzenden Wildniß weiter von dem Schlosse entfernt, als er noch je auf einer seiner Streifereyen gekommen war. Er konnte sich an dem Romantischen der Gegend nicht sättigen. Als er vermittelst eines vom Sturme entwurzelten Baumes, über einen ziemlich reißenden Bach gesetzt hatte, fand er auf einmal die Spuren ordneuder Menschenhand. Ausgehauene Gänge, die sich plannäßig um dichtverwachsene Partien wanden, in welchen man die ausländische Akazie

und den Lerchenbaum bemerkte, verriethen unſerm Fahrmann, daß er ſich in einem durch Kunſt angelegten Park befände.

Unbekümmert, wer der Eigenthümer davon ſeyn möchte, durcheilte er einen guten Theil dieſes angenehmen Luſtwäldchens, welches nach und nach immer gartenähnlicher wurde. Indem er eben um eine Ecke bog, ſtand plötzlich — Sophie vor ihm. „Iſt 's möglich!“ rief Fahrmann mit Erſtaſe, und zugleich hielt er mit äußerſter Gewalt ſeinen ſchon ſich ausbreitenden Arm zurück, daß er nicht Sophien umſchlang.

„So überraſchend mir Ihre Begegnung hier iſt,“ unterbrach ihn das Fräulein; „ſo kann es mir doch nicht anders als angenehm ſeyn, unſern Erretter auf meines Vaters Grund und Boden zu ſehen. Kommen Sie, meine Aeltern werden ſich unendlich freuen, Sie in ihrem Hauſe zu bewillkommnen.“ Und hiermit bot ſie Fahrmann die Hand, die derſelbe mit auffallender Verwirrung an ſeinen Arm hieng und ſo mit ihr dem Landhauſe des Barons zueilte.

Er ſah die Schicklichkeit, mit Sophien etwas zu ſprechen, recht gut ein: allein, er konnte keines Gedankens dazu mächtig werden. Ends

lich half sie ihn aus der Verlegenheit, indem sie sich nach der Ursach erkundigte, warum er seinen Arm in einer Binde trage. Nun glückte es ihm, das Band zu zerreißen, das seine Zunge fesselte. Eben war er mit seiner Erzehlung bey dem Zufall, der ihm das so unverhofte Glück, das Fräulein von Silberthal anzutreffen, verschaft hatte, als man ins Haus hineintrat. —

Unsre Leser können sich's wohl ohne unser Zuthun vorstellen, wie der Baron und dessen Gattin, einen Mann empfiengen, der ihnen mit Gefahr seines Lebens einen so wichtigen Dienst geleistet hatte. Fahrmann wurde zum Mittagsessen gebeten. Es war ihm nicht möglich der Art der Einladung — und noch weniger dem Bitten seines Herzen, eine abschlägliche Antwort zu geben, und er blieb.

Der Baron und dessen Gemahlin, waren zu gute Menschen, als daß es Fahrmann nicht bald recht wohl hätte bey ihnen seyn sollen. Ueberdies war das Umihnseyn Sophiens, die sich noch nie so gütig als jetzt gegen ihn bezeigt hatte, ein Labsal für sein Herz, das auf dasselbe wie Mayregen auf das dürstende Erdreich nach langer Trockenheit wirkte. Unter so günstigen, zusam-

mentreffenden Umſtänden wurd unſer Held recht heiter und guter Dinge. Eine Anzahl Gläſer Weins, welchen der Baron ſehr gut hatte, machten ihn am Ende ſogar muthwillig, und Sophie ſelbſt fand, daß ſie ihn nie ſo angenehm geſehen habe. Der Abendſtern funkelte ſchon am blauen Himmelszelt, als er in des Barons Equipage den Silberthalſchen Landſitz verlies, nachdem man ſich wiederholt von ihm zuſagen laſſen, recht bald und oft wieder zuzuſprechen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Worinn man den Namen Silberthal, mehr als einmal finden wird.

Am andern Tage ſchattirte die Fahrmannſche Gemüthsfarbe ſchon ziemlich wieder ins Dunkle. So ſehr ihn geſtern das gütige Betragen Sophiens entzückt hatte; ſo ſah er heute darinn nichts, als die Wirkung der Erkenntlichkeit für den ihr und den Ihrigen erzeigten Dienſt. Ueberdies prickelte in ihm die Sehnſucht nach dem Wiederſehen, und er konnte ſichs nicht verſagen, Nachmittags ſeine geſtrige Promenade wieder vorzu-

nehmen: doch wagte er sich dasmal nicht in den Silberthalschen Park hinein. Indeß beruhigte er sein liebekrankes Herz durch das Vornehmen, dem Baron gewiß morgen seinen Besuch zu machen, welches dann auch geschah.

Man war eben vom Tische aufgestanden, als er dort ankam. Er vermißte sogleich Sophiens Gegenwart. Der Baron ersparte ihm aber die Erkundigung nach derselben, indem er Fahrmann in den Garten nöthigte, wo seine Tochter sich mit einigen Freunden aus der Stadt befinde, welche heut zum Besuch hierher gekommen waren.

Wie erstaunte unser Held, unter den drey Herren, aus welchen der Stadtbesuch bestand, seinen lieben Herrn von Kronow zu finden, welcher dermalen hochfürstlicher Kammerjunker war. Der Niederträchtige erdreistete sich, dem alten Bekannten mit einer Umarmung entgegen zukommen; allein Fahrmann, dem dessen Anblick sein ganzes voriges unwürdiges Betragen in Y** ins Gedächtniß zurückbrachte, und dem der Unwille das Gesicht feuerroth färbte, erwiederte dieselbe mit einer sehr kärglichen, abgemessenen Verbeugung. Aus Achtung für den Wirth be-

mühte er sich indeß, als er sich ein Wenig gefaßt hatte, seine Verachtung gegen den saubern Kammerjunker zu verbergen und ihn wenigstens nicht unhöflich zu begegnen.

Er erhielt bald eine neue Veranlassung Kronow zu hassen. Als man in einem kleinen Salon den Kaffee eingenommen hatte, bot derselbe Sophien, nachdem sie schon ein Weilchen in einem Fenster mit einander gesprochen, den Arm, und beyde verliessen die Gesellschaft und giengen eine Allee entlang. Fahrmann wallte das Blut mit Heftigkeit ans Herz. Sein Auge verfolgte das sich entfernende Mädchen. Er sah sie mit dem Kammerjunker in einem Gespräch begriffen, welches beyde sehr zu interessiren schien, und bald schlugen sie einen Seitengang ein, der sie ihm aus dem Gesicht brachte. Die Eifersucht träufelte einen ihrer giftigsten Tropfen in sein Herz, das bald gänzlich davon durchdrungen ward. Gern, wär' er ihnen nachgeeilt, wenn er das nicht aus mehrern Gründen unschicklich gefunden hätte. Erst nach einer halben Stunde kam Fräulein von Silberthal mit Herrn von Kronow zurück und unser Held glaubte an Beyden Merkmale der Zufriedenheit mit der gemachten Promenade zu bemer-

ken. — Ein Verliebter sieht Alles, was er zu sehen fürchtet, oder zu sehen wünscht! —

Obschon Sophie nach ihrer Rückkehr sich auch zu unserm Freund hinsetzte, sich mit Güte nach seinem Arm erkundigte und dann eine ganze Weile von allerley Dingen recht traulich mit ihm schwatzte; so vermochte das doch die Düsterheit seiner Seele nur wenig aufzuhellen, und kaum hätte sie ihn verlassen und nur einen Blick auf Kronow geworfen; so war es mit ihm wieder beym Alten. Mit einem ausserordentlichen Mißvergnügen verließ er am Abend das Haus des Baron von Silberthal, wo er Kronow bey seinem geliebten Mädchen zurücklassen mußte. Zum erstenmale in seinem Leben fühlte er Haß gegen einen Menschen. — Haß, gegen den verächtlichen Kammerjunker.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Die Liebe iſt ein närriſch Ding!

Nun gerieth Fahrmann wieder in einen Zuſtand, der ſelbſt dem Prinzen auffiel, welcher ihn auf eine theilnehmende Art um die Urſach dieſer Veränderung befragte. Er läugnete durchaus, daß etwas Beſonders mit ihm vorgegangen ſey. Um dieſe Unwahrheit zu behaupten, ward er nun gezwungen mit äuſſerſter Anſtrengung über ſein Betragen zu wachen. Es gelang ihm nur eben, das Auffällige deſſelben zu mildern. Für dieſen Zwang erholte er ſich aber mit Wucher auf ſeinen einſamen Exkurſionen. Jeder Felſen wiederhallte ſeine Klagen; jeder murmelnde Bach verſchlang ſeine Seufzer. In der erſten Wuth ſeiner Eiferſucht nahm er ſich vor, die undankbare Schöne, die ihn nicht allein verſchmähte, ſondern ſelbſt einen Kronow ihm vorzog, nie wiederzuſehen. Wir werden gleich hören, wie es mit dieſen Vornehmen gieng.

Zwey Tage nach dem letzten Beſuch bey dem Baron, brachte ihm ein reitender Bote einen Brief,

wobey sich hundert Louis'der befanden. Nach Eröfnung desselben ersah er, daß er von dem Herrn von Kronow war, der die bey ihm in L * * gemachte Schuld abtrug. Er hatte sich viel Mühe gegeben, sein damaliges Betragen theils durch Erdichtungen, theils durch Milderung des Krassen desselben zu entschuldigen, und hörte nicht auf, ihm seine immer noch fortdauernde Freundschaft zu betheuern. Fahrmann, der schon zu viel Welterfahrung gesammelt hatte, um sich noch auf eine so grobe Art mißbrauchen zu lassen, würdigte das Alles, wie es gewürdigt zu werden verdiente. Er verschloß seine Quittung unter ein Kuvert, ohne eine Zeile dabey zu schreiben, und damit schickte er den Boten an seinen Absender zurück.

Vier Tage waren wirklich vergangen und unser Held hatte seinen Vorsatz, nicht wieder nach dem Silberthalschen Landsitz zu gehen, noch nicht übertreten. Nun fiel ihm aber doch Verschiednes ein, welches denselben wankend zu machen begann. — Was wird der Baron von meinem gänzlichen Ausbleiben denken? war unter andern eine Frage, die ihn beunruhigte. Er schätzte den Mann, und er fand bald den Gedanken unerträglich,

träglich, demselben Anlaß zu geben, diese oder jene nachtheilige Meinung von ihm zu fassen. — Schon dieser Punkt allein, hätte ihn gewiß zuletzt zu einer Abändrung seines Entschlusses gebracht; aber, es fand sich noch ein andrer Beweggrund, der sich ihm noch weit näher ans Herz legte; und welcher ihn ohne weitres Bedenken vermochte, sein Vornehmen, Sophien nicht wiederzusehen, aufzugeben.

Die herzliche Liebe nehmlich, die er ohngeachtet ihrer Undankbarkeit, immerwährend dem Fräulein widmete, malte ihm mit schreckhaften Farben das Unglück vor, worein Sophie gerathen würde, wenn sie aus Mangel genugsamer Kenntniß des Mannes, in die Arme eines Buben, wie Kronow geriethe. Blos zu ihrem Besten, ohne eigennützige Rücksicht auf sich selbst — so dünkte es ihn wenigstens — kannt' er keinen angelegentlichern Wunsch als den, sie von dem Abgrunde zu retten, an dessen Rande er sie schon wanken sah. Er beschloß, selbst der Genius zu seyn, der sie vor dessen mit Blumen bedeckten Schlund warnen und wo möglich, noch von dem Herabstürzen zurückhalten wollte. Das kürzeste Mittel, diesen Endzweck zu erreichen

schien ihm, ihr den Böſewicht Kronow in ſeiner ſchändlichen Blöße aufzuſtellen; und um hierzu die Gelegenheit zu erhalten, war es denn nothwendig, ſeine Beſuche bey der Silberthalſchen Familie fortzuſetzen.

Eben, als er noch überlegte, ob er morgen Vor- oder Nachmittag hingehen wolle, kam ein Bedienter des Barons an, welcher ihn auf den folgenden Tag zum Mittagseſſen einlud. — Nun war der ſtreitige Punkt entſchieden. Zugeſagtermaſſen, ſtellte er ſich des andern Vormittags auf dem Landſitze des Herrn von Silberthal ein

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ich wiederhol' es: Lieb' iſt ein närriſches Ding.

Daß Fahrmann den Herrn von Kronow diesmal nicht im Silberthalſchen Hauſe fand, und das holde, freundliche Geſichtchen, womit Sophie ihn empfieng, waren zwey Umſtände, welche für ſeine heutige Gemüthsſtimmung entſcheidend waren. Plötzlich hatten die Gegenſtände

um ihn her die ſchwarze Farbe abgelegt, welche noch vor wenigen Minuten Alles was ihn umgab, bekleidete. Es ſchien ihm ſogar, als wenn er ſich der Eiferſucht zu voreilig überlaſſen, und er hielt es für möglich, daß er ſich blos mit einem Hirngeſpinnſt gequält habe. In dem Grade, als die Eiferſucht aus ſeinem Herzen wich, verminderte ſich auch ſein Haß gegen Kronow, und an den Vorſatz, demſelben die gleiſſende Larve abzureiſſen, ward nicht mehr gedacht.

Bey dieſer Stimmung ſetzte ihn das, was er noch vor ein paar Stunden für eine höchſt erwünſchte Gelegenheit, ſeinen Zweck zu erreichen, gehalten haben würde, jetzt in Verlegenheit. Jahrmann war mit der Silberthalſchen Familie ganz allein. Beym Nachtiſch, bey einer Flaſche hundertjährigen Rheinwein begann:

der Baron. Sagen Sie mir, mein lieber Herr von Jahrbek *) ich habe bemerkt, daß

*) Unter dieſem Namen lies unſer Held ſich noch immer nennen; ob wohl der Baron ſeinen wahren Namen wußte und auch zum Theil, ſo viel nehmlich Sophie ihm davon

Sie und der Herr von Kronow alte Bekannte sind: wo schreibt sich Ihre Bekanntschaft her? — — Jahrm. Ich habe Herrn von Kronow vor etwas mehr als drey Jahren in L * * kennen gelernt, wo er damals studirte und ich auf meiner Durchreise einige Monat verweilte.

Baron. So! — Aber — verzeihen Sie, wenn meine Frage vielleicht indiskret ist, — hat Ihnen der Kammerjunker wohl Ursach zu einigem Mißvergnügen gegeben? — Es schien mir, daß Sie seine freundschaftliche Art sich Ihrer Bekanntschaft zu erinnern, sehr kalt aufnahmen. —

Jahrm. (anstehend) Ich wüßte doch nicht — — Aber, es kann seyn, daß ich dessen Güte nicht auf eine derselben angemeßne Art erwiederte; denn es ist einmal meine Weise, daß ich mich Personen, die ich nicht mehr als Herrn von Kronow kenne, nicht so leicht mittheilen kann —

Baron. Sie weichen aus, wie mir's scheint. Das spricht gewiß nicht zu des Kammerjunkers

---

hatte mittheilen können, — den frühern Theil seiner Geschichte kannte.

Anm. des Verf.

Wortheil? — Indeß — erlauben Sie mir noch eine Frage! — Für was für einen Mann halten Sie den Herrn von Kronow?

Fahrm. Ich kenne denſelben in der That zu wenig, um darüber zu entſcheiden, wenn ich auch über deſſen Werth kompetenter Richter ſeyn könnte. —

Baron. Nun, ſo werden Sie doch ohngefähr in L** gehört haben, wie man über ihn urtheilte. —

Fahrm. Man kannte ihn als einen reichen Erben, der ſeines Lebens genoß. —

Baron. Soll doch wohl heiſſen: der ziemlich wild und in Ausſchweifungen lebte?

Fahrm. Das wollt' ich nicht ausdrücken —

Baron. Aber, Sie läugnen mir's doch nicht ab, daß ich die wahre Erklärung gefunden habe? —

Fahrm. Gewiß, Sie würden mir unrecht thun, Herr Baron, wenn Sie vorausſetzten, daß ich von dem Herrn von Kronow etwas Böſes zu ſagen, beabſichtete. — Im Ganzen, halt ich's überhaupt für unbillig, den Mann nach dem zu beurtheilen, was er als Jüngling während der Univerſitätsjahre war. — Das Alter,

in welchem man Student ist; die Freyheit, deren der akademische Bürger in diesem gefährlichen, unverwahrten Alter genießt: das Beyspiel. . . . .

Baron Ich sehe schon, daß Sie auch ein großmüthiger Feind sind. — Was kann nicht ein Freund von Ihnen erwarten! — — Aber — ich will Ihnen mit keiner Frage mehr beschwerlich fallen. Ich weiß schon genug! . . . . . .

Ein Glück für unsern Jahrmann und für dessen beßre Laune war es, daß er während dieser Unterredung durch seine eigne Verlegenheit verhindert wurde, auf Sophien ein aufmerksames Auge zu haben. Denn, er hätte vielleicht an derselben eine Unruhe entdeckt, welche ihn wieder in seine vorige trübsinnige Gemüthslage hätte versetzen können. Ganz, entgieng es ihm indeß doch nicht, daß das Fräulein nach Tische gar nicht so heiter, als bey seiner Ankunft war. Da sie aber Kopfweh vorwandte, so argwöhnte er keine andre Ursach ihrer Umstimmung und fühlte nur blos Besorgniß für ihre Gesundheit.

Da Sophie mit dem Abend wieder ziemlich munter wurde, und sich beym Abschiednehmen an ihre Aeltern anschloß, und Jahrmann recht

se, als wenn ihr daran gelegen wäre, zum baldigen Wiederkommen einladete; so verlies dieser das Silberthalsche Haus daemal mit einer Ruhe, der er schon längst entwehnt war. — Dieser Zustand blieb einige Wochen lang der herrschende in ihm, und wenn ja zuweilen eine trübe Wolke in seiner Seele auf lieg; so wanderte er zur Silberthalschen Familie und sog dort aus dem freundlichen Engelsblick Sophiens Beruhigung und neue Hofnung, daß noch Alles einmal wieder gut werden könne. — Warum war diese Stille doch nicht anhaltender! — Bald, ach bald, schüttelte ein Sturm alle die kleinen Blüten vom angepflanzten Hofnungsbäumchen!

Eines Tages begleitete er den Baron, um eine neue Anlage desselben zu besehen. Herr von Silberthal lenkte das Gespräch auf den Kammerjunker.

„Ich habe schon neulich einmal versucht, durch Sie zu einer genauern Kenntniß des von Kronow zu gelangen. Damals wichen Sie mir aus und Ihre Antworten gaben mir blos Muthmassungen. Vielleicht lassen Sie sich bewegen, mir etwas Bestimmteres mitzutheilen, da wir jetzt unter vier Augen sind, und wenn ich Ihnen die

Ursach vertraue, welche mir eine nähere Aufklärung über diesen jungen Mann so interessant macht. — Herr von Kronow hat Absichten auf meine Tochter; (Jahrmann wird feuerroth:) und ihr, scheinen dieselben nicht unangenehm zu seyn. (Jahrmanns Unruhe ersteigt plötzlich einen hohen Grad; der Baron, mit seinem Gegenstande beschäftiget, bemerkt dieselbe aber nicht, und er erhält Zeit, sich ein Wenig zu fassen). Ich bin nicht der Vater, der seinem Kinde auf irgend einige Weise, in Ansehung der Wahl eines Gatten Zwang anthun möchte; allein, das Glück meiner einzigen Tochter ist mir doch zu theuer, um sie schlechterdings der Leitung eines jungen, unerfahrnen Herzens zu überlassen. — Nun, muß ich sagen, daß mir der Karakter des von Kronow, ohngeachtet seiner schimmernden Aussenseite, gleich anfänglich verdächtig gewesen ist. Da ich mich aber leicht in meinem Urtheil betrügen konnte und ich Niemand unrecht thun mag; so erwähnte ich selbst dann, als ich das gegenseitige Attaschement des Kammerjunkers und meiner Tochter bemerkte, gegen Letztere nichts von meiner vorgefaßten Meinung. — Mein Verdacht ward' aber sehr bestättigt, als ich bemerkte, auf

welche Art Sie die zuvorkommende Bewillkommnung des von Kronow erwiederten. Ich glaubte sogar Zorn und Verachtung auf Ihrem Gesichte wahrzunehmen. Daher letzthin über Tische meine Fragen an Sie, welche Sie mir so unbestimmt beantworteten. Jetzt, beschwört Sie ein zärtlicher Vater, der sein Kind zu retten wünscht, weil es noch Zeit ist und ehe eine Schlange sich noch tiefer in ihren Busen einnistet, sich offenherzig über dasjenige auszulassen, was Sie von dem Kammerjunker wissen, und besonders mir zu sagen, in welchen Verhältnissen Sie mit demselben gestanden haben, und durch was er jenen Unwillen, jene Verachtung, die bey Ihrer Zusammenkunft mit demselben, nur zu deutlich in Ihren Augen zu lesen war, verdient hat. — Sprechen Sie frey, verschweigen Sie mir nichts! Mein Wort, bürgt Ihnen für mein Stillschweigen, wenn Sie solches zur Bedingung Ihrer Offenherzigkeit machen." —

Diese Rede des Barons brachte Fahrmanns Versatz in Ansehung Kronows wieder in Anregung, mit allen den Gründen, welche ihn damals, als er ihn faßte, dazu bestimmten. Die Gefahr, welche er anfänglich nur gemuthmasset

hatte; war nun durch die Eröfnung des Vaters erwiesen. Sophie mußte gerettet, Kronow entlarvt werden! — Und so stand unser Held nicht länger an, dem Herrn von Silberthal so ziemlich Alles mitzutheilen, was er von Kronow wußte. — Je mehr der Baron nun einsah, was der Kammerjunker für ein schlechter und zugleich gefährlicher Mensch sey, je größer war seine Erkenntlichkeit für die Nachricht, die Fahrmann ihm mitgetheilt hatte. „Ich werde davon den nothwendigen Gebrauch machen," sagte er zuletzt, „und meine Tochter ist ein zu vernünftiges Mädchen, als daß sie meiner väterlichen Warnung nicht Gehör geben und ihre Maasregeln derselben gemäß, mit ihrem Herzen nehmen sollte." —

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Welches das einzige seiner Art im ganzen Buche ist.

Unser Held tobte nun wieder einige Tage zwischen den Felsen und in den Wäldern herum. Da aber doch jeder Zustand sein Ziel hat; so erreichte

auch dieser das seinige. Nach und nach gieng derselbe in jene stillere Melancholie über, welche dem Fahrmannschen Karakter angemessener war; und bey welcher er doch wieder des Nachdenkens fähig wurde.

Anfänglich stand der einzige Gedanke: Sophie liebt einen Andern, ganz isolirt vor seiner Seele und machte ihn sehr unglücklich. Mit der Zeit brachte derselbe, vermöge der natürlichen Fruchtbarkeit der Gedanken, aber doch einige Andere hervor. Plötzlich — in einem hellern Augenblick, den verschiedne äußre Umstände verursachten, faßte er die Idee auf: der Baron kennt Kronow als einen lasterhaften, durchaus verdorbenen Menschen; er wird ihn als einen Solchen Sophien schildern; und diese kann nicht anders, als — den Unwürdigen vergessen. — Diese Idee wurde nun verarbeitet; und es dauerte nicht lange, so folgerte er aus einer Reihe nicht ganz unrichtiger Sätze den Schluß: daß seine Sache um nichts schlechter als vor der Bekanntschaft Sophiens mit Kronow stehe. — Die ausgestreute Saat der Hofnung schoß nun wieder grün und üppig auf. — Eine Folge dieser veränderten Gemüthslage war ein Besuch,

den er noch am selbigen Nachmittag im Silberthalschen Hause machte, wo er nun seit beynah einer Woche nicht gewesen war. — Der Vorwand einer Unpäßlichkeit mußte ihm wegen seines langen Aussenbleibens zur Entschuldigung dienen, als man ihm deßhalb freundschaftliche Vorwürfe machte. — Er fand den Kammerjunker hier; allein dieser Umstand vermochte diesmal nicht, ihn zu beunruhigen; und zwar um so weniger, da er an Sophien ein ziemlich zurückhaltendes Benehmen gegen denselben zu gewahren glaubte.

Gegen Abend zog sich ein Gewitter herauf, dem ein so anhaltender und heftiger Regenguß folgte, daß Fahrmann heut nicht an die Rückkehr nach dem fürstlichen Schlosse gedenken durfte. Er sah sich nicht ungern genöthiget, die ihm angebotene Nachtherberge anzunehmen. — Schon hatte die stille Mitternacht ihre schwarzen Fittige über den Erdboden ausgebreitet; und Alles, was im Schlosse lebte, lag im ersten, tiefsten Schlafe. Plötzlich ward unser Held von dem Getöse untereinander schreiender Stimmen erweckt. Er hörte deutlich das Wort, Feuer! rufen; und als er,

völlig ermuntert die Augen öfnete, sah er von benachbarten Flammen sein Zimmer erhellt.

Aus dem Bette springen, sich in die zur Bedeckung nothwendigsten Kleidungsstücke werfen, sein Zimmer verlassen und die Treppe gleichsam hinunter stürzen, war das Werk weniger Minuten. — Er fand unten im Vorhause eine Menge Leute, die alle so ausser Fassung waren, daß Niemand dran dachte, Löschungsanstalten zu machen. Der Baron lief die Hände ringend, auf und nieder, und klagte, daß er seine Tochter noch nicht sah, nach deren Zimmer er den Kammerjunker gesandt hatte. Jetzt kam Kronow zurück und benachrichtigte, daß es vor Rauch nicht möglich wäre, zu des Fräuleins Zimmer zu gelangen.

Sobald unser Held nur hörte, wovon die Rede war, schrie er: „und mich sollen Flammen selbst, nicht abhalten, den Engel zu retten!“ und so flog er die Treppe hinan. Zum Glück wußte er in diesem Theile des Hauses Bescheid und kannte des Fräuleins Gemach. — Gleich, wie die Fabel den zärtlichen Orpheus zur Befreiung seiner Euridice sich in die Schwefelwirbel des Tartarus stürzen läßt; so stürzte Fahrmann

in das Meer von erstickendem Rauch, das ihm entgegenströmte, indem die benachbarten Flammen um ihn knisterten. Unter der Leitung der Liebe, seines Muthes und seiner Geistesgegenwart erreichte er die Thüre zu Sophiens Zimmer, welche aber fest verschlossen war. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm er einen so kräftigen Anlauf gegen dieselbe, daß sie der Heftigkeit des Stoßes nachgab und aufsprang. Sophie! Sophie! rief er; Niemand antwortete. Auf einmal stieß er mit dem Fuße an etwas, das ihm im Wege lag. Er fand einen weiblichen Körper ohne Bewegung. Sein Herz sagte ihm, daß es Sophie wäre. Mit einer Kraft, die ihm abermals die Liebe gab, faßte er sie unter seinen einen, brauchbaren Arm; stürzte sich von neuem durch die dicken Rauchwirbel und durch die, schon hin und wieder gegen ihn anleckenden Flammen; und brachte seine theure Bürde glücklich hinunter ins Vorhaus, wo der Baron und dessen Gemahlinn mit Verzweiflung kämpften, indem sie ihre geliebte Tochter schon für verlohren hielten.

„Hier ist sie!“ rief Sahrmann den beängstigten Aeltern entgegen; aber nur eilig ihr zur Hülfe; sie ist in einer tiefen Ohnmacht!“ —

Nun lief Alles durch einander, die Aeltern schrien einmal übers andre: „meine Tochter! meine Tochter! wo ist sie?“ — Aber Niemand hatte so viel Besonnenheit, eine thätige Beyhülfe leisten zu können. — Fahrmann, welcher sah, daß hier Alles auf ihn ankam, eilte mit dem Fräulein durch die Hausthüre über den Hof ins Pachterhaus und fand da bald in einer Stube ein Bett, auf welches er seine liebe Last niederlegte. Drauf ergrif er ein Gefäß, das ihm eben in den Weg kam, schöpfte am benachbarten Brunnen Wasser, womit er das Fräulein in der Hast ganz überschwemmte. Mit unbeschreiblichem Entzücken sah er sie gleich drauf ins Leben zurückkehren.

Indeß waren dann doch auch Sophiens Aeltern durch einige Leute, welche Fahrmann das Fräulein hatten ins Pachterhaus tragen sehen, herbeygeführt worden. Sie kamen eben an, als ihre Tochter sich von ihrer Ohnmacht erholte. — Man brachte nun auch Licht, um die Szene zu beleuchten. Sophie war, wie sie das Bette verlassen hatte, das heißt, im bloßen Hemde. — Fahrmann war so bescheiden, der Barenin die fernere Besorgung ihrer Tochter zu empfehlen und sich wegzubegeben, um nun auch im Hause

für die Löschung des Feuers zu sorgen. — Sobald das versammelte Dorfvolk einen entschlossenen Anführer hatte, gieng es damit recht gut von Statten. Nach zwey Stunden Arbeit, war die Flamme gänzlich gedämpft; und der ganze Brandschade bestand in zwey rein ausgebrannten Gemächern. —

Um drey Uhr Morgens, war Alles wieder in Ordnung. Das Fräulein hatte sich, nachdem ihr eine Ader geschlagen und ihr einige Arzney gereicht worden war, gänzlich erholt; und sie ruhte im Pachterhause in den Armen eines erquickenden Schlafes. — Welchen Dank unser Held von den Aeltern der geretteten Tochter ärndtete; und wie glücklich er sich fühlte, das Werkzeug der Vorsehung zur Erhaltung des von ihm angebeteten Mädchens, gewesen zu seyn: überlassen wir jedem Leser selbst zu beurtheilen.

Um acht Uhr, war das Fräulein schon aufgestanden und sie befand sich so wohl, daß sie sich ankleiden und beym Frühstück erscheinen konnte. Unterrichtet durch ihr Mädchen von den Umständen ihrer Rettung, eilte sie aus den Armen ihrer, ihr glückwünschenden Aeltern, zu unserm Fahrmann, um ihm den Dank zu bringen, der ihr

Herz

Herz schwellte. Sie hatte wenig Worte; aber die Thräne, die in ihrem blauen Auge zitterte, ihr Händedruck, sagten mehr als eine ganze Rede. „Vermag ich etwas, das zu Ihrem Glücke beytragen kann, so gebieten Sie darüber als über Ihr Eigenthum," sagte sie unter andern im Drange ihrer Erkenntlichkeit, und zwey grosse, schöne Tropfen perlten ihr über die Wange. — Fahrmann war ausser sich. Wo er die Kräfte hernahm, ihr nicht zu Füssen zu sinken und ihr nicht Alles zu entdecken, was er für sie fühlte; das begreifen wir selbst nicht — Niemand hatte bey dieser Szene eine unbequemere Rolle, als der Herr von Kronow. —

Von Niemand bemerkt, hatte er bisher an einem Fenster gestanden. Man hatte sich schon um den Tisch zum Frühstück gesetzt, als er sich immer noch auf der vorigen Stelle befand. Endlich fiel er Sophien in die Augen. Sie stand auf, machte ihm einen abgemessenen Knix und sagte in unverkennbar ironischen Ton: „Auch Ihnen, Herr von Kronow, bin ich Dank schuldig; denn auch Sie bemühten sich zu meiner Befreyung — die Treppe hinauf, und wenn es Ihnen nicht gelang, mir den Dienst zu erzeigen, den Herr

von Fahrbeck mir mit so edler Aufopfrung geleistet hat; so ist es nicht Ihre Schuld, sondern die des bösen Rauches, der vielleicht — Ihren Augen zu beschwerlich war." — Kronow fühlte das Beissende dieser Danksagung vollkommen, ward wider seine Gewohnheit, bis unter die Stirn feuerroth, machte eine tiefe Verbeugung und stammelte einige Worte, die Niemand verstand. Als Fahrmann gegen Mittag die Silberthalsche Familie verlies, hatte er sich von seiner Verlegenheit und von seiner Beschämung noch nicht erholt.

Wir haben den Lesern zu melden vergessen, wie es zu gegangen war, daß Sophie beym Ausbruch des Feuers, da bey dem dadurch entstandnen Lärm das ganze Haus und auch sie aufgeweckt wurde, sich nicht gerettet habe. Hier ist kürzlich die Auflösung des Räthsels. — Sie hatte die, in gewisser Hinsicht sehr üble Gewohnheit, sich jeden Abend beym Schlafengehen zu verschliessen. Unglücklicherweise war ihr der Schlüssel, der sonst immer im Schlosse stecken blieb, diesen Abend beym Zuschliessen auf den Boden gefallen, und sie war zu nachlässig gewesen, ihn aufzuheben. Als sie nun in der Nacht von dem Feuerlärm aufgeschreckt wurde, besann sie sich, theils

noch schlaftrunken, theils von der Angst ausser Fassung gebracht, nicht darauf, daß der Schlüssel dicht bey der Thüre auf dem Fußboden liegen müsse. Sie suchte ihn, als sie ihn am Schloß nicht fand, überall umsonst. In der Zeit nahm das Feuer, das nicht weit von ihr ausgebrochen war, überhand, und ihr Zimmer wurde dermassen mit Rauch angefüllt, daß sie von demselben erstickt, niedersank. In diesem Augenblick sprengte Fahrmann die Thüre auf und fand sie in dem oben beschriebnen Zustande.

Dreyßigstes Kapitel.

In welchem wieder ein Brief zu lesen ist.

„Meine gute, liebe Sophie!

Zürne nicht mit mir, Du sanfte Seele, daß ich dasmal wider meine Gewohnheit, eine so saumseelige Schreiberin war. Mancherley und abermal mancherley Dinge, die sich in einer so kurzen Zeit mit mir zugetragen haben, beschäftigten mich in der That zu sehr, um an irgend Etwas denken zu können, das nicht eben im Wirkungs-

kreise meiner Sinne lag. — Als eine Freundin der Ordnung, werde ich Dir nun Alles in seiner natürlichen Folge mittheilen, was sich in einem Briefe, zu dem einem nicht einmal viel Zeit gelassen wird, nur irgend mittheilen läßt.“ —

„Deine drey noch von mir unbeantwortete Schreiben habe ich richtig erhalten. Ich sage Dir nicht, welchen Antheil ich an der Gefahr genommen habe, woraus der brave Fahrmann Dich und Deine Aeltern gerettet hat. Zwar bin ich überzeugt, daß die französischen Republikaner keine Menschenfresser sind, wozu einige Journalisten sie so gern machen möchten; aber — Feind ist Feind; Gefangenschaft ist Gefangenschaft! und es ist besser, weit davon, besonders, für ein so niedliches Gesichtchen, wie das Deinige ist.“

Zu einer andern Zeit, die jetzt Vergangenheit heißt, wäre mir die Beschreibung, die Du mir von der Fahrmannschen Heldenthat machst, gefährlich gewesen; denn eine Mannsperson ist einem Mädchen wohl nie interessanter als wenn sie sich denselben als Held vorstellt. Nun denk Dir, wenn der Pfeil, der ehemals dieses Herz verwundete, noch darinn gesteckt hätte, wie tief ihn eine solche Vorstellung wieder würde hineingedrückt

haben! — — Aber — der Pfeil war damals schon glücklich heraus gerissen, und die dadurch verursachte Wunde durch die weit und breit berühmten Aerzte, Zeit und Vernunft, aus dem Grunde geheilt. Seitdem ist mir Herr von Fahrmann das, was mir jeder Mann von vorzüglichen Verdiensten immer seyn wird, und nie kann er mir weder mehr noch weniger werden." —

„Du wunderst Dich, wie sich das Alles so auf einmal gemacht hat? — Zweifelst wohl noch gar, ob ich Dir ganz Wahrheit sage! — Fragst vielleicht auch, woran es denn gelegen, daß die von mir angerühmten Aerzte erst so spät mit der Kur zu Stande gekommen sind? — Ich verzeihe Dir diese Fragen und Deine Zweifel, denn ich finde, daß ein Mädchen, die über drey Jahr eine Närrin war, Dich dazu berechtiget. — Aber Du wirst aufhören, Dich zu wundern; wirst nicht mehr zweifeln; wirst einsehen, warum meine Heilung nicht eher und eben erst jetzt erfolgen konnte." —

„Nun sieh! mein Uebel war von einer so hartnäckigen Art, daß es ohne eine eintretende Krisis nicht geheilt werden konnte. Diese hat sich nun eben einige Zeit vor Empfang des erstern

Deiner drey Briefe eingestellt, und da hatte es mit Vollendung meiner Kur weiter keine große Schwierigkeit. — — Doch, ich fürchte, daß die Parabeln Dich ermüden möchten; also, zu einer verständlichern Sprache!"

„Die Krisis, die zur Heilung meiner Liebeskrankheit erfordert wurde, war — ein Mann, der mich genug liebte, um sich von meiner Thorheit nicht abschrecken zu lassen, und der zugleich liebenswürdig genug war, um einem Fahrmann ohne seinen Nachtheil, zu Seite gesetzt werden zu können. Dieser Mann fand sich glücklicherweise. — Auf einer Reise nach B... wo ich mich nebst meinem Vater einige Monate aufhielt, lernte ich denselben kennen. Er heißt Dannberg und hat in seinem acht und zwanzigsten Jahre schon eine Kompagnie. Ein Gemälde von ihm, mußt Du von mir nicht erwarten. Es sey Dir genug zu wissen, daß er ein großer, wohlgemachter Mann ist, der an vortreflichen Eigenschaften, Fahrmann in keinem Stücke weicht." —

„Da der Vater meines Dannbergs ein alter Freund des meinigen war; so hatte derselbe freyen Zutritt bey uns, den er je länger, je öfter benutzte. Mein guter Vater mochte dessen Absicht

wohl bald weg haben, und da das so recht ein Mann nach seinem Wunsche war; so begünstigte er dieselbe bestmöglichst. Er war ganz unerschöpflich in dessen Lobe. Dies hatte den Nutzen, mich wenigstens auf das Wunder von Manne aufmerksam zu machen."

„Anfänglich, betrachtete ich ihn mit dem Vorurtheil, das ich — Einen ausgenommen — gegen jeden Mann hatte, und wozu der Grund in meinem Herzen lag. — In der Folge brachte er es durch sein sich immer gleiches, einnehmendes Betragen und durch eine Aufmerksamkeit ohne Gleichen für den geringsten meiner Wünsche, wobey meine Weiblichkeit sich nicht übel befand, so weit, daß ich anfieng, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er verfolgte den Weg zu meinem Herzen mit unermüdetem Eifer. Endlich, gestand ich mir schon in der Stille, daß wenn an Fahrmanns Stelle der Hauptmann meinem Herzen in den Wurf gekommen wäre, vielleicht dieser darüber gesiegt hätte. Nun schritt der liebe Mann, der sich mir mit jedem Tage interessanter machte, auf gebahnter Strasse. Ich selbst wollte mir den Vortheil, den er schon über mich gewonnen hatte, aber noch gar nicht eingestehen."

„Eines Tages waren wir zusammen in einer Gesellschaft. War es Zufall, oder Absicht, genug der Hauptmann suchte diesmal die Gelegenheit mit mir zu sprechen, sehr wenig; hingegen unterhielt er sich fleissig mit einem andern Mädchen. Das machte mich gewaltig übelgelaunt, und sogar mein Vater bemerkte es.“ „Was fehlt Dir Lohrchen, bist Du nicht wohl?“ „fragte er mich im Vorbeygehen. — Nun konnt' ich mir 's nicht ferner abläugnen, daß ich wirklich verstimmt war, und sogar die Ursach dieser Verdrussung mußt' ich mir bekennen.“ —

„Als Herr von Dannberg uns am folgenden Vormittag besuchte, und sein Betragen ganz das gewöhnliche, einnehmende und zuvorkommende war; so empfand ich darüber solch ein Vergnügen, daß es ihm nicht entgieng. Er wagte es zum erstenmal mir einige zärtliche Dinge zu sagen, und ich vermochte nicht es zu verbergen, daß das mir gefiel. Nun war das Verbannungsurtheil Fahrmanns unterzeichnet, denn ich erkannte die Liebe zu einem Menschen, von dem ich nie Erwiedrung derselben hoffen konnte, jetzt nicht allein für eine Thorheit; sondern ich fand auch, daß der Hauptmann wohl werth sey, des-

sen Platz einzunehmen. — Doch, ich fühl' es selbst, daß ich Dir mit diesem Detail meiner Herzensgeschichte lange Weile mache: also mit wenig Worten zum Schluß derselben! — Stufenweise waren wir mit einander auf den Fuß gekommen, daß mein Dannberg sich mir endlich förmlich zu erklären wagte. Ich hatte nicht die Gewalt über mich, ihm seinen Sieg zu verschweigen, und warum hätt' ich das auch thun sollen? Hatt' ich nicht lange genug der Liebe Bitterkeiten geschmeckt, um endlich auch einmal berechtigt zu seyn, mir die angebotenen Freuden derselben nicht länger zu versagen?"

„Mein Geliebter säumte nicht, auf die dazu von mir erhaltne Erlaubniß, die Einwilligung meines Vaters in unsre Verbindung zu suchen, welche dieser ihm von ganzem Herzen gab. — Nun schmeck' ich im höchsten Vollgenuß das Glück, von demjenigen, der mein ganzes Herz besitzt, mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit wiedergeliebt zu werden. — Wir erwarten nur die königliche Konzession um das Bündniß unserer Herzen unauflöslich zu befestigen. Vielleicht vermißt Du schon in meinem nächsten Schreiben den Namen Ehrlichheim bey meiner Unterschrift." —

„Mein Dannberg beschwert sich höchlich über das ewige Schreiben. — Du wirst doch nicht böse auf mich, wenn ich der Liebe mit der diesem Briefe noch bestimmten Zeit, ein Opfer bringe? — Ich kann aber nicht helfen; ich muß zu ihm, er bittet gar zu flehentlich. — Verzeih mir daher, wenn ich Dir Deine Briefe heut nicht so pünktlich beantworte, wie ich wohl sollte. Du mußt mir schon Frist zur Abtragung meiner Schuld zugestehen!" —

„Apropos! einen Punkt kann ich doch nicht so ganz unberührt lassen. Wie steht es denn mit Deinem Herzen? Kann man Dir nicht auch bald gratuliren? — Aus alter Freundschaft wünsch ich noch immer, daß der arme Jahrmann auf irgend eine Art den Weg zu Deiner Felsenbrust finden möchte. Aber — seitdem ich den Namen des Herrn von Reymow so wiederholt in jedem Deiner Briefe gelesen habe, fängt alle meine Hofnung für denselben an zu schwinden. Ich bedaure den wackern Mann. Gewiß, er verdiente den Besitz einer Sophie! — Doch ich schweige davon, um Dir nicht vielleicht zu mißfallen. Ueberhaupt predigt man dem Herzen umsonst: das geht so seinen eignen, eigensinnigen Gang." —

„Nun aber auch zum Schluß! — Ich verſichre Dich nur noch von der unveränderlichen Dauer meiner Schweſterliebe und unterſchreibe mich aus voller Seele:

„Deine

zärtliche Freundin

Leonore von Ehrlichheim.“

Ein und dreyſigſtes Kapitel.

Da finden wir ja noch einen Brief!

„Meine theure, meine einzige Freundin!

Mein letzteres ganz kurzabgefaßtes Schreiben an Dich, worinn ich Dir die Gefahr, in der in unſerm Hauſe ausgebrochnen Feuersbrunſt meinen Tod zu finden und die Errettung aus derſelben, durch den großmüthigen Fahrmann nur obenhin meldete, war eben abgegangen, als ich Deinen lieben, ſo lang' erwarteten Brief erhielt. — Nun, Glück zu, liebes Bräutchen! — Wie froh fühlt ſich mein Herz, Dir dieſen Namen ge-

ben zu können; Dich aus einem Zuſtande, der mich unabläßig ſo ſehr bekümmerte, eher als ich's zu hoffen wagte, zu dem Genuß der Lebensfreuden wieder zurückkehren zu ſehen! — Glück zu! Glück zu! — Möchte die Liebe Deines Dannbergs Dich für alle die Uebel reichlich entſchädigen, die ſie Dir zufügte! Möchte nie ein trübes Wölkchen die Glücksſonne verdunkeln, die Dir jetzt ſo ſchön, ſo anlächelnd aufgegangen iſt! — Dies der Wunſch, Deiner zärtlichſten, Deiner beſten Freundin. Wenn ich den Tag Deiner Verbindung mit Deinem lieben Hauptmanne noch vorher zu wiſſen bekomme; ſo werde ich denſelben als einen der vergnügteſten meines Lebens feyern." —

„Ob Du mir auch bald zu einem Bräutgam Glück wünſchen ſollſt? — Hm, — ſo kurzweg kann ich Dir dieſe Frage nicht beantworten. Hier liefre ich Dir zur Erwiedrung auch eine ſkizzirte Geſchichte meines Herzens, woraus Du Dir die Antwort auf Deine Frage abſtrahiren kannſt."

„Wie warm mir nach meiner Ankunft in der Reſidenz ein Schwarm abgeſchmackter Menſchen durch eine alberne Zudringlichkeit den Kopf oft machten, hab' ich Dir gemeldet, und nicht min-

der, wie kalt mein Herz dabey blieb. Ich fand unter Allen auch nicht Einen, der in meinen Augen nur irgend etwas Vorzügliches an sich gehabt hätte. Endlich kam der Herr von Kronow als Kammerjunker an den Hof. Bey einer hervorstechenden Figur, unterschied er sich von allen meinen bisherigen Anbetern auf eine sehr vortheilhafte Art. Besonders übertraf er sie Alle an äußrer Bescheidenheit, und schien bey seinen vielen Vorzügen ganz und gar keine Prätension zu machen. Da er nebenbey auch reich ist, so rissen unsre Damen sich um ihn, und Jede wollte den Uebrigen die Eroberung desselben streitig machen. — Zu Aller Verzweiflung, gieng er den aufgestellten Netzen kalt vorbey und erklärte sich bald ganz deutlich für den Anbeter Deiner gehorsamen Dienerin."

„Anfänglich — warum sollt' ich Tochter Evens, es nicht gestehen? — anfänglich sag' ich, schmeichelte dessen Bewerbung um meine Gunst, blos meine Eitelkeit. Nach und nach aber — fieng ich auch an Geschmack an dem einnehmenden Kammerjunker zu finden. Ich glaub' ich würde sogar bald Leidenschaft für ihn gefaßt haben, hätten nicht einige flüchtig hingeworfene

Bemerkungen meines Vaters, die mir zu verrathen schienen, daß er von des Herrn von Kronow Karakter eben nicht die beste Meinung hege, mir zur Vorsicht gerathen."

„So standen die Sachen als ich mit meinen Aeltern die Reise nach Fr. . . . machte. Du weißt schon, aus welcher verdrieslichen Lage der brave Fahrmann uns auf der Retour rettete. — Du hast sehr recht, wenn Du behaupteſt, daß die Mannspersonen einem Frauzimmer nie interessanter sind, als in der Heldengestalt. Auch mir war unser Fahrmann, den Dank den wir ihm schuldig waren bey Seite gesetzt, nie so interessant, als jetzt vorgekommen. Die Uniform stand ihm sehr vortheilhaft, und in seinem ganzen Betragen lag eine gewisse edle Dreistigkeit, die ich, wie mich dünkte, vorher noch nicht an ihm bemerkt hatte. Daß ich ihm noch nicht gleichgültig geworden war, verrieth er, als er mich so unerwartet erblickte, und — ich weis nicht — es war mir, als wenn ich's ihm Dank wüßte."

Wir blieben nach unsrer Rückkehr, wie ich Dir in einem meiner vorigen Briefe gemeldet habe, nur einige Wochen in der Stadt, und dann begaben wir uns hierher, um wie wir alle Jah-

re zu thun pflegen, die schöne Jahrszeit hier zuzubringen. Der Kammerjunker unterlies nicht, uns jede Woche einigemal zu besuchen und mir wie vorher die Cour zu machen. — Das Landleben muß der Liebe sehr günstig seyn, denn ich bemerkte bald, daß ohngeachtet meines Vorsatzes, auf meiner Hut zu seyn, Kronow meinem Herzen immer näher kam. "

„Indem ich mich so gegen eine Neigung stämmte, die mich übermannen wollte, führte das Ohngefähr unsern Fahrmann zu uns. Es sehr er sich bezwang, konnte es meinen Augen doch nicht entgehen, daß er immer nach eine heftige Leidenschaft für mich nährte, und zu weilen war er äusserst schwermüthig. Es machte mich oft recht traurig, daß ich unschuldigerweise einem Manne sein Leben vergällen mußte, dem ich so viel verdankte. War der Kammerjunker nicht gegenwärtig; so schien es mir sogar manchmal, als wenn es mir nicht unmöglich wäre, ihm dereinst mehr als bloße Hochachtung zu geben. Allein — sobald Herr von Kronow sich wiedersehen lies, stieg auch des armen Fahrmanns Schaale in die Höh. "

„Einsmals, als derselbe ganz allein bey uns speis'te, brachte mein Vater das Gespräch auf

Kronow, und erkundigte sich bey Fahrmann, der ihn — wie ich Dir zu sagen, vergessen habe — vordem in L** als Student gekannt hatte, welche Meinung er von dem Kammerjunker hege. Auch fragte ihn mein Vater um die Ursach der kalten Erwiedrung der Bewillkommung des von Kronow, als er denselben unerwartet in unserm Hause antraf. — Fahrmann schien eine Antwort in Verlegenheit zu setzen, doch faßte er sich bald; allein sein Bescheid war so zweydeutig, daß ich selbst, ohngeachtet meines Vorurtheils für den Kammerjunker, Fahrmanns Aeusserung nicht zu dessen Vortheil auslegte. Mein Vater gab derselben eine ähnliche Deutung und machte aus derselben kein Geheimniß. Fahrmann bemühte sich zwar hierauf Etwas zu des Kammerjunkers Vertheidigung zu sagen: aber es war nicht hinreichend, den ersten übeln Eindruck auszulöschen."

„So sehr mein Herz auch für den artigen, einnehmenden Kronow sprach; so hütete ich dasselbe doch mehr als jemals, und zwar um so mehr, da mir auch meine Mutter in Ansehung desselben, einen freundschaftlichen Wink gab. Ich nahm mir fest vor, ihm jeden Schritt zu meiner Zunei-

gung

gung so lange mit aller Macht streitig zu machen, bis ich gewiß überzeugt wäre, daß sein vortheilhaftes Aeussere nicht blos die täuschende Schaale einer verdorbnen Frucht sey."

„Einige Tage darauf, traf ich meinen Vater im Garten allein. Nachdem wir eine Weile über gleichgültige Dinge gesprochen hatten, lenkte er unvermerkt das Gespräch auf den Kammerjunker. Ernsthafter, als er gewöhnlich gegen mich war, sagte er hierauf zu mir: daß ich ihm würde die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihm nicht zuzutrauen, daß er beabsichte, mir je einen Zwang bey der Wahl meines künftigen Gatten anzulegen." „Aber," „fuhr er fort:" „wenn ich es für billig halte, daß Aeltern ihren Kindern bey diesem wichtigsten Schritte ihres Lebens freye Wahl zugestehen; so glaub' ich hingegen doch auch, daß ihnen das Recht gebührt, Rath zu geben, wenn sie es nöthig finden. — Ich habe das Attaschement des Kammerjunkers für meine Sophie nicht unbemerkt gelassen, und eben so wenig ist es mir entgangen, daß dasselbe auch Dir nicht unangenehm ist. Kronow war nie ganz der Mann nach meinem Herzen: allein, da ich keine Beweise für den Verdacht hatte, den ich

gegen deſſen Karakter hegte; ſo ſchwieg ich bisher. Doch jetzt länger zu ſchweigen, wäre wider die Pflicht eines Vaters, dem das Wohl ſeines einzigen Kindes am Herzen liegen ſoll. Seit jener Unterredung mit dem Lieutnant, wovon du Zeuge warſt, hab' ich, da die Art, wie derſelbe ſich über den Kammerjunker auslies, meinen Argwohn beſtätigte, nochmals Gelegenheit genommen, über dieſen Gegenſtand Erkundigung einzuziehen. Auf mein ferneres Andringen, hat Lahrmann ſich endlich bewegen laſſen, mir ſoviel zu ſagen, daß ich nun ganz überzeugt bin, daß in dem von Kronow eine recht niederträchtige Seele wohne." — „Mein Vater erzählte mir hierauf eine Geſchichte, die hier einzurücken, mich zu weitläuftig machen würde, die aber, wenn ſie ſich wirklich ſo verhält — wie ich nun feſt glaube — den Kammerjunker zu einem Buben der erſten Klaſſe herabwürdigt." — „Wollteſt Du wohl an der Hand eines ſolchen Mannes Deine Tage verleben?" „beſchloß mein Vater, nachdem er mich auf eine ſehr gütige Art ermahnt hatte, dem Kammerjunker durch mein künftiges Betragen die Luſt zu benehmen, ſich weiter um mich zu bewerben. — Ich dankte meinem guten Va-

ter für seine Sorgfalt für mein Glück und für seinen väterlichen Rath, und versprach — wiewohl mit etwas schwerem Herzen, demselben nachzukommen."

„Als ich mich allein befand, gieng mir das, was mein Vater mir mitgetheilt hatte und das ihm gegebne Versprechen, gar sehr im Kopfe herum. Mein Herz nahm mit Macht des Kammerjunkers Partie. Es verleitete mich sogar, an dem edeln Fahrmann die Ungerechtigkeit zu begehen, ihn in Verdacht zu ziehen, daß er den mir so werthen Kronow fälschlich angeschwärzt habe, um einen Nebenbuhler zu entfernen und sein eignes Interesse zu besorgen. Indeß wollte dieser Argwohn doch nicht recht Wurzel fassen, und da ich mich auch nicht entschiessen konnte, dem Kammerjunker das Verdammungsurtheil zu sprechen; so befand ich mich in der That in einem schwankenden, sehr unangenehmen Zustande. Bey demselben war es mir recht lieb, daß Herr von Kronow sich mehrere Tage nicht bey uns sehen lies."

„Erst den Tag vor jener schrecklichen Nacht, da ich beynah eine Beute des Todes geworden

wäre, machte er uns wieder seinen Besuch, ingleichen auch unser Fahrmann. — Die Art meiner Rettung und das unterschiedne Betragen meiner beyden Liebhaber, kennst Du nun schon aus meinem letztern Schreiben, ich habe also nicht nöthig, weiter etwas davon zu sagen. Blos die Folgen dieser Begebenheit und deren Bezug auf die Geschichte meines Herzens, bin ich Dir noch mitzutheilen schuldig."

„Meine Errettung vom Tode, die der edle Fahrmann, bey der augenscheinlichsten, fürchterlichsten Gefahr für sich selbst, unternommen hatte, erfüllte mein Herz mit einer Erkenntlichkeit, die keine Grenzen kannte und die ihm so ganz gebührte. Was ich ihm eigentlich im Drange derselben gesagt habe, weis ich selbst nicht; aber so viel ist gewiß, daß ich mich nicht wärmer ausgedrückt haben kann, als mein dankerfülltes Herz in der That sich gegen ihn fühlte. — Seine edle Handlung hatte seinen Werth nun so bey mir bestimmt, daß jener Verdacht, worinn ich ihr in Ansehung Antonios nur einen Augenblick gezogen hatte, jetzt durchaus verschwinden mußte. . . . . Und wie viel verliehr dieser nicht vollends durch seine

ſo laue Bereitwilligkeit mich jener Gefahr zu entreiſſen! Ich ſah nun mit Ueberzeugung, daß er mich nie wirklich geliebt hatte. Nein —

„Der Liebe holdes Glück empfinden,
Kann nur der gute Mann allein!“

„Die ironiſche Dankſagung, welche ich dem Kammerjunker abſtattete, war nur der Anfang eines Betragens gegen denſelben, das er nicht lange aushielt. Noch denſelben Nachmittag verließ er uns, und ich hoffe, daß wir auf immer von ſeinen Beſuchen befreyt ſeyn werden; ſo wie auch mein Herz ſich gänzlich von aller Parteylichkeit für denſelben befreyt hat. Was den wackern Fahrmann betrift; ſo haben ihn Dankbarkeit, Bewundrung und Hochſchätzung hier auf der linken Seite ſo empfohlen, daß ich zu fühlen anfange, ich werde ihm mit Vergnügen Alles bewilligen, was er irgend zur Gründung ſeines Glücks von mir verlangen möchte.“

„Eben werde ich abgerufen. Es iſt auch Zeit, denn dieſer Brief iſt ohnedem unendlich lang. Nimm noch in der Eile die Verſichrung

von mir hin, daß ich immer und ewig seyn werde:

Deine

zärtliche, unveränderliche

Freundin.

Sophie von Silberthal."

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Läßt sich ziemlich gut lesen.

So heiter hatte es seit Jahren nicht am Jahrmannschen Glückshimmel ausgesehen, als seit dem Brande im Silberthalschen Hause. Die Wölkchen, die sich ja noch an demselben befanden, hatten sich auf den Horizont herabgesenkt, und keines derselben schien von der Art zu seyn, um eine Unterbrechung des guten Wetters besorgen zu lassen. —

Sein Nebenbuhler bey Sophien war verschwunden, und ihr Betragen gegen ihn war so süß, so hold, daß Jahrmann selbst, — so ungläubig auch sonst ein Liebhaber an sein Glück ist

— ſich nicht enthalten konnte, der Hofnung die Thüre anzelweit zu ſeinem Herzen zu öfnen. Er lies jetzt keinen Tag verſtreichen ohne ſie zu ſehen, und mit jedenmal Sehen ward es ihm wahrſcheinlicher, daß Sophiens Herz ſeinen Wünſchen bey weitem nicht mehr ſo ungünſtig als ehemals ſey. — Einem weniger furchtſamen Liebhaber wäre das jetzt ſchon Gewißheit geweſen. — Indeß machte ihn die Wahrſcheinlichkeit ſchon auſſerordentlich glücklich; ihn, der bisher gemeiniglich hofnungslos geweſen war! —

Nicht minder begünſtigend, war das Betragen des Barons und ſeiner Gattin gegen unſern Freund. Da ſie nicht von jener Art thörichter Aeltern waren, die ihre Kinder gleich einer Waare nur an den Meiſtbietenden hingeben, bemerkten ſie mit innigem Vergnügen die täglich zunehmende Zuneigung ihrer Tochter zu unſerm Jahrmann, obſchon die gegenwärtigen Umſtände deſſelben nicht die glänzendſten waren: denn ſie wollten ihm herzlich wohl und waren überzeugt, er werde ihre Sophie glücklich machen, wenn, wie ſie hoften, ihre Wahl auf denſelben fallen ſollte.

Unter dem Vorbeyrauschen eines glücklichen Tages nach dem andern, war ein Monat verstrichen. Der Arm unsers Jahrmanns war nun gänzlich hergestellt, und Ehre und Pflicht riefen ihn auf den Kampfplatz zurück. Das war ein trauriges Gebet für einen Liebhaber in der Lage unsers Helden! — Abzureisen, ohne den Besitz des Herzens seiner Geliebten ganz ausser Zweifel gesetzt zu haben, erschien ihm als eine Sache, zu welcher er sich unmöglich entschliessen könne. Indeß hatte er doch auch nicht den Muth, sich gegen Sophien jetzt schon zu erklären; weil er meynte, daß, um durch Uebereilung seinem Glücke nicht selbst Hindernisse in den Weg zu legen, er ihr Herz noch mehr zur günstigen Aufnahme seiner Erklärung vorbereiten müsse. So schwankte er zwischen dem Drängen seiner Wünsche und zwischen den Gründen seiner zu vorsichtigen Bedenklichkeit! —

Als er das erstemal ohne Armbinde in des Barons Hause erschien, nahm er Gelegenheit, die Familie von seiner heranahenden Abreise zu benachrichtigen. „Was! Sie wollen uns verlassen?“ fragte Sophie mit einer Miene, die genugsam ausdrückte, wie nahe die Sache ihr zu

Herzen gieng. „Und vielleicht, um Sie nie wiederzusehen," erwiederte Fahrmann, indem sein Auge sich näßte. — In des Fräuleins Auge glänzte alsbald auch eine Thräne und sie sagte mit Bewegung: „ach, Sie dürfen nicht reisen! Sie müssen bey uns bleiben!" —. Nun mischten sich die Aeltern auch ins Gespräch und bezeugten nicht minder ihre Unzufriedenheit mit Fahrmanns Reise zur Armee.

Sophie blieb den ganzen Tag in einer trüben Stimmung. Selbst unser Held bemerkte, daß sie ihn oft recht traurig ansah und dann, wann er ihrem Blick begegnete, die Augen niederschlug um es zu verbergen, daß sie feucht waren. Beym Abschiednehmen, drückte sie ihm die Hand mit einer Wärme, die urplötzlich seine ganze Blutmasse ihm nach dem Herzen trieb. Seine Seele schwamm in unbeschreiblichen Entzücken; er wußte einige Sekunden lang nicht mehr, wo er war und was er that. Er heftete einen langen Kuß auf die schöne Hand preßte sie in die seinige, brachte sie an sein Herz und küßte sie von neuem. „Ewig, Sophie! ewig —" und bey diesem Worte wurd' er seiner wieder bewußt und hielt ein. —

Er küßte Sophiens Hand nochmals und entfernte sich stillschweigend, ohne einen Blick auf sie zu wagen. — Hätt' er ihr doch noch einmal ins Auge gesehen! Wir haben unsre guten Gründe, das zu wünschen. —

Auf dem Rückwege nach Hause, rekapitulirte er sich nun seines Mädchens heutiges Betragen, und da er jetzt Alles mit einander zusammenhielt, fand er darinn so viel Vortheilhaftes für seine Wünsche, daß er sich über sich selbst zu ärgern anfieng, bey so günstigen Symptomen nicht die entscheidende Erklärung gewagt zu haben. — Am Ende blieb der Entschluß stehen, das, was er heut unterlassen, morgen zu thun. Uns betreffend, wir halten es nie für gut, auf morgen zu verschieben, was heut hätte geschehen können.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Wird nicht so gut gefallen, als das vorhergehende.

Den glücklichsten Augenblicken unsers Lebens, sind die minder glücklichen und oft — die unglücklichsten, die zunächst angrenzenden: so will es die traurige, unabwendbare Veränderlichkeit der menschlichen Glückseeligkeit und aller irrdischen Dinge überhaupt! — Hätte unser Fahrmann sich wohl träumen lassen — und besorgt es wohl einer unsrer Leser — daß e[illegible]ben in dem Moment, da er sich so seelig fühlte, als er es noch nie gewesen war, schon am Rande des fürchterlichsten Abgrundes wanke? — Ach, und doch war es nicht anders! Ein schrecklicher Schlund öfnet sich zu seinen Füssen und droht ihn zu verschlingen. —

Es war am andern Morgen eine Fischereypartie verabredet, und sämtliche Schloßgenoßen befanden sich eben beym Fürsten, um sich vorher bey einer Kollation in Stand zu setzen, es bis Mittag in der freyen Luft aushalten zu kön-

nen. Indeß man auf einen reichlichen Fischzug die Gläser anstößt, sprengt ein Gardeoffizier in den Schloßhof, springt vom Pferde, das er dem ersten Bedienten, den er antrift, zu halten befiehlt, geht gerade ins Schloß, eilt die Treppe hinan und gelangt ins Vorzimmer. Die hier gegenwärtigen Bedienten erkundigen sich, wen sie dem Prinzen anmelden sollen. Er antwortet barsch: „Ich werde nicht gemeldet; werde, mit Befehlen des regierenden Fürsten versehen, mich selbst bey dem Prinzen anmelden, und verlange, daß man mir unverzüglich anweise, wo ich Sr. Durchlaucht antreffen kann.“ — Einigermassen bestürzt, öfnet man ihm sogleich die Flügelthüren, und voll Erstaunen sieht der Prinz den Officier auf sich zu kommen. Mit einer kurzen Entschuldigung wegen seines dreisten Zutritts, überreicht dieser ihm ein Schreiben seines Bruders, des regierenden Herrn. Indem der Prinz mit unverkennbar heftiger Bewegung lies't, hat der Officier unsern Fahrmann ins Auge genommen, der seinerseits, da er alsbald denselben Gardeofficier erkennt, der ihn schon ehemals auf seiner Flucht verfolgt und in den Zustand versetzt hatte, in welchem er von dem Obersten Ehrlich-

heim im Walde gefunden worden war, vor Schreck und banger Furcht auf seiner Stelle wie eingewurzelt steht.

Der Prinz fand in dem Handschreiben seines Bruders einen bittern Verweis wegen des Schutzes, den er einem Hochverräther angedeihen lasse, nebst dem Befehl, den von Fahrmann unverzüglich an das abgesandte Kommando auszuliefern, indem er für Ablieferung dessen Person verantwortlich gemacht wurde. — „Ich bin in Verzweiflung," sagte er zu Fahrmann, daß meine Macht nicht meinem guten Willen gleich ist, das ungerechte Schicksal von Ihnen abzuwenden, das man Ihnen bereitet. Ich kann Sie, leider! nicht schützen, würdiger, junger Mann, bedauernswerthes Opfer eines niederträchtigen, rachsüchtigen Weibes! — Indem ich mich mit Vorwürfen überhäufe, daß ich die Ursach Ihres Unglücks wurde, werd' ich mir's indeß zur angelegensten Pflicht machen, jedes Mittel zu erschöpfen, um meinem Bruder die Binde von den Augen zu reissen: denn nur dadurch kann es mir gelingen, Sie der Rache Ihrer abscheulichen Feindin zu entziehen. — Jetzt, ergeben Sie sich als Mann in Ihr Schicksal, und verlieren Sie nicht

ganz die Hofnung! Mein innigstes Mitleid, meine wärmste Theilnahme, meine herzlichste Freundschaft, folgen Ihnen.“ .... Stillschweigend umarmte er hierauf den armen Fahrmann, und indem er hiernächst dem Officier mit einem verächtlichen Blick sagte: „Jetzt sind Sie Herr, Ihren Auftrag zu erfüllen,“ entfernte er sich.

In der Zeit waren zwanzig Dragoner in den Schloßhof eingeritten. Nachdem der Officier unserm Fahrmann einen Unterofficier und zwey Mann als Wache zugesellet und ihm gesagt hatte, daß er in ein paar Stunden sich zur Abreise bereit zu halten habe, begab er sich weg. Wir enthalten uns, den Zustand zu schildern, in welchem der Arme zurückblieb. Wenn unsre Leser sich alles das Schreckliche denken, das ihn in der Hauptstadt erwartete; so sind sie genugsam im Stand gesetzt, sich denselben ohn' unser Zuthun vorstellen zu können. —

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Es kommt ein Kurir an.

Schon ſtand der Wagen, in welchem Fahrmann transportirt werden ſollte, angeſpannt vor dem Schloßthor. Der Prinz ſchrieb ſeit einer Stunde emſig in ſeinem Kabinet, wahrſcheinlich in unſers Freundes Angelegenheit, als man plötzlich ein Poſthorn blaſen hörte, und gleich darauf raſſelten Stiefel und Sporn im Vorzimmer. Es wurde dem Fürſten ein Kurir aus der Hauptſtadt gemeldet. Er ließ ihn eintreten und erblickte den Sekretair eines ihm gänzlich ergebnen Mannes am Hofe, welcher ihm von ſelbigem eine Depeſche brachte.

Der Prinz verfügte ſich mit dem Kurir ſogleich in ein Nebenzimmer. Als er nach einer Weile zurückkehrte, begab er ſich unverzüglich in Begleitung ſeiner Kavaliere in das Gemach, wo man Fahrmann bewachte. Mit Würde ſagte er zu denſelben: „Der erſte Gebrauch, den ich von einer Gewalt mache, die mein Regierungs-

antritt mir mittheilt, sey der, Ihnen mein lieber Fahrmann, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie sind frey! — (mit einem niederschmetternden Blick zu dem Officier:) Und Euch, unwürdiger Mensch — treuer Satelit eines schändlichen Weibes! Euch führt das Kommando hier als Gefangenen nach der Hauptstadt. — (zu dem Unterofficier) Er hört hiermit den Befehl seines Fürsten. Mit seinem Kopfe bürgt er für Ablieferung des Arrestanten an das Gouvernement." —

Das Wort, „mein Regierungsantritt" hatte den Anwesenden schon zu erkennen gegeben, welche Nachricht der Kurir überbracht habe. Jetzt erklärte der Prinz hierüber sich ausdrücklich und machte bekannt, daß sein Bruder, der bisher regierende Fürst an den Folgen eines Schlagflusses, den er sich durch Erhitzung auf der Jagd zugezogen, plötzlich verstorben sey. —

Fahrmann hatte sich in der Zeit genugsam erholt, um dem Fürsten seine Herzensempfindungen äussern zu können. Der Prinz behandelte ihn mit der Herzlichkeit eines Freundes und setzte zuletzt hinzu: „Wenn ich Ihre Forderungen an meine Gerechtigkeit befriedigt haben werde, wird es mir obligen, Ihnen Ihr bisher so undank-

dankbares Vaterland auch wieder lieb zu machen. — Sie begleiten mich nach der Hauptstadt. Für Ihren Abschied werd' ich sorgen und Sie auf eine Art an mich fesseln, daß es Ihnen nicht gereuen soll, die Kriegsdienste verlassen zu haben." — —

Da dem Fürsten aus mehr als einem Grunde daran gelegen war, bald möglichst die Residenz zu erreichen; so ertheilte er Befehl in zwey Stunden Alles zur Abfarth in Bereitschaft zu setzen. — Auf unsern Fahrmann machte diese plötzliche Verändrung der Dinge einen lebhaften Eindruck. Die Bilder, die sich seiner Seele zudrängten, brachten ihm bald die Gefahr in Vergessenheit, der er eben entgangen war. Er sah nur das Gegenwärtige; sah nur die Aussicht zu der Wiedervereinigung mit seinen Aeltern, zur Wiedereinsetzung in seine vorige Laufbahn und zur Rückkehr in eine beständige und dauerhafte Lage. — Zwar wollte sein Herz sich über eine so plötzliche Entfernung von Sophien beklagen, die ihm nicht einmal Zeit lies, von ihr Abschied zu nehmen. — Indeß mußte er sich darein ergeben, und am Ende fand er, daß es so besser wäre, als zur Armee zu gehen und ferner ein Ball jedes Zu-

falls zu bleiben. Er tröstete sich sogar völlig mit der Hofnung, daß diese Trennung die letzte Prüfung seyn werde, die sein Schicksal ihm auferlege. — Darauf setzte er sich hin und nahm in einigen Zeilen an den Baron, von demselben und dessen Familie Abschied.

Zur bestimmten Stunde erfolgte die Abreise des Fürsten und seines Gefolges von dem Lustschlosse, und bey der Eile, mit welcher man die Reise beschleunigte, langte man schon am folgenden Tage in der Residenz an.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

So nicht für alle Leser seyn wird.

Der Prinz nahm solche Maasregeln, daß vor der Hand Niemand etwas von seiner Ankunft erfuhr. Er lies sogleich den obenerwähnten, ihm ergebenen Mann rufen. Dieser sagte ihm, daß bis jetzt der Tod des verstorbnen Fürsten nicht bekannt sey, und daß, wenn er nicht durch einen besondern Kanal davon Nachricht erhalten hätte, derselbe dem Prinzen selbst, bis jetzt noch ein Geheimniß seyn würde. Diese Verheelung

hatte die Reue, welche den vorigen Regenten in ihren Netzen hielt, zu ihrer Sicherheit für nothwendig gehalten; theils, um Zeit zu gewinnen, einige Personen, die am meisten befürchten mußten, auf die Seite zu bringen; theils, so viel als möglich, gefährliche Beweise gegen diejenigen aus dem Wege zu räumen, welche zu bleiben, wagen zu dürfen glaubten.

Der Fürst traf auf der Stelle die nöthigen Anstalten. Durch ein eigenhändiges Billet bevollmächtigte er seinen Getreuen, Wache zu sich zu nehmen, und sich der Person der Maitresse und einiger Glieder der vorigen Regierung, die ihm am verdächtigsten waren, zu versichern und deren Papiere zu versiegeln. — Hierauf begab er sich unmittelbar in aller Stille aufs Schloß, um eiligst die übrigen nothwendigen Anordnungen zu treffen, ehe der zahlreiche Anhang der Maitresse und ihrer Faktion Maasregeln ergreifen konnte, die er gern vereiteln wollte. —

Indeß der neue Regent mit den Obliegenheiten seines angetretenen Amtes so beschäftiget war, bereitete sich Fahrmann die Freuden des Wiedersehens in den Armen seiner Aeltern zu schmecken. Er traf noch denselben Abend auf

deren Landsitz ein, und — — doch, wir thun beſſer, die rührende Scene, die hier begann, hinter dem Vorhange zu laſſen. —

Schon am dritten Tage, nach dem Regierungsantritt des Fürſten, erhielt der alte Geheimrath ein äuſſerſt ſchmeichelhaftes Handſchreiben deſſelben, worinn er nach der Reſidenz eingeladen wurde. So gern der wackre Mann den Ueberreſt ſeiner Tage hier auf ſeinem ſtillen Landguthe im Schooße der Ruhe verlebt hätte; ſo vermochte er doch nicht, dem Wunſche eines Fürſten, den er auſſerordentlich ſchätzte und dem ſein Sohn ſo viel verdankte, etwas zu verſagen; ſo wenig, als ſein patriotiſcher Eifer für das Beſte des Landes ihm erlaubte, demſelben Dienſte zu verſagen, zu welchen er ſich noch fähig fühlte. Er faßte daher den Entſchluß, ſich von neuem auf das ſtürmiſche Meer der Geſchäfte einzuſchiffen. — Er brachte ſeine häuslichen Angelegenheiten eiligſt in Ordnung, und in einigen Tagen befand er ſich in der Stadt.

Der Fürſt empfieng ihn mit einer Auszeichnung, die nur einem Manne von des Geheimraths Verdienſten gebührt, und mit welcher ein weiſer Fürſt immer ſparſam umgehet. Er wur-

de an die Spitze der Geschäfte gesetzt, die man gewiß auch nicht in treuere und erfahrenere Hände legen konnte. — Unserm Helden stellte der Fürst es frey, sich selbst sein Fach zu wählen, und er bat, wieder beym Finanzwesen placirt zu werden. Zufolge dieser Wahl wurd' er zum Geheim-Finanzrath ernannt. — Eben so, wurden auch alle die alten, treuen Diener des Staats und des fürstlichen Hauses, die unter der Herrschaft der verächtlichen Maitresse ihrer Aemter entsetzt worden waren, in dieselben zurück berufen, zum Theil mit ansehnlicher Vermehrung ihres Gehaltes.

Ueberhaupt rastete der thätige, für das Wohl seines Landes äusserst besorgte Fürst, nicht, alle Zweige der Staatsverwaltung wieder auf einen guten Fuß zu setzen. Die Lasten der Unterthanen wurden, so viel es sich im ersten Augenblick thun ließ, möglichst erleichtert; der Verschwendung des Hofes, die bisher einen Theil des Marks des Landes ausgesogen hatte, wurde förderſamst Grenzen gesetzt, und überall eine weise Oekonomie eingeführt. Diejenigen Kastraten und Sänger und Sängerinnen, welche mit dem ihnen ausgesetzten verminderten Gehalt nicht zufrieden

seyn wollten, erhielten ihren Abschied. Der Marstall wurde auf die Hälfte reducirt, und von den unzählbaren Jagdhunden behielt man nur eine ganz kleine Anzahl. Der Artikel, Maitresse, fiel ganz weg. — Der Schwarm müßiger Hofbedienten wurde gleichfalls verringert. Die Abgedankten, die man doch nicht ganz verstoßen konnte, erhielten Bedienungen, zu welchen sie sich schickten, und wären solchergestalt doch nicht Tagediebe, die ihr Brod umsonst assen. — Mit einem Worte, der Fürst that Alles, um den schönen Namen, Landesvater, zu verdienen, womit so mancher gekrönte Taugenichts prahlt, ohne je einem väterlichen Gedanken in seiner verdorbnen Seele Raum gegeben zu haben. —

So sehr auch unser Fahrmann mit Geschäften überhäuft war, worein der Antritt seiner neuen Karriere ihn verwickelte, und so viel Genuß die angenehmen Stunden ihm gewährten, welche er an der Seite seiner Aeltern zu durchleben, wieder so glücklich war; so verlohr er eben so wenig das Interesse seiner Liebe aus dem Gesicht, als diese von andern Gegenständen niedergedrückt werden konnte. Er trug Sophiens Bild und die damit verwandten Ideen überall mit sich her-

um. Als des Fürsten Gunst ihn zum Geheim-Finanzrath erhob; so freute er sich am meisten deshalb darüber, daß er seinem Mädchen nun ein um so ansehnlicher Glück anbieten könne. Saß er im traulichen Kreise bey seinen Aeltern; so dachte er sich gleich Sophien hinzu und fühlte sich schon im Geiste glücklich, wie dieselben die reitzende Schwiegertochter lieben und es ihm verdanken würden, daß er sie ihnen gegeben habe. — Kurz, überall mischte sich das geliebte Mädchen ein. — Sein einziges Tichten gieng jetzt dahin, sich deren Besitz bald möglichst zu versichern. Seinen Aeltern blieb diese Angelegenheit seines Herzens nicht lange ein Geheimniß, wie er denn überhaupt denselben alle seine bisherigen Begebenheiten sehr offenherzig mitgetheilt hatte. Sie freuten sich innigst über das ihrem Sebastian winkende Glück der Liebe, und waren fast eben so ungeduldig, als er selbst, ihn das Ziel seiner Wünsche erreichen zu sehen.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Frau Ursula, Ehrn Rundmanns Ehegattin, erscheint noch einmal auf der Bühne.

Kaum war die Leiche des verstorbnen Fürsten beygesetzt: so wurde eine Kommission ernannt, um das Betragen der Maitresse und ihrer Gehülfen während der letzten Regierung, aus den bey denselben gefundnen Papieren in ein helleres Licht zu setzen. Da kamen denn Sächelchen zum Vorschein, die jeden gekrönten Schwächling, der sich von Buhlerinnen und emporgehobnen Lakaien am Seil herumgängeln läßt, zum Notabene dienen könnten, wenn unser benugter Zweck uns erlaubte, dieselben hier anzuführen. — Wir erwähnen davon blos dasjenige, was Bezug auf unsern Jahrmarkt hat.

Man fand unter den in Beschlag genommenen Papieren der Exfavoritte unter andern auch ein ganzes Päkchen Briefe, von der frommen, ehr- und tugendsamen Dame Ursula Rund-

mann, woraus erhellte, daß sie es gewesen war, die den Aufenthalt unsers Helden in Floßberg an die Maitresse verrathen hatte. Wir wollen die Sache hier im Zusammenhange liefern; werden aber dadurch genöthigt werden, in vergangene Zeiten zurückzukehren.

Unsern Lesern wird noch erinnerlich seyn, daß damals, als Fahrmann im Ehrlichheimschen Hause nach seiner Verwundung im Walde, aufgenommen wurde, die Dame Rundmann eben in Erbschaftsangelegenheiten verreis't war. Auf dieser Reise nun, kam sie durch die fürstliche ** sche Hauptstadt, als eben die Flucht unsers Helden aus dem Gefängnisse, das Gespräch des Tages war. Sie wurde bald von der Fahrmannschen Geschichte, wie die Maitresse selbige im Publikum ausstreuen lassen, unterrichtet, und zugleich, wie sehr dem rachsüchtigen Weibe an dessen Habhaftwerdung gelegen seyn müsse.

Nun hatte man in Floßberg zwar gleich anfänglich die Vorsicht genommen, seinen Namen in Fahrenheit zu verwandeln; allein die Familie unter sich, nannte ihn doch zuweilen Fahrmann. Wir haben gesehen, wie und auf welche Art unser Held sich den Haß der lieben Frau Ursel zu-

zog. Im Anfange hatte derselbe nur die Folge, daß sie bemüht war, ihn aus ihres Bruders Hause zu entfernen, weshalb die bekannte Ambassade des Ehrn Rundmann an den Obersten, beliebt wurde. — Der schlechte Erfolg derselben setzte sie in Wuth, und zwar aus doppelten Ursachen. Einmal, weil sie die Wünsche ihres bösen Herzens nicht befriedigt sah, und zweytens, daß sie einen neuen Beweis erhielt, wie wenig ihr Magister — und folglich auch sie, da man denselben als ihr Sprachrohr kannte — bey ihrem Bruder galten. Sie dachte nun auf nichts, als auf Mittel, wie sie dem Gegenstande ihres nun noch vermehrten Hasses, irgend auf eine andre Art schaden möchte.

Der Zufall, der nur zu oft im Dienste der Bosheit und des Lasters steht, lieferte ihr endlich ihr Opfer in die Hände. — Auf einem Spaziergange, den Jahrmann mit Leonoren und Sophien machte, kehrten sie im Vorbeygehen bey dem Schulzen ein, weil die Mädchen dessen Kinder sehr wohl leiden mochten. Leonore vergaß sich und nannte unsern Helden einigemal bey seinem wahren Namen.

Am folgenden Tage machte die Frau Schulzin, die nehmliche Frau Schnäppermaul, deren

wir im ersten Theil schon rühmlichst gedacht haben, ihren Besuch bey der Dame Ursel. Das Gespräch lenkte sich natürlich bald auf Fahrmann und auf dessen skandalösen Umgang mit dem Fräulein von Ehrlichheim. Die Magistern nannte ihn bey dem ihr bekannten Namen, Fahrenheit. — Frau Schnäppermaul nahm Gelegenheit zu bemerken, daß die gestrenge Frau ihn wohl falsch benamse, da sie doch gestern mit ihren eignen Ohren gehört, daß Fräulein Leonore ihn mehr als einmal Fahrmann, genannt habe. — Fahrmann! Fahrmann! hallte es in den Gehörorganen der Dame Ursel wieder, und ihr Gedächtniß sagte ihr, daß sie von demselben irgendwo, schon einmal auf eine ihr interessante Art, gehört habe. Sie suchte und suchte und fand endlich, in welches Fach der ihr so bekannte Name gehöre. — Sie blieb dabey nicht stehen. Durch Zusammenhaltung dieses und jenen Umstandes und durch daraus gefolgerte Schlüsse, gelang es ihr zuletzt, sich eine Art von Ueberzeugung zu verschaffen, daß dieser Fahrmann kein andrer, als der sey, von welchem sie auf ihrer Reise so viel vernommen hatte. — Das war eine Entdeckung, die der Mühle ihrer Rachbegierde Wasser zuführte!

Es wurde sogleich durch einen sichern Weg ein Brief an die Maitresse abgesandt, worinn die Niederträchtige dieselbe von dem Daseyn Fahrmanns benachrichtigte und sich erbot, ihr dessen Aufenthalt zu verrathen, wenn man sich bequemen wolle, für ihre Mühwaltung sich durch eine Belohnung von hundert Dukaten abzufinden. — Aus den Folgen dieser Unterhandlung kann man genugsam abnehmen, daß dieselbe sich zur beyderseitigen Zufriedenheit endigte. — —

So wenig Madam Rundmann bey Fahrmann in Kredit gestanden hatte; so wunderte er sich doch ausserordentlich, als er in deren Person seine Verrätherin kennen lernte. So viel Bosheit mit so viel Niederträchtigkeit, hätte er ihr nicht zugetraut. — Je schwärzer aber die That dieses Weibes war, um somehr hielt er sich verbunden, ihrem würdigen Bruder dieselbe verborgen zu halten, da es ihm doch unmöglich anders, als höchst unangenehm seyn mußte, seine Schwester als eine so ganz schändliche Kreatur kennen zu lernen. — Wenn unser Held für diese Mäßigung, für ein so seltnes Zartgefühl, nicht ein süsses Küßchen von jeder meiner schönen Leserinnen verdient; so ward bey meiner Biographentreue, seit Noah aus

seinem Kasten gieng, noch keine Belohnung würdig ausgetheilt.

Was Fahrmann dem Obersten, um seiner zu schonen, verschwiegen hatte, erfuhr derselbe indeß doch durch die, der schlechtern Menschenklasse so schreckliche Publizität. Ein Journalist, welcher, wie es bey diesen Lichtern selten der Fall ist, sich immer zur ersten Quelle der zu liefernden Nachrichten zu drängen, verstand, hatte so ziemlich Alles, was in die Epoche der Maitresse einschlug, zu erfahren gewußt und solches seinem Journal einverleibt. Die Verfolgungsgeschichte unsers Fahrmanns war nicht vergessen, und in derselben paradirte denn auch mit Schwabacher Schrift der Name der Frau Magistern als bezahlte Angeberin eines unschuldig verfolgten Mannes. Ein Zufall brachte diese Schrift in des Obersten Hände, und Fahrmann fand in dem nächsten Schreiben von demselben, unter andern folgendes:

„Meinen herzlichsten Dank, braver Freund, für Ihre edle Absicht, mir die infame Handlung meiner Schwester zu verbergen. Von Ihnen kann man in Wahrheit lernen, seinen Freunden die höchste Verpflichtung aufzulegen! Von einer

solchen Kreatur beynah um Freyheit und Leben gebracht worden zu seyn und doch die so billige Rache, sie den Ihrigen und ihren Bekannten, als ein verabscheuungswürdiges Geschöpf anzuzeigen, so zu unterdrücken, um einem Freunde nicht weh zu thun: das heisse ich Erhabenheit der Freundschaft; das zeugt von einer Mäßigung, deren ich alter, kaltblütiger Graukopf gewiß nicht fähig wäre! — Nochmals meinen besten Dank und meinen Seegen dafür!" —

„Indeß ist die Niederträchtige der verdienten Schande für ihre schwarze That, von der Ihre Großmuth Sie befreyen wollte, doch nicht entgangen. — Das Journal für .... hat mir und der Welt das Bubenstück entdeckt, das Sie beynah in unabsehbares Unglück gestürzt hätte."

„Wenn Sie sich erinnern, wie sehr ich auf Ehre halte; so können Sie ohngefähr beurtheilen, in welchen Zorn ich darüber gerieth. Wär' ich noch dreyßig Jahr alt gewesen, ich hätte ihr denselben mit meiner Hetzpeitsche bewiesen. So, begnügte ich mich aber, ihr das Journal nebst einem Billet zuzusenden, worinn ich ihr verbot, mir je wieder unter Augen zu kommen."

In einem neuern Schreiben, las Fahrmann folgende, das Rundmannſche Paar, betreffende Stelle.

„Ich habe Ihnen einen doppelten Todesfall zu melden, der mir den Wunſch abnöthiget, daß er mir mehr zu Herzen gehen möchte, als die Umſtände es erlauben! — Ziemlich plötzlich und kurz auf einander, iſt mein Schwager Rundmann und das Weib, das die Natur mir zum Verdruß zur Schweſter gab, aus dieſer Welt gegangen. Mein Schwager ſtarb, nachdem ihn den Tag vorher der Schlag gerührt hatte. Kaum war er begraben; ſo legte die Wittbe ſich auch und befand ſich nach zwey Tagen ſo ſchlecht, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Als ich dieſes vernahm, vergaß ich meinen Unwillen und gieng hin, ſie zu beſuchen. Können Sie ſich aber wohl vorſtellen, daß ſie ſich auf eine recht unartige Weiſe meinen Beſuch verbitten lies? — Sie ſchickte ſogar, nachdem man ſie mit Mühe überzeugt hatte, daß ſie von ihrem Krankenlager nicht wieder aufſtehen werde, noch denſelben Nachmittag nach dem Gerichtshalter, um ein Teſtament zu machen, wodurch ſie mir ihre Verlaſſenſchaft entziehen wollte. Derſelbe kam aber zu ſpät,

und sie verschied mit dem heftigsten Verdruß, den sie bis zu ihrem letzten Augenblick äusserte, einem Bruder das Ihrige lassen zu müssen, dem sie noch gern auf dem Todbette, alles mögliche Böse zugefügt haben würde, wenn es in ihren Kräften gestanden hätte. Wie kann doch ein Mensch so ganz durch und durch verdorben seyn, und so gänzlich von seiner edeln Race ausarten!" — — —

Und so hätten wir uns denn das Rundmannsche Ehepärchen auch vom Halse geschaft, und der Name Rundmann wird künftig keinen Raum mehr in dem Ueberrest dieser Blätter finden.

Denjenigen, welche neugierig darnach seyn möchten, dienet zur freundlichen Nachricht, daß das Schicksal der Maitresse und ihres Anhanges auch bald entschieden wurde. Aus Schonung für das Andenken des verstorbnen Fürsten, vermied man alles Aufsehen. Sie wurde nebst einigen der vornehmsten Agenten ihrer bösen Thaten auf Lebenszeit nach einer Festung gebracht. Ihre übrige Anhänger begnügte man sich, ihrer Stellen zu entsetzen, worein sie sich unter der vorigen Regierung gedrängt hatten.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Eine Sonnenfinsterniß, die aber nicht total ist.

Schon waren zwey für unsern Helden sehr lange Monate seit dessen Trennung von dem Mädchen seines Herzens hingeflossen. Seine Sehnsucht nach dem Wiedersehen war ausserordentlich. Zuletzt, vermogt' er's nicht länger auszuhalten, und er beschloß, Urlaub zu nehmen, um die Angelegenheiten seiner Liebe ins Reine zu bringen.

Indem dieser Plan noch mit ihm herumgieng, erhielt er ein Schreiben von dem Baron von Silberthal, der ihm wider Gewohnheit schon seit vierzehn Tagen eine Antwort schuldig war. Hastig, wie es dem Interesse gemäß war, welches Fahrmann, an dessen Briefen nahm, riß er das Siegel auf, fieng an zu lesen, las — und las sich in Verzweiflung. — Wir halten es für nothwendig, den Lesern den Innhalt dieser Zeilen mitzutheilen.

„Anfänglich war ich Willens unsre bisherige Korrespondenz durch ein gänzliches Stillschweigen zu endigen. Nach einiger Ueberlegung fand ich es aber doch für gut, Sie durch Dieses ganz ausser Ungewißheit zu setzen, in wie weit ich unterrichtet bin. — Also, hören Sie, was ich weis! — Ich weis, daß Sie mich in Ansehung des Herrn von Kronow auf eine Art hintergangen haben, die einem Manne von Ehre nicht ziemet. Ich weis, daß Sie den von Kronow nur wegen Ihres eignen Interesses so fälschlich verleumdeten, und auch theils vielleicht deshalb, damit ich demjenigen, was derselbe mir von verschiednen, nicht zu Ihrem Vortheil gereichenden Stücken Ihrer eignen Geschichte mittheilen könnte, keinen Glauben zugestehen möchte. Ich weis endlich, wie man einen Verleumder verachten, und wie man einem wackern Manne, dem man aus leichtsinnigem Vorurtheil so sehr Unrecht that, Genugthuung geben müsse. — Eine Folge von dem, was ich Alles weis, ist, daß ich mir auf immer Ihre Zuschrift verbitte, und daß ich mit herzlicher Zustimmung meiner Tochter, den Herrn von Kronow zur Sühne meiner ihm zugefügten Beleidigung, zu meinem Schwieger-

sohne mache. Uebrigens dank' ich es dem Schicksal, daß ich von meiner Verblendung noch zurückgekommen bin, ehe es zu spät war. —

Freyherr von Silberthal."

Mit diesen Zeilen in der Hand, fand der alte Geheimrath seinen Sohn noch eine Stunde nach Empfang derselben, im Zimmer ganz wüthend auf und niederlaufen. Selbst dem, so viel über ihn vermögenden Vater kostete es Mühe, den Grund dieser sonderbaren Veränderung zu erfahren. Als es ihm endlich doch geglückt war, ihm eine Aufklärung abzudringen, und nachdem er den Brief gelesen hatte, äusserte er geradezu die Meynung, daß er dafür halte, es liege der ganzen Sache eine Trame zum Grunde, die man zu entwickeln, bemüht seyn müsse. Er mißbilligte sehr das ausschweifende Betragen seines Sohnes, und brachte es durch Vorstellungen und Zureden so weit, daß derselbe wirklich um ein gutes Theil ruhiger wurde.

Er nahm den fatalen Brief nochmals vor; es begann von neuem in ihm zu fermentiren; aber doch bey weitem nicht so heftig, als beym erstem

mal Lesen. Er kam sogar nach einer Weile so wieder zu sich selbst, daß er einiger Ueberlegung fähig war. Er konnte sich gar keinen möglichen Fall denken, wodurch er so plötzlich und so sehr in der guten Meynung eines Mannes herabgesunken seyn könnte, dessen Vorsichtigkeit, Klugheit und Erfahrung nicht so leicht zu hintergehen waren, und bey dem einige ihm erzeigte, nicht gemeine Dienstleistungen, ihm das Wort reden mußten. Daß Kronow diese Veränderung durch Ränke bewirkt haben konnte; das schien ihm gar nicht wahrscheinlich, nachdem er Zeuge von dessen eben nicht ehrenvollen Verabschiedung gewesen war. Und wer sollte sonst so eifrig sich für den Kammerjunker und wider ihn verwendet haben? — — Zuletzt, wenn er Alles erwog, und wieder gegen einander abwog; so schien es ihm ganz unmöglich, daß der Baron einen solchen Brief an ihn geschrieben haben könne. Indeß, hatt' er den Beweis doch in Händen. —

Er las jetzt das gedachte Schreiben zum dritten und gleich darauf zum viertenmal durch, und zwar jedesmal mit immer mehr abgekühltem Blute. Jetzt schien es ihm, als wenn der in dem Briefe herrschende Stil gar nicht der des Barons

wäre, und daß derselbe sich sonst eines ganz andern Periodenbaues und einer weit lebhaftern und fliessendern Sprache bedient habe. Er suchte, sich zu überzeugen ob er richtig urtheile, mehrere von dessen Briefen, und fand nicht allein die Bestätigung der ihm auffälligen Verschiedenheit im Stil; sondern selbst die Hand dünkte ihn Brief gegen Brief gehalten, etwas Unterscheidendes zu haben. Sah er das eben erhaltene Schreiben allein; so schien es ihm vollkommen von des Barons Hand zu seyn. Jeder Buchstabe war ganz dessen Zug; aber betrachtete er das Ganze; so fand er immer den anfänglich bemerkten Unterschied. Worinn er lag, konnt' er nicht ersehen. — Schon schlich sich verstärktes Mißtrauen gegen die Echtheit des erhaltnen Briefes ein, welches ihn bewog, in seiner Untersuchung noch weiter zu gehen. Der nächste Gegenstand derselben war das Petschaft. Auf den ersten Anblick, war es ganz das Silberthalsche Wappen; völlig so groß und ein eben so schöner Steinschnitt, wie sich dessen der Baron gewöhnlich zu bedienen pflegte. Als er es aber recht genau betrachtete, bemerkte er auf dem Helme sechs Straußfedern, statt auf allen den übrigen Siegeln, nur fünf

zu ſehen waren. Nun zweifelte er gar nicht mehr an der Exiſtenz eines Schelmſtückes. Er theilte ſeinem Vater die gemachte Entdeckung mit, und dieſer fand alles ſo wie unſer Held, und war auch völlig ſeiner Meynung, daß es mit dieſem Schreiben nicht allerdings mit rechten Dingen zugehe. —

Der gröſte Kummer war nun gehoben, und es war jetzt nur die Frage, auf welche Art man am beſten und ſicherſten zu einer Erklärung mit dem Baron gelangen möchte; indem man nicht zweifelte, daß derjenige, der dieſe Karte gemiſcht habe, ſich auch des Weges durch die Poſt verſichert haben werde, um nicht ſo leicht auf der That ertappt werden zu können.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Fahrmann verreis't mit Aufträgen des Fürsten.

Am folgenden Tage, bevor man noch über den, am Ende des vorigen Kapitels erwähnten Punkt einig war, forderte ein Page Fahrmann zum Fürsten.

„Mein lieber Fahrmann," sagte derselbe mit der ihm eignen leutseeligen Art: „die Etikette, die wir mitmachen müssen, so sehr wir uns auch im Herzen darüber lustig machen mögen, erfordert, daß ich dem Fürsten von N... zu seiner Vermählung Glück wünschen lasse. Da ich nun so meine Ursachen habe zu glauben, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn werde, Ihre dortigen Freunde — (mit einem schalkhaften Lächeln, das Fahrmann das Blut ins Gesicht trieb;) einmal wieder zu sehen; so hab' ich Ihnen diese Gesandtschaft bestimmt. — Was sagen Sie dazu?" Fahrmann, dem kein Antrag gemacht werden konnte, der ihn mehr erfreut hätte, nahm die

fürstliche Bestimmung mit Dank an, und erhielt nicht mehr als acht Tage Zeit, um sich zu seiner Reise anzuschicken.

Er reißte mit dem seiner Sendung angemessenen Pomp ab, und gelangte ohne merkwürdigen Zufall an Ort und Stelle. Wie das Herz ihm pochte, da er die Mauern erblickte, die seine Sophie in sich schlossen! — Als er in die Stadt einfuhr, dacht' er bey jedem ansehnlichen Hause, bey dem er vorbey kam: hier, kann sie wohl wohnen! und lugte fleißig nach den Fenstern.

Sobald er abgestiegen war, setzte er sich, dem von seinem Vater entworfnen Plan zufolge, an den Schreibtisch und schrieb folgende Zeilen an den Baron von Silberthal nieder.

„Da die hier beygeschloßne Einlage, ohngeachtet sie dem Ansehen nach von Ihrer Hand geschrieben und auch mit Ihrem Namen unterzeichnet ist, sich mir dennoch als untergeschoben, verdächtig gemacht hat; so kann ich es dem Wunsche, diesen Argwohn bestätigt zu finden, nicht versagen, mich bey Ihnen zu befragen: ob Sie diese Zeilen wirklich geschrieben haben? — Ihre Antwort wird entscheiden, ob ich Ihnen ferner diejenigen Gesinnungen unterhalten darf, die

mein Herz Ihnen bisher mit so innigem Vergnügen widmete.

von Fahrmann.“

Eine Stunde darauf, erhielt er folgende Antwort.

„Mit welchem unbeschreiblichen Erstaunen und zugleich, mit welchem Unwillen, mich die bey Ihren Zeilen befindliche Beylage erfüllt hat, können Sie beurtheilen, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, daß sich in dem ganzen Wische kein Zug befindet, der von meiner Hand sein Daseyn empfieng, und ich erkläre denselben als eine schelmische Nachahmung meiner Handschrift und als einen höchststräflichen Misbrauch meines Namens. — Nach dieser Erklärung werden Sie mir 's wohl nicht versagen, diesen Abend bey mir vorlieb zu nehmen! — Wir werden dann Musse haben, weiter von diesem sonderbaren Verfall zu sprechen. Mit Verlangen erwartet Sie:

Ihr

unveränderter Freund

Silberthal.“

So ziemlich überzeugt Fahrmann auch schon von demjenigen gewesen war, wovon die Antwort des Barons die Bestätigung enthielt; so war er doch nach Empfang derselben noch eins so froh als vorher. Mit unvermischter Wonne sah er dem nahen, seeligen Augenblick entgegen, der ihn seiner Sophie zuführen sollte. Er putzte sich mit einer Sorgfalt heraus, die der Eitelkeit so ähnlich, als einem Ey dem andern sah.

Er traf den Baron und dessen Gattin beym Theetisch und Sophien am Klavir. Aber, die erwartete hohe Seeligkeit wurde — wie es in dieser Heymath der getäuschten Hofnungen, so oft der Fall ist — zu einem gewaltig verminderten Grad herabgesetzt, als er sich von den Aeltern zwar sehr höflich, aber nicht mit der gewohnten Herzlichkeit, und von Sophien sogar mit merklicher Kälte empfangen sah. — Es war gleich anfänglich die Rede von Fahrmanns Sendung an hiesigen Hof und bey der Gelegenheit wurde auch der nahen Vermählung des Fürsten erwähnt. —

„Apropos," sagte die Baronin, mit einer gewissen, zusammengesetzten Miene: „wir sind dem Herrn Geheim-Finanzrath ja auch noch ei-

den Glückwunsch wegen seiner eignen Vermählung schuldig. — Ich gratulire von Herzen!" — „Auch ich," setzte der Baron hinzu; „obwohl Ihre Freunde sich über deren Geheimhaltung mit einigem Rechte beschwören könnten." — „Ich schliesse mich an meine Aeltern an," kam Sophie mit einem angemessenen Knix hinterdrein, indem sie eine emporstrebende Empfindlichkeit zu unterdrücken bemüht war.

Fahrmann stand wie aus den Wolken gefallen, da: so befremdend waren ihm diese Aeusserungen. Er hätte gern Alles für Scherz angesehen, wenn der Ernst auf allen Gesichtern ihm solches erlaubt hätte. — Der Baron begann von neuem: „Ihre Verlegenheit, scheint den Wunsch zu verrathen, daß Ihre so sorgfältig verheimlichte Verbindung uns ferner verborgen geblieben wäre. Ich vermag aber gar nicht errathen, aus welchem Grunde Sie Ihren aufrichtigsten Freunden die Kenntniß Ihres Glücks zu entziehen wünschen konnten." — — „Beym Himmel!" brach Fahrmann endlich lebhaft aus; „ich begreife Nichts von alldem, was ich höre! Für Scherz, kann ich es ferner nicht halten, und doch —

kann ich es auch nicht für Ernst nehmen. — Ich bitte um Aufklärung des Räthsels!" —

„Und mir ist es ein Räthsel," erwiederte die Baronin etwas hitzig, „wie Sie eine so gewöhnliche Sache als die Glückwünschung an einen Neuvermählten, für etwas Räthselhaftes halten können!" — Aber mein Gott! ich bin ja nicht in dem Falle: wozu also das Glückwünschen?" fiel Jahrmann ihr gleich hitzig und sogar verdrießlich in die Rede. — „Sie läugnen also gänzlich Ihre Verheyrathung? — Nun, das muß ich gestehen, geht mir zu weit!" entgegnete Frau von Silberthal mit vermehrter Wärme.

Jahrmann. Wär' es möglich, daß Sie mich im Ernst für verheyrathet hielten! —

Baronin. Kann Sie das wundern! Sind Sie 's denn nicht? —

Jahrmann. (mit wachsendem Erstaunen.) Ich! — ich verheirathet! — Wer sagte Ihnen diese Unwahrheit?

Baron. Die Zeitung, in welcher Sie Ihren Freunden Ihre Vermählung mit einem Fräulein von Grünau notificirten. —

Fahrmann. Die Zeitung! in der Zeitung hätten Sie das geleſen! — Und ich verſichre Ihnen bey Allem, was einem Manne von Ehre heilig ſeyn muß, daß es eine Lüge — eine verdammte, unverſchämte Lüge iſt, und wenn es in allen privilegirten Zeitungen der Welt ſtände. —

Baron. Eine Lüge!

Baronin. Sie, nicht verheyrathet!

Fahrmann. Seit wenn, gab ich Ihnen Anlaß, an meinem gegebnen Ehrenwort zu zweifeln? — Aber ſagen Sie mir, ich bitte Sie, in welcher Zeitung ſtand denn die ſaubre Notifikation?

Baron. In Ihrer privilegirten Landeszeitung. — Ich will doch ſehen, ob ich das Blatt noch finde —

Indem Herr von Silberthal hingieng, die Zeitung zu ſuchen, ſchritt Fahrmann das Zimmer ein paarmal haſtig auf und nieder; drauf ſtand er plötzlich vor Sophien ſtill, auf deren Geſicht ein Beobachter während der obigen Unterhaltung ein intereſſantes Muskelſpiel hätte bemerken können, und ſagte mit Lebhaftigkeit: Mein Gott, was werden Sie von mir gedacht haben!" —

Die Rückkehr des Barons mit dem Zeitungsblatte, verhinderte ihn, mehr hinzuzusetzen und befreyte das Fräulein von der Verlegenheit, ihm zu antworten. —

„Da lesen Sie selbst!“ sagte Herr von Silberthal, indem er ihm den Artikel mit dem Finger zeigte. — „Es ist wahr, hier steht's,“ entgegnete Fahrmann; „aber — ich behaupte, daß dieses Blatt ein verfälschter Nachdruck ist. Ich habe dieses Stück aus der ersten Quelle gelesen, und nicht ein Wort von der mir angedichteten Heyrath darinn gefunden. — Haben Sie doch die Güte, sich noch ein zweytes Exemplar zu verschaffen, damit wir sehen, ob die saubre Notifikation in allen hierhergekommnen * * * schen Zeitungen abgedruckt ist. Sie scheint mir ein Pendant zu dem Ihnen mitgetheilten Briefe zu seyn.“

Die Erwähnung jenes Briefes, der in der Hitze ganz vergessen worden war, setzte die Behauptung unsers Helden endlich ausser allen Zweifel. Man war nun bald einig, daß man von beyden Seiten das Spiel eines listig genug angelegten Betruges gewesen sey. Die bisher unterbrochne Traulichkeit wurde nun wieder herge-

ſtellt; auf Sophiens Geſicht war die Heiterkeit zurückgekehrt, und Fahrmanns Herz ſchwamm nun in einem reinen, unvermiſchten Freudengefühl. Ein gewiſſer Muth, deſſen er vorher nie hatte Meiſter werden können, lies ihn auf einmal die Gelegenheit als ſehr günſtig anſehen, ſich der Erklärung über ſeine Herzensangelegenheit zu entlaſten. Sein Entſchluß ſtand bald feſt und er ſchritt ſogleich zur Ausführung deſſelben. Ich glaube, wir hören ſie am liebſten ſelbſt ſprechen. —

Fahrmann. Der Menſch iſt doch ein ungnügſames Geſchöpf! Auch ich gehöre unter dieſe Regel. — Kaum bin ich des Beſitzes Ihrer mir ſo unſchätzbaren Freundſchaft von neuem verſichert; ſo ſtreben auch ſchon meine Wünſche nach einem andern Glücke — nach einem Glücke, ohne deſſen Beſitz meine künftigen Tage nur traurig und freudenleer hinflieſſen werden. — Von Ihnen, theurer Freund, von Ihnen, gnädige Frau, wird es abhängen, ob ich wagen darf, mich um dieſes höchſte Glück zu bemühen —

Baronin. (ſich ſtellend, als wenn ſie Fahrmann nicht verſtände.) Was Sie auch von mir verlangen möchten; ſo können Sie verſichert ſeyn,

daß Sie mich Ihren Wünschen allezeit geneigt finden werden —

Baron. (lächelnd, indem er Sophien bey der Hand nimmt und sie Fahrmann zuführt.) Lassen Sie sich meine Tochter an meiner Stelle antworten? Ich hoffe die Antwort soll nach Ihrem und nach meinem Wunsche ausfallen.

Fahrmann wurde durch dieses überraschende Entgegenkommen einen Augenblick aus seiner Faßung gebracht; allein bald, befand er sich wieder in Besitz derselben. Er nahm das Fräulein bey der Hand, und mit einem Blick, in welchem seine Seele sich malte, sagte er:

„Sie kennen, holde Sophie, schon längst, was seit dem ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft, mein Herz für Sie fühlte. Eine grausame Trennung mehrerer Jahre, hat dessen Empfindungen nur verstärkt. Ich wage es jetzt, Ihnen dieses treue Herz mit dieser Hand anzubieten. O, möchten Sie sie annehmen! Möchten Sie in das Glück desjenigen willigen, der in Zukunft nur darauf denken wird, zu dem Ihrigen beyzutragen! — Entscheiden Sie, schöne Sophie! Die Wage, welche mir künftige Freudenta-

ge,

ge, oder ein Leben voll Bitterkeit zuwägt, ist in Ihrer Hand!" — —

Hier folgte eine Pause und ein neuer, recht flehender Blick. Sophie brach endlich das Stillschweigen jüngferlich errötend: „Sie haben mein Wort erhalten, Herr von Fahrmann, Ihnen nie etwas abzuschlagen, was zu Ihrem Glücke beytragen kann. Mit der Pflicht, Ihnen mein Versprechen zu halten, verbindet sich jetzt das Interesse meines Herzens. — Es ist das Ihrige! — Sind Sie nun zufrieden? —

„Vollkommen, vollkommen!" rief Fahrmann entzückt. „Kein Erdenglück gleicht dem Meinigen. Engel müssen mich beneiden! — Dank — Dank, süsse Sophie! — Warum ist doch dieser Mund so stumm, Ihnen auszudrücken, was ich empfinde! Ach . . ." hier schloß er Sophien mit so lange verhaltnen Feuer in seine Arme und ärndete Minnesold auf ihren Lippen.

Die Glückwünsche der Aeltern brachten unsern vom Wonnetaumel hingerißnen Freund wieder ein Wenig zu sich selbst. — Er unterlies nicht, nun auch diesen viel Herzliches und Rührendes zu sagen, und erhielt von denselben überzeugende Beweise, daß er ein Schwiegersohn ganz nach

Ihrem Wunsche sey: welches sein Glück, sich Sophiens versichert zu sehen, nicht um ein Geringes erhöhte. — So einen schönen Abend hatte unser Fahrmann noch nie erlebt. Um ihm keinen Wunsch übrig zu lassen, hätten die schnell eilenden Minuten noch ihrem Fluge Einhalt thun müssen. — Sophie zeigte nicht minder gar deutlich, wie glücklich auch sie sich fühlte und wie zu frieden sie mit der Zärtlichkeit war, welche unser Held ihr nicht genugsam zu beweisen wußte.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Neue Entdeckungen.

So geitzig war Fahrmann noch nie mit seiner Zeit umgegangen, als jetzt. Sie, war ihm ein Schatz, den er nur für einen Gegenstand aufsparte, und jede Stunde, die er dem Entzweck seiner Sendung widmen mußte, schien ihm ein Raub an dem Eigenthume seines Mädchens zu seyn. Da er auf des Barons Verlangen, den Tag nach seiner Ankunft in dessen Hause eingezogen, und da er, wenn er nicht engagirt war, auch mit der Silberthalschen Familie speis'te; so

konnte er sich im Grunde nicht beklagen, daß er seine Sophie zu selten sähe: aber, man weis ja zu gut, wie Liebende sind, um sich nicht zu wundern, wenn Fahrmann glaubte, der süssen Stunden würden ihm immer noch zu wenige zugetheilt. —

Bey Gelegenheit kam man auch wieder auf den gespielten Betrug mit dem falschen Briefe und mit der Zeitung zurück. Augenscheinlich war die Absicht bey demselben keine andre, als die, die zwischen der Silberthalschen Familie und unserm Fahrmann existirende Verbindung zu trennen. Nachdem man Alles erwogen hatte, fiel aller Verdacht wegen Verübung dieses Bubenstückes auf den von Kronow. Wer anders, kannte die verschiednen Verhältnisse der in diese Trame eingewebten Personen so gut, als er? Wer hatte dabey so viel Interesse, eine Verbindung zu trennen, die seinen Absichten auf Sophien hinderlich werden konnte, als ebenfalls er? Ueberdies hatte er sich schon genugsam, als ein Subjekt gezeigt, dem man einen so schlechten Streich wohl zutrauen konnte; nicht minder hatte man Beweise, daß es seinem Kopfe gar nicht an Kniffen und Ränken fehle, um einen Plan zu

schmieden, der in der That sehr fein angelegt war.

Zwey Briefe des Barons hatte Fahrmann gar nicht erhalten; so wie auch einige der neusten Briefe des Letztern, nicht an ihre Adresse gelangt waren. Diese mußten also wahrscheinlich alle aufgefangen seyn. — Die Zeitung, worinn sich die Vermählungsnotifikation befand, war ein nachgedrucktes Blatt, das nur einmal existirte; denn einige andre Exemplare von derselben Nummer, welche man sich verschaft hatte, enthielten nichts davon. — Der Baron verfiel endlich auf ein sicheres Mittel, in der Sache, das erwünschte Licht zu erhalten, und er verwunderte sich, daß er nicht sogleich darauf gekommen sey. Er fand nehmlich, daß man seine Briefe, sowohl die abgehenden, als die ankommenden, nicht anders habe unterschlagen können, als durch Mitwirkung desjenigen seiner Bedienten, welcher die Briefe von der Post holte und dahin brachte; oder auch, durch ein Einverständniß mit einem der Postschreiber. Letzteres schien indeß schwieriger, und der meiste Verdacht blieb auf dem Bedienten, welcher eben auf einige Tage in Angelegenheiten seines Herrn verschickt war. Man erwartete ihn

den folgenden Morgen zurück, und der Baron beschloß, demselben alsbald zu Leibe zu gehen, ehe er dem Kammerjunker von der, demselben gewiß unerwarteten Dazwischenkunft Fahrmanns, Nachricht geben könne; denn daß dieselbe Kronow schon zu Ohren gekommen seyn sollte, war nicht zu vermuthen, da unser Held sich bey Hofe noch nicht präsentiren lassen und folglich auch seine Audienz noch nicht gehabt hatte.

Kaum war der gedachte Bediente zurück, als ihn der Baron in ein scharfes Verhör nahm. Er hatte nicht die Frechheit ein Vergehen zu läugnen, dessen er so leicht überwiesen werden konnte. — Er gestand, daß er sich von dem Kammerjunker bestechen lassen, sowohl seines Herrn letztere beyden Briefe an Fahrmann, als auch die, die von diesem an den Baron angelangt waren, unterzuschlagen und selbige an Kronow abzuliefern. Ferner bekannte er, daß er nicht nur nachgemachte Briefe an Fahrmann zur Post gegeben habe; sondern, daß auch die Vertauschung des rechten Zeitungsblattes mit dem nachgedruckten, durch ihn geschehen sey. — Da der Kammerjunker diesen Menschen von allen seinen Absichten und von allen Theilen seines Plans unterrichtet

hatte; so erfuhr man auf weiteres Eindringen von demselben den ganzen Zusammenhang dieses boshaften Gewebes einer Menge Schurkenstreiche.

Der Zweck desselben war, wie man richtig geurtheilt hatte, kein andrer, als der, eine Verbindung zu trennen, die dem niederträchtigen Kronow ein Dorn im Auge war. Er hatte sogar die Hofnung nicht aufgegeben, wenn ihm das gelänge, sich noch wieder mit der Zeit in des Barons Haus einzuschleichen; denn er rechnete noch viel auf Sophiens günstige Stimmung gegen ihn. — Durch Unterbrechung des gegenseitigen Briefwechsels; durch den an Fahrmann abgesandten falschen Brief und durch Unterschiebung des gedachten nachgedruckten Zeitungsblattes, glaubte er beyden Parteyen jeden Weg zu einer Aufklärung über den ihnen gespielten Betrug abgeschnitten zu haben; und — wir müssen gestehen, daß wir selbst nicht wohl einsehen, wie derselbe vor der Hand hätte entdeckt werden sollen, wenn nicht Fahrmanns persönliche Ankunft dessen Entwicklung bewirkt hätte. Denn selbst der Verdacht, welchen derselbe bald anfänglich gegen die Echtheit des gedachten Schreibens schöpfte, würde dazu nicht haben beytragen können,

weil sich der Kammerjunker des Zuganges zu dem Baron durch die Post, sowohl versichert hatte. —

Nachdem der Herr von Silberthal den untreuen Bedienten ganz in der Stille in Verwahrung bringen lassen, um ihn den Weg abzuschneiden, dem ehrlosen Kronow einen Wink geben zu können, berathschlagte man, was nun in Ansehung dieses saubern Subjekts vorzunehmen sey. Am Ende behielt aus mehreren Gründen ein sehr gemäßigter Entschluß den Platz. Der Baron schrieb demselben zufolge, nachstehendes Billet an den Kammerjunker.

„Die Vorsehung sieht der Bosheit nur immer eine Zeitlang nach, und am Ende steckt sie derselben, ihrer Gerechtigkeit gemäß, ein Ziel. Auch die Ihrige hat dasselbe erreicht; wenigstens in Ihrem gegenwärtigen Wirkungskreise. — Wissen Sie, Niederträchtiger! — daß alle Ihre Bubenstücke entdeckt sind, wodurch Sie das Band zu zerreissen bemüht waren, welches Achtung und Dankbarkeit zwischen mir und meinem künftigen Schwiegersohn, dem Geheim-Finanzrath von Fahrmann, geknüpft hat! Der Gehülfe Ihrer Freveltaten, mein treuloser Bedienter, hat die ganze Trame offenbart, welche Ihr, zu Spitz-

hubenſtreichen ſo erfindſamer Kopf ausgedacht hatte, und er befindet ſich ſchon in ſicherer Verwahrung. Die vielfachen, groben Verbrechen, deren Sie ſich bey dieſer Gelegenheit ſchuldig gemacht haben, berechtigten mich, Sie der Juſtitz zu übergeben, damit die Strafe an Ihnen vollſtreckt würde, welche einem Buben Ihrer Art gebührt. — Doch, da das mir das Anſehen geben könnte, als wollte ich der Rache ein Opfer bringen; ich Sie aber zu ſehr verachte, um Sie meiner Rache werth zu halten, oder ſelbſt, den Schein haben zu wollen, daß dieſelbe mich geleitet hätte; ſo änderte ich meinen erſten Vorſatz; wozu vielleicht auch die Achtung für einen Namen beytrug, den Sie ſo ſehr entehren. — Alſo, diesmal werden Sie der ſo verdienten Strafe der Uebelthäter noch entgehen, wenn Sie anders die Bedingung erfüllen, unter welcher ich Sie davon frey zu laſſen entſchloſſen bin. Es iſt dieſe, daß Sie unverzüglich Ihre Entlaſſung fordern, und auf das förderſamſte ſich von einem Ort entfernen, wo ich Sie nicht mehr ſehen will. Dies zu Ihrer Nachricht!“

Schon am folgenden Tage vernahm man, daß Herr von Kronow um ſeinen Abſchied angehal-

ten und die Residenz mit Sack und Pack verlassen habe. Wir wünschen recht herzlich, daß diese häßliche Figur uns nicht wieder in den Fall setzen möge, deren Namen noch einmal diesen Blättern einzuverleiben. — Um uns keine Unvollständigkeit in unsern Nachrichten vorwerfen zu lassen, dürfen wir bey Beendigung der Erzehlung dieses Vorfalls, des treulosen Bedienten des Barons nicht ganz vergessen; obschon wir nichts weiter von demselben zu sagen wissen, als — daß er mit einem Laufpaß versehen, in aller Stille seines Arrests entlassen wurde. — — Und nun stracks weiter! —

Vierzigstes Kapitel.

Worinn der Verfasser mit allen Lesern zerfällt.

Nachdem unser Fabrmann einige Tage völlig der Feyer seines Glücks gewidmet hatte, mußte er sich dann doch endlich auch des Geschäfts erinnern, welches die Veranlassung zu seiner Herreise gewesen und der Grundstein zu seinem gegenwärtigen so seeligen Zustande geworden war.

Er entledigte sich seines Auftrages auf eine Art, die ihm Ehre machte, und erwarb sich der Freunde, wie man sie an Höfen erwirbt, sehr viele. Auch an ihm entgegenkommenden Freundinnen fehlte es ihm nicht; allein für diese hatte Sophie kein Plätzchen in seinem Herzen übrig gelassen.

Vierzehn Tage befand er sich nun schon hier, die ihm als so viel Stunden hingeschwunden waren. Endlich erinnerte ihn die Abhängigkeit des Mannes, der in einem Amte steht, an seine Abreise. Sein Herz strebte gewaltig gegen dieses Gebot der Nothwendigkeit an, und er wäre mit demselben gewiß nicht so leicht fertig geworden, hätt' er es nicht durch die Vorstellung beruhiget, wie unumgänglich diese Reise sey, um dessen anderweitige Wünsche zu realisiren.

Auch dem Fräulein wollte die Entfernung ihres lieben Sebastians gar nicht ins Köpfchen. Er hatte sich in den vierzehn Tagen in ihrem kleinen Herzen so eingenistet, daß nichts mehr im Stande war, ihn daraus zu verdrängen. Er wurde jetzt eben so sehr geliebt, als er selbst liebte, und Sophie konnte es nun nicht begreifen, wie der Werth eines solchen Schatzes, wie Fahrmann es ihr geworden war, von ihr solange ha-

be verkannt werden könnten. Sie bat ihm dieſes an ihm begangene Unrecht jetzt oft und aufs zärtlichſte ab, indem ſie ſichs zum Vorwurf machte, daß ſie ihm dadurch ſo manche traurige Stunde gemacht habe. Wie glücklich ſich unſer Held in dem ſo unbeſchränkten Beſitz der Liebe ſeines Mädchens fühlte, wag' ich nicht zu ſchildern, weil — dergleichen Schilderungen ſelten glükken; ſelten das darſtellen, was ſie darſtellen ſollen, nehmlich — Wahrheit. —

Endlich rückte der traurige Scheidetag heran. Fahrmann betrug ſich, als es zum wirklichen Abſchied kam, weit geſetzter als Sophie, die in Hinſicht auf eine Trennung von einigen Wochen, die obendrein die Beſorgung eines dauernden Glückes für Beyde beabſichtete, in der That eine übertriebne Betrübniß zeigte. Ob ihre weibliche, empfindlicher organiſirte Seele einen Blick in die Zukunft that, deſſen die gröbere Organiſation ihres Geliebten nicht fähig war, das laſſen wir unentſchieden. Genug, Sophie war untröſtlich, und ſie hieng ſo feſt an Fahrmanns Halſe, daß ihre Aeltern ſich zuletzt ins Mittel ſchlagen mußten, um den traurigen Abſchied abzukürzen. Als er abgereiſ't war, blieb ſie un-

unterbrochen in einer trüben Stimmung: Seufzer schwellten ihren Busen und Thränen näßten nicht selten ihr Auge.

Indeß hatten sechs Postpferde unsern Helden seiner Heymath schon nun ein gutes Stück näher gebracht. Anfänglich nebelte es auch gewaltig um seiner Seele: doch seine Einbildungskraft sorgte bald für die Zerstreuung des Nebels, indem sie ihm eine Szene seiner künftigen Glückseeligkeit nach der andern, hinter dem Vorhange der Zukunft hervortreten lies. Jetzt sah er in seiner Entfernung von Sophien nur das Mittel, unzertrennlich mit ihr vereint zu werden. War er vorher betrübt gewesen, so war er nun nur ungeduldig, den Weg so schnell als möglich zurückzulegen, der ihn an das erwünschte Ziel führen sollte.

Schon hatte er von einer Anhöhe die Thürme seiner Vaterstadt gesehen, und ein in einem Thale sich hinziehender schmaler Wald trennte ihn nur noch von derselben. Er erreichte denselben, als eben der Sonne letzter Stral von den Wipfeln der Bäume Abschied nahm. In der untern Region dunkelte es schon. — Auf einmal sah man einen Reiter von der Stadt her, mit verhängtem Zügel den

Weg entlang kommen. — „Ist das die Equipage des Geheim-Finanzraths von Fahrmann?“ fragte er mit Hast den Postillon. Auf dessen Bejahung sagte er: „nun so halt, Schwager! ich muß ihn sprechen.“ — Der Wagen hielt und er ritt an den Schlag. Fahrmann lies das Fenster nieder, um zu vernehmen, was es gäbe.

„Ich komme,“ sagte der Fremde, das Wort komme lang dehnend, indem er zugleich in die Tasche grif, ein Pistol herauszog und es im Nu auf unsern Freund abbrannte — „um Dich zum Teufel zu schicken!“ — Und darauf gab er seinem Gaul die Sporn und ritt mit Schnelligkeit des Windes davon. — Ihn zu verfolgen, war nicht möglich, da keiner von den Bedienten beritten war. Ein Postillon begann zwar gleich ein Pferd zu diesem Entzweck auszuspannen; allein diese Mühe wäre doch vergeblich gewesen, wenn nicht ein Zufall das Entkommen des Meuchelmörders gehindert hätte. Er stürzte nehmlich mit seinem Gaul, als er noch keine hundert Schritt von dem Wagen entfernt war. Die Postillone, die es bemerkten, unterließen nun das Ausspannen und liefen eiligst der Stelle zu, wo der Mörder sich bemühte, sich aufzuhelfen und

aufs Pferd zu kommen, das schon wieder auf den Beinen war. Allein, da er den Unterfuß gebrochen hatte, war das ihm unmöglich. Er gerieth den Postknechten in die Hände, welche ihn nebst dessen Pferde nach dem Wagen transportirten.

Indem man sich des Böswichts bemächtiget hatte, waren Fahrmanns Bedienten, als sie den Schuß fallen hörten, vom Bock gesprungen, um nach ihren Herrn zu sehen. Schreck und Entsetzen bemeisterte sich ihrer, als sie denselben ohne Leben und die rechte Seite des Kopfs mit Blut überflossen fanden. Der Eine, ein alter, treuer Diener des Fahrmannschen Hauses, unter dessen Augen unser Held herangewachsen war, schrie den Postknechten, die eben mit dem Mörder ankamen, entgegen: „Eilet, daß wir nach der Stadt kommen — und sollt auch 'ne Schindmähre fallen!" — Und darauf legte Alles Hand an: In wenigen Sekunden war der Böswicht auf dem Bock angebunden, ein Bedienter nahm neben ihm Platz, ein andrer setzte sich auf dessen Pferd und der gedachte alte, treue Diener zu dem Verwundeten in den Wagen, und so gieng es nun

nach der Stadt zu, was die Postklepper nur zu laufen vermochten. —

Ein und vierzigstes Kapitel.

Sehn Sie mich immer wieder freundlich an!

So Mancher hat sich schon über die Veränderlichkeit und Nichtigkeit der sublunarischen Dinge und über den Unbestand aller irrdischen Glückseeligkeit ausser Athem deklamirt, und auch wir, hätten hier die schönste Veranlassung in demselben Ton ein gar erbauliches Klaglied anzustimmen und bey Gelegenheit noch obendrein ein paar Seiten anzufüllen, wenn Deklamiren überhaupt unsre Sache wäre, und wenn wir nicht aus Erfahrung wüßten, wie unangenehm dieselbe erst dann wird, wann die Neugierde gespannt ist und man statt Seifenblasen, Geschichte erwartet. Ich wende mich daher sogleich zu unserm Helden hin, und bitte die werthen Leser, mir diese Diskretion zu notiren. —

Der Wagen langte vor des alten Geheimraths Hause an, der Schlag öfnet sich und — und man

trug Fahrmanns entseelten Körper heraus? — stark geirrt! — und Fahrmann stieg auf zwey ganz gesunden Füssen aus der Kutsche, ohne daß man ihm von seiner Verwundung etwas ansehen konnte, als daß er ein Tuch um den Kopf gebunden hatte und die eine Seite des Gesichts mit Blut gefärbt war. — Wie das möglich seyn konnte? — — Ey, sehr möglich, und, was noch mehr, sehr leicht möglich! — Die Kugel hatte das Fahrmannsche Haupt über dem Schlafe nur eben gestreift. Die Wunde war daher nur sehr unbedeutend; obschon dieselbe wegen der vielen kleinen Blutgefäße, welche sich an diesem Theile des Kopfes befinden, sehr stark blutete. Seine Betäubung war nur die Folge der heftigen Kontusion der vorbeyschrammenden Kugel an einem so empfindlichen Orte. Die schnelle Fortbewegung des Wagens auf einem langen Steindamme, erweckten ihn aus dieser scheinbaren Lebloſigkeit und er erholte sich bald so weit, daß er ganz füglich des Heraustragens aus der Kutsche entbehren konnte.

Daß die Aeltern unsers Helden bey dessen Ankunft eben ausser ihrem Hause in Gesellschaft waren und folglich dem schreckhaften Anblick entgien-

gen,

gen, ihren einzigen, so lieben Sohn so unvorbereitet mit blutigem Kopfe zu erblicken, ist uns beynah eben so angenehm, als wenn wir — einen jener litterarischen Fixe, die jeden ehrlichen Menschen anklaffen und ihn in die Beine fahren, einmal von einem Bullenbeisser recht tüchtig durchwalken sehen. — Verzeihen Sie, Herr Fix! das Gleichniß floß uns so aus dem Herzen in die Feder, wir wissen selbst nicht wie? und es muß nun schon stehen bleiben. —

Ein herbeygerufner Wundarzt verordnete gleich Umschläge und einen Aderlaß. — Fahrmann legte sich zeitig zur Ruhe und verbot allen Leuten im Hause seinen Aeltern etwas von seiner Verwundung zu sagen. Er lies sich blos mit der Ermüdung von der Reise und einigen Kopfweh bey denselben entschuldigen, daß er ihre Nachhausekunft nicht erwartet habe.

Nachdem unser Freund eine sehr ruhige Nacht gehabt hatte, erwachte er den folgenden Morgen bey völligem Wohlseyn. Seine Wunde war im besten Zustande und ohne alle Entzündung. Kaum war ein Wenig Geschwulst um dieselbe zu bemerken. — Nur seinem Vater entdeckte er die Wahrheit; der Mutter hingegen, um ihrer weichern

Seele selbst die ängstliche Vorstellung von dem, was geschehen hätte können, zu ersparen, gab er zur Ursach seiner Wunde, welche nur ein schwarzes Pflästerchen verrieth einen Stoß gegen eine Thüre an.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Miß Fama begeht wieder eine ihrer gewöhnlichen Bevüen.

Die Postillone hatten den unserm Helden begegneten Zufall brühwarm nach ihrem Ort überbracht. Ein Passagier nahm die Geschichte mit auf die nächste Station und brachte sie da wieder, wiewohl schon etwas entstellt, an Mann, indem er unglücklicherweise überhört hatte, daß der Verwundete ausser aller Gefahr sey. Von hieraus beförderten andre Reisende die Nachricht noch weiter, und so wanderte dieselbe immer fort, wiewohl unter einer mehr und mehr veränderten Gestalt. Zuletzt erzehlte man sich ohne Bedenken, Fahrmann sey auf der Stelle todt geblieben, und so entstellt, kam die Neuigkeit auch in N . . , den Wohnort der Silberthalschen Familie an.

Am dritten Tag nach ihres Geliebten Abreise saß Sophie, die durch die Aussicht, übermorgen einen Brief von demselben zu erhalten, eben ein Wenig beruhiget war, am Klavier und schilderte die Sehnsucht nach ihrem theuern Sebastian, in sanftklagenden, die Seele schmelzende Phantasien. Ihre Zofe, ein recht gutes Mädchen, die keinen Fehler als den hatte, daß sie nach Zofenart, ein erzschnäppriges Ding war, trat indeß herein und lehnte sich auf des Fräuleins Stuhl.

Sophie. (die eben eine Pause macht und nun das Mädchen bemerkt.) Bist Du da, Jeannette? Ich hab Dich ja nicht kommen hören.

Jean. Sie waren so bey Ihrem Klavier vertieft, gnädiges Fräulein.... ach! —

Sophie. Ein Seufzer, so recht tief aus der Brust herauf geholt! Was fehlt Dir? —

Jean. Ach — nichts!

Sophie. Das klingt so, wie — sehr viel.

Jean. Gewiß, das wollt' ich nicht sagen — ach!

Sophie. Du machst mich ungeduldig. Sag', was ist Dir?

Jean. Mir — ist nichts. —

Sophie. Nun, was iſt 's denn? — umſonſt ächzt und ſtöhnt man doch nicht ſo.

Jean. Dringen Sie nicht in mich, gnädges Fräulein! Ich kann....

Sophie. (etwas ungeduldig.) Du machſt mich noch böſe, Jeanette! Weißt Doch, wie gut ich 's mit Dir meyne, und wie —

Jean. O ja, ich weis es, was ich für ein gutes, liebes gnädges Fräulein an Sie habe, ich weis auch, wenn mir etwas fehlte, daß ich gewiß Troſt und Hülfe bey Ihnen finden würde; aber — was mich jetzt betrübt, geht mich nicht eigentlich an..... Ach! (weinend,) ich habe ſchon ſo viel Thränen darüber vergoſſen. —

Sophie. Jetzt befehl' ich Dir, Dich zu erklären —

Jean. Ich kann nicht — gewiß, ich kann nicht!

Sophie. Und ich, ich gehe nicht ab; ich will und muß es wiſſen —

Jean. Ich würd' es jedem andern ſagen; aber Ihnen — nein, Ihnen kann ich 's wahrhaftig nicht.....

Sophie. (lebhaft,) Mir nicht! warum mir nicht? Verdien' ich Dein Zutrauen weniger als Andre? —

Jean. Wie können Sie ſo etwas denken, gnädges Fräulein! Wer wollte zu einer ſo gütigen Herrſchaft nicht alles mögliche Zutrauen haben? — Aber daemal — verſchonen Sie mich nur!

Sophie. Und ich ſage Dir, Du verdirbſt es auf immer mit mir, wenn Du nicht mit der Sprache herausgeheſt —

Jean. Ich kann Ihnen das Herz nicht ſo zerreiſſen. —

Sophie. Mir! mir? — Alſo mich geht es an? Ich bitte Dich — ich beſchwöre Dich, — wenn Du je Liebe zu mir gehabt haſt — verſchweige mir nicht länger. . . .

Jean. Mein Gott! daß ich mich ſo weit einlaſſen mußte! Nein — machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich kann Ihnen die ſchreckliche Nachricht nicht ſagen. —

Sophie. (mit Unwillen) Nun bitt' ich Dich zum letztenmal! hernach —

Jean. Nun, Sie wollen es! aber — Sie werden 's nicht aushalten — gewiß. . . .

Sophie. Und wenn 's das Schrecklichste wäre — ich will 's wissen!

Jean. So eben — aber ich bitte Sie, fassen Sie sich! —

Sophie. Du quälst mich. —

Jean. So hören Sie! — Eben kam Johann von der Post und da erzehlte er mir, daß der Postmeister ihn gefragt habe, ob seine Herrschaft schon wüßte daß — — ach! daß ich doch nicht ausreden dürfte! — daß — der Herr Geheim-Finanzrath unterweges sey. —

Sophie. (mit äusserster Heftigkeit) Was — was ist er? um Gotteswillen! was ist er?

Jean. Ach! sagt' ich 's nicht, daß Sie 's nicht aushalten würden! — Nein, ich sprech' kein Wort mehr. —

Sophie. Was ist er? den Augenblick sag's! Der Tod ist mir minder schrecklich, als diese Ungewißheit. Ich bitte Dich — oder — soll ich Dich kniend bitten? — vollende! Was ist er? —

Jean. Ach! — Der Postmeister hat den Johann gefragt, ob seine Herrschaft es schon wisse, daß der Herr Geheim-Finanzrath unterweges — ermordet. . . . . .

Sophie. Ermordet! ! Gott! und ohnmächtig ſank ſie zu Jeannettens Füſſen hin.

Die Zofe wäre vor Angſt und Schreck beynah neben ihrer Gebieterin hingeſunken. Endlich, hatte ſie doch die Beſonnenheit, Hülfe zu rufen. Bald ſtürzte die Baronin, der Baron und was nur im Hauſe lebte, herein. Salze und geiſtige Waſſer wurden umſonſt angewandt: Sophie kehrte nicht ins Leben zurück. Man lies einen Arzt holen, und durch deſſen Beyſtand und nachdem man dem Fräulein eine Ader geöfnet, gelang es endlich, ſie wieder zu beleben.

Sie erhielt nur das Bewußtſeyn wieder, um ein Raub der Verzweiflung zu werden. — Bald befand ſie ſich in einem Zuſtande, der ſelbſt den Arzt für ſie beſorgt machte. Es begann ein Fieber in ihren Adern zu wüthen, das eines der heftigſten war. Sie redete irre, eine trockne Hitze glühte unter ihrer Haut; mit einem Worte, alle Anzeichen verkündigten die äuſſerſte Gefahr. Die unglücklichen Aeltern, welche von der Urſach des Unfalls ihrer Tochter bald waren unterrichtet worden, erlagen beynah unter ihrem Schmerz, der ihnen aus zwey ſo bittern Quellen herfloß. Die Hofnung, daß vielleicht die Trauerpoſt von

der Ermordung Fahrmanns nur ein ungegründetes Gerücht seyn dürfte, und daß die Jugend der Kranken und die Kunst der Aerzte das Leben ihrer Tochter noch retten möchten, flüsterte ihnen nur ganz schwach und fast unhörbar einigen Trost zu, der aber doch so viel wirkte, daß sie ihrem Jammer nicht ganz unterlagen.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Amor vincit omnia!

Was die Aussicht zu Sophiens Aufkommen sehr schwächte, war, daß wenn auch die Krankheit ihr einige ruhige Zwischenstunden lies, welche die Natur zu ihrem Besten hätte benutzen können, sie diese gute Mutter durch Nachhängung ihres Grams daran verhinderte. Die Aerzte kamen einstimmig darüber überein, daß, wenn man nicht Mittel fände, ihr Gemüth zu beruhigen, zu ihrer Genesung ohne ein Wunder der Natur, keine Hofnung sey. — Welch ein Ausspruch für die zärtlichsten Aeltern! — Sie waren ganz trostlos.

In diesem Zustand erhielt der Baron am dritten dieser Leidenstage einen Brief von der Post. Gleichgültig für Alles, was nicht Bezug auf den Gegenstand hatte, der allein jetzt sein Herz interessirte, wollte er denselben schon beylegen, als er doch wie von ohngefähr, einen Blick auf die Aufschrift warf. Sie kam ihm bekannt vor — er wagte nicht, seinen Augen zu trauen. Hastig riß er das Siegel auf, fand auch im Briefe die bekannte, ihm so liebe Hand, die er nicht mehr zu sehen gehofft hatte, und endlich am Schluß die Unterschrift — Sahrmann.

Ohne in dem Schreiben weiter eine Zeile gelesen zu haben, blos mit der ihn entzückenden Idee beschäftiget, welchen Eindruck dieser Beweis von dem Leben des Geliebten auf seine Tochter machen, wie heilsam derselbe auf ihre Gesundheit wirken werde; eilte er wie auf Flügeln mit dem Briefe in der Hand in das Krankenzimmer. Sophie war eben bey vollem Bewußtseyn und weinte wie gewöhnlich ihr Kissen naß. Der rasche Eintritt ihres Vaters, welcher sehr mit der behutsamen Stille kontrastirte, die sie umgab, weckte ihre Aufmerksamkeit, die seit drey Tagen für Alles, was, ausser ihr war, geschlum-

merk hatte. „Kennst Du diese Züge, meine Sophie?“ sagte der erfreute Vater, indem er ihr Fahrmanns Brief vor die Augen hielt. — „Er lebt, er lebt!“ — „Er lebt!“ wiederholte die Kranke mit dem Ausdruck einer Empfindung, der ihre erschöpften Kräfte nicht gewachsen waren. Sie sank ohnmächtig mit dem Kopf auf die Seite.

Nun war neue Angst. Der Baron klagte sich an, durch unbedächtige Voreiligkeit seine Tochter getödtet zu haben. Die Baronin, die sich nur eben einen Augenblick weg begeben hatte, wurde herbeygerufen. Alles war beschäftigt Beystand zu leisten. Nach vielem Bemühen öfnete die Kranke endlich die Augen. „Ach,“ waren ihre ersten Worte, „warum entrissen Sie mich einem Zustande, in welchem ich mich so glücklich fühlte! es kam mir vor, als wenn mein Vater mir einen Brief von meinem Fahrmann brächte. — Er lebte! — ach — und nun ist der süsse Wahn wieder verschwunden — ich bin wieder zu meinem Jammer erwacht!“ — Aber wie,“ versetzte der etwas beruhigte Vater; „wenn es nun Wahrheit wäre? wie, wenn ich Dir, meine Sophie, wirklich einen Brief von der Hand Deines Fahrmanns gezeigt hätte? wie, wenn er

wirklich lebte?" — „Mein Vater," fiel Sophie ihm lebhaft ins Wort," könnten Sie ein unglückliches, elendes Mädchen auf einen Augenblick täuschen wollen! — „Nein," entgegnete der Baron mit lauter Freude im Auge, „ich täusche Dich nicht; er lebt, um seine Sophie noch glücklich zu machen." —

Der Ton, in welchem Herr von Silberthal diese Worte sagte, erlaubten weder seiner Gemahlin, die dadurch eben so überrascht wurde, noch ihrer Tochter, ferner einen Zweifel an der Wahrheit dieser Versichrung. Beyde überliessen sich einem Entzücken, das unbegrenzt war, und was vollends das Herz des Barons dem Vergnügen öfnete — ohne die geringste üble Folge auf Sophiens Zustand. Sie schien vielmehr auf einmal einen Theil ihrer Kräfte wieder erlangt zu haben. Als ihr Vater ihr nun erst den Brief ihres Fahrmanns zustellte und sie die Züge des für sie verlohren geglaubten Lieblings ihrer Seele, erblickte, und in den lieben Zeilen, die sie unzähligemal küßte, und an ihre Brust drückte, die Versichrung seines Wohlbefindens und tausend zärtliche Aeusserungen las, und nun jeder noch übrige Zweifel an der Wirklichkeit ihres Glücks

verſchwand: da ſchwamm ihr Herz in einem Wonnegefühl, das auſſer dem Kreiſe der Darſtellung liegt. — Von dem Angrif auf ſein Leben, hatte Fahrmann in ſeinem Schreiben gar nichts erwähnt. —

Die Wirkung einer glücklichen Seele auf das Wohlbefinden ihrer Maſchine, zeigte ſich auch bey Sophien. Schon beym nächſten Beſuch fand der Arzt die Kranke merklich beſſer, und am folgenden Morgen, nachdem ſie eine recht ruhige Nacht gehabt hatte, erklärte er ſie auſſer aller Gefahr. Nach einigen Tagen konnte ſie ſchon auſſer dem Bette dauern, und bald ſaß ſie ſogar am Schreibetiſch um an ihren Fahrmann ein Antwortſchreiben aufzuſetzen, in welchem jedes Wort ein Dolmetſcher ihres zärtlichſchlagenden Herzens war. Sie war nicht minder diskret, als ihr Geliebter, und erwehnte ihrer Krankheit auch mit keiner Silbe.

Und ſo, hätten wir unſern Helden nun wieder auf eine gute, ſichre Fahrt geſteuert. Unſer ſorgſames Pilotenauge entdeckt auf der glatten, ſanftgekräuſelten Fläche auch nicht das geringſte, was das Daſeyn einer verbergnen Klippe mehr beſorgen lieſſe; kein Sturm, kein reiſſender Strom

drohet, ſein Schiflein aufs weite, tobende Meer zu verſchlagen. Schon erblicken wir das erſehnte Ziel ſeiner Wünſche in der Ferne, und wir wagen, uns mit der angenehmen Hofnung zu ſchmeicheln, daß ſein Schickſal endlich die züchtigende Ruthe aus der Hand legen und uns nicht ferner hindern werde, ihn in dem ihm beſtimmten Glückshafen einzulaufen.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

„In die Seegel des Schifs — —
Blies ein freundlicher Wind ſittig, — “

Nachdem Fahrmann ſich ſeiner Dienſtpflichten entlediget hatte, war er nun auf nichts bedacht, als ſeine Verbindung mit der ſanften Sophie zu beſchleunigen. Es fand ſich nicht das geringſte Hinderniß, welches ſich ſeinem Glücke widerſetzt hätte: aber dennoch erlaubte ihm ſeine Ungeduld nicht, zufrieden zu ſeyn. Selbſt die Einrichtung ſeines neuen Hausſtandes, welche einige Zeit erforderte und welche hauptſächlich die Erfüllung

seiner Wünsche weiter hinausschob, würde ihm sehr verdrüßlich gewesen seyn, wenn er auf der andern Seite es nicht gern gesehen hätte, daß Alles zum würdigen Empfang seiner Sophie gehörig vorbereitet wurde. — Die Liebenden suchten inzwischen Entschädigung in einem fleißigen Briefwechsel und in — schönen Entwürfen für die Zukunft. —

Endlich kam denn doch Alles in Ordnung. Man war übereingekommen, daß die Vermählung unsrer jungen Leute auf dem Landgute des alten Geheimraths gefeyert werden sollte, weil dieser sich nicht solange von seinen Geschäften entfernen konnte, um die Reise nach dem Wohnort der Braut zu machen. Fahrmann aber, sollte nach N...reisen, von dort die Silberthalsche Familie abholen und sie nach dem gedachten Landguthe begleiten. Bald nach der Ankunft, sollten die Verlobten blos in Gegenwart einiger vertrauten Freunde ehelich verbunden werden. Glänzenden Prunk und geräuschvolle Ergötzlichkeiten, welche für wirklich Glückliche in einem solchen Zeitpunkte doppelt beschwerlich sind, wollte man von diesem Vermählungsfeste gänzlich entfernt wissen.

Dieſer Verabredung zufolge, reiſ'te unſer Held, nach erhaltner Erlaubniß ſeines Fürſten nach N...ab. Ohne von Meuchelmördern angefallen zu werden und überhaupt, ohne die geringſte verdrüßliche Begebenheit zu erfahren, langte er glücklich und wohlbehalten in — den Armen ſeiner Sophie an. Das war eine Freude, ein Herzen, ein Küſſen, ein Auswechſeln der zärtlichſten Namen, ein — — doch, was ſoll ich davon mehr ſagen! — Meine Leſer können ſich dieſe Szene ja wohl ohne mein Zuthun vorſtellen, und um derer willen, die das nicht können, noch mehr Worte davon zu machen, heiße ja doch nur — den Tauben predigen. —

Sophiens Aeltern, die ſich an der Zärtlichkeit ihrer Kinder weideten und vielleicht auch dabey ſich — früherer Jahre mit Vergnügen erinnerten, verziehen unſerm Jahrmann gern, daß er ſie an den Buſen ſeines Mädchens vergaß und erſt ſehr ſpät ſich erinnerte, daß er ſie noch nicht begrüßt habe. Eben, als er ſich dieſer Pflicht entlediget hatte, klopfte ihn eine Hand ſanft auf die Schulter, mit den Worten einer ihm ſehr bekannten Stimme: „Nun kommt ja wohl auch die Reihe an Ihre alte Freunde!“ — Jahr-

mann sah sich um und erblickte — Leonoren, die jetzige Frau von Damberg, welche ihm die Erinnerung gegeben hatte, und gleich hinter derselben, ihren wackern Vater und noch einen Unbekannten, den er bald als den Gemahl der jungen Frau kennen lernte. Nun gienge von neuem an ein Begrüssen und an ein Bewillkommen. Auf allen Seiten sah man die Freude des Wiedersehens auf den Gesichtern.

Die Sloßbergschen Gäste — denn Herr von Tannberg, der dem Wunsche seines Schwiegervaters und seiner Gattin nachgegeben und das Militair mit dem stillern Landleben vertauscht hatte, wohnte jetzt auf diesem Rittergute — Die Sloßbergschen Gäste also, waren von der nahen Vermählung ihrer lieben Sophie benachrichtigt, ausdrücklich hierher gekommen, um als Hochzeitgäste die Reise mit nach des Geheimraths Landgute zu machen. — Leonore und ihr Damberg waren das glücklichste Paar von der Welt. Er war ein schöner Mann, von vorzüglichem Kopf und Herzen; sie, ganz wieder die muthwillige, immer frohgelaunte Leonore, wie wir sie zu Anfange dieser Blätter haben kennen lernen. Zwischen ihr und Fahrmann war der

von

von nun an unter ihnen ſtattfindende Ton, bald beſtimmt: er war derjenige anſtändig freye und trauliche, den eine alte Freundſchaft ſo gern angiebt.

Nachdem unſre Freunde noch einige Tage recht herzensfroh in N. . mit einander zugebracht hatten, brach endlich die ganze Geſellſchaft auf und trat die Reiſe nach dem Fahrmannſchen Landguthe an, wo ſie auch wohlbehalten ankam und von den Aeltern unſers Helden mit Herzlichkeit empfangen wurde.

Sophie, die ſchöne, liebe Schwiegertochter, die ihr Sebaſtian ihnen zuführte und die ihnen über alle Erwartung gefiel, ſich gleich von dem erſten Augenblick an, ihnen feſt ans Herz anprägte, kam beynah nicht aus ihren Armen. Welch ein glücklicher Kreis guter Menſchen, befand ſich nicht hier auf einem kleinen Punkte vereinigt! — Selbſt ein miſantropiſcher Dyogenes, hätte von ſeinem Vorurtheil geheilt, beſchämt auf immer ſeine, die Menſchheit beleidigende Leuchte, verlöſcht, wär' er in dieſen Zirkel geführt worden! —

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Und — der Held Sebaſtian von Fahrmann läuft mit vollen Seegeln in den Hafen ein;

i. e.

er macht Hochzeit.

Der dritte Tag ſchon, nach der Ankunft des Brautpaares und der Hochzeitgäſte, wurde dem ungeduldigen Verlangen des verliebten Fahrmanns und dem ſtillern Wünſchen Sophiens gemäß, von beyderſeitigen Aeltern dazu beſtimmt, das liebe Paar mit Hymens ſanften Banden zu binden. — Sanft, nennen wir hier die Feſſeln des Eheſtandsgottes, ohne daß es uns unbewußt wäre, von welchem hartdrückenden Eiſen dieſelben nicht ſelten zuſammen gehämmert werden: aber für unſern Helden kann nur das Prädikat ſanft gelten.

Holder lacht nicht die Morgenröthe dem armen Kranken, der auf ſeinem Siechbette eine lan-

ge schmerzvolle Nacht durchwachte, als unserm Fahrmann nach so manchem, in besinnungsloser Sehnsucht hingeschmachteten Jahre, die beseligende Gewißheit lächelte, daß Sophie sein sey. — Seine Einbildungskraft antizipirte schon auf die Wonne, welche in den Armen der schönen Braut seiner harrte. Bisher — auch selbst noch dann, als er des Herzens seines Mädchens schon versichert war, hatt' er sich noch immer als ein schüchterner Liebhaber gezeigt; aber jetzt — ward er kühner. Seine Augen wagten, Sophien den ganzen Umfang seiner Wünsche und seiner Hoffnungen blicken zu lassen, und zwangen sie nicht selten, die ihrigen errötheud nieder zuschlagen. Wann er nun des süssen Mädchens Jüngferlichkeit so in die Enge getrieben hatte, dann eilte er auf sie zu, schloß sie feurig in seine Arme und — sank an ihren Busen, um — das schnellere Pochen ihres Herzens zu belauschen und sich stundenlang zum Gott hinan zu tändeln. — Wonnezeit, ach! warum ist dein Name nicht Ewigkeit!

Schon dämmerte die letzte Nacht, da unsere Liebende ihre keuschen Begierden noch mit auf ihr einsames Lager nehmen sollten, und Fahrmann vermißte noch einen Hochzeitgast, den er bey sei-

nem Freudentage, seiner Veranstaltung gemäß, gewiß zu sehen, gehofft hatte. Es war derselbe kein Andrer, als sein — Sackmann. — Gleich nach der Wiederherstellung seines Glückes, hatte er ernstlich darauf gedacht, denselben in die Dienste seines Fürsten und dadurch sich in die Nähe zu bringen. Bey einer Gelegenheit, welche sich ihm aber nicht sobald, als ers wünschte, darbot, empfahl er seinen Freund auf eine Art, daß der Fürst ihm für denselben die erste vakante Kompagnie zusagte. Sahrmann hatte nicht unterlassen, Sackmann davon sogleich zu benachrichtigen, damit derselbe seinen gegenwärtigen Dienst verlassen und sich aufs förderſamſte anhero begeben möchte, und er hatte dessen Ankunft schon seit jedem Tage entgegen gesehen.

Er fieng schon an, auf das Vergnügen Verzicht zu thun, diesen treuen Gefährten des gefährlichsten Theils seiner Wanderschaft bey seiner Hochzeit zu sehen; als man, da man sich eben zur Abendtafel gesetzt hatte, einen Wagen in den Hof einfahren hörte. Ein Bedienter meldete gleich darauf zwey Freunde des Herrn Geheim-Finanzraths, die sich selbst nennen würden. „Zwey

Freunde! sagte Fahrmann verwundert, und eilte nach der Thüre, zu welcher eben Fackmann und — Herr Dott hereintraten.

Freude und Erstaunen zugleich, war die Wirkung, welche dieser Anblick auf ihn hervorbrachte. Fackmann hatte er unter den Ankommenden wohl vermuthet: aber wo und wie der edle Doktor sich zu ihm gefunden, das war ihm ein Räthsel. — Um nicht alte Reste aufsummen zu lassen, wollen wir hier die Sache sogleich ins Licht setzen.

Nachdem Herr Dott unsern Helden in M... einige Wochen vergeblich zurück erwartet hatte, auch von demselben keine Nachricht erhielt; so verlies er nach einiger Zeit diese Stadt. Da sein Weg ihn in die Gegend von M... brachte, ermangelte er nicht, sich dort nach dem verlohrnen Freund zu erkundigen. Nach vielem Nachforschen, gelang es ihm endlich, dessen Verhaftung und Flucht zu erfahren, allein eine Nachweisung, wohin derselbe seinen Weg genommen habe, fehlte ihm gänzlich, und er konnte auf allen, zu seinem wohlthätigen Entzwecke unternommenen Reisen, nie eine Spur von ihm erhalten. — End-

lich kam ihm das Absterben des Fürsten von * * * zu Ohren. Bekannt, mit der Familiengeschichte Fahrmanns, zweifelte er nicht, daß jener Todesfall denselben in sein Vaterland zurückführen werde, und er beschloß, sobald einige nothwendige Geschäfte es ihm erlauben würden, die Reise dahin zu machen. — Eben, als Fackmann nach seiner Ankunft in die Residenz, nach dem Landsitze des Geheimraths abreisen wollte, kam Herr Dott, sich in dessen Hause nach unserm Fahrmann zu befragen: und nun erlassen mir die Leser wohl, Ihnen das Uebrige zu sagen. —

Da die neuangekommenen Gäste der Gesellschaft schon vom Hörensagen bekannt waren, so war die Vorstellung durch Nennung ihrer Namen geschehen. Die günstige Vermeinung, welche man gegenseitig für einander hatte, verstattete dem, bey neuen Bekanntschaften so gewöhnlichen Fremdethun, keinen Zutritt. Die vorige Traulichkeit blieb ganz ungestört und ganz allgemein. Fahrmann fühlte jetzt erst, daß sein Glück noch eines Zusatzes fähig gewesen war. —

Endlich hatte der glücklichste der Lebenstage unsers Helden, sich von der unerschöpflichen

Zukunft losgearbeitet und war in den Punkt eingetreten, welchen wir Gegenwart nennen; oder — in der gewöhnlichen Alltagssprache zu reden, — der Hochzeittag unsers Fahrmanns war erschienen. Die Natur hatte ihm ihren schönsten Schmuck angethan, gleich, als wollte sie dadurch das Freudenfest ihrer Freunde feyern. — Kurz vor dem Mittagsessen, begaben sich sämmtliche Anwesende nach der Dorfkirche. In der Farbe ihres Herzens — das heißt, weiß gekleidet, einen Mirtenkranz im Haar und hochzeitliche Wonne im Auge, trat nun Sophie an der Hand ihres Erwählten an den Altar. Fünf Paar junge Landleute, deren Wünschen ein stiefmütterliches Glück bisher sich widersetzte, und die Fahrmann ausgestattet hatte, folgten, um zugleich mit, die eheliche Einsegnung zu empfangen. Es war der schönste und zugleich der rührendste Anblick! — Freudiger und herzlicher, wurde wohl nie ein Gelübd abgelegt, als das, wodurch das zärtliche Paar sich hier öffentlich zu Pflichten anheischig machte, die dem Herzen so süß waren. — Ein Mahl, wobey die Freude den Vorsitz hatte, folgte der Trauungsceremonie. Sämmtliche Dorfbewohner wurden in einem großen anstossenden

Saale bewirthet, und der wackre Geheimrath unterlies nicht, auch bey diesen Gästen ab und zu den Wirth zu machen. Sogar denjenigen, die zu Hause geblieben waren, um das Ihrige zu hüten, oder, weil sie sich krank befanden, mußte ihre Portion hingebracht werden.

Nach dem Essen, vermißte man das Brautpaar, und da dessen Abwesenheit einige Stunden dauerte; so wollte man schon anfangen besorgt zu werden, als die lieben Beyden endlich mit einer äusserst zufriedenen Miene zurückkehrten. Sie erlitten standhaft einige schalkhafte Blicke und schützten einen angenehmen Spatziergang als die Ursach ihrer langen Entfernung vor. — Wir, die wir von der wahren unterrichtet sind, halten uns verpflichtet, dieselbe den werthen Lesern mitzutheilen.

Indem Sophie und Fahrmann nach Tische Hand in Hand im Garten auf und nieder giengen; im höchsten Vollgenuß ihres Glückes, nicht Worte für die Empfindungen hatten, welche ihre Herzen schwellten; sich nur blos durch stummes Händedrücken dieselben mitzutheilen vermochten: sahen sie durch die Stacketen am Garten

einen armen, mit Lumpen bedeckten Greis, mühsam an seinen Stabe hinschleichen. Er zog das Fragment eines Hutes vom Kopf, wodurch er eine kahle Glatze entblößte, und flehte um ein Allmosen. Unsre Liebende schlüpften alsbald durch eine, nebenbey befindliche Thüre und eilten zu dem armen Manne hin. Freundlich und bescheiden erkundigten sie sich um das Umständlichere seiner elenden Lage.

„Ich war," sagte er, „noch vor kurzem ein so glücklicher Mann als einer. Ich habe eine einzige Tochter, welche an einem braven, arbeitsamen Mann verheyrathet ist. Solange diese Hände es vermochten, half ich ihm treulich; als ich aber dazu zu schwach wurde, ernährten mich meine Kinder mit Vergnügen. Auf einmal wurde mein wackrer Schwiegersohn krank. Von dem Augenblick hörte auch der Verdienst auf. Er ist nun schon seit drey Vierteljahren nicht aus dem Bette gekommen. Solange wir etwas zuzusetzen hatten, solange zehrten wir davon. Jetzt ist aber auch diese Zuflucht verschwunden. Schon haben wir des armen kranken Mannes Bischen Betten angreifen müssen, und wenn der liebe

Gott nicht Hülfe schickt; so muß morgen das letzte Stück weg: ach! und dann muß er mit seinem abgezehrten Rücken auf dem Stroh liegen. — Sehen Sie, um ihm dies einzige Labsal zu erhalten, das er auf dieser Welt noch hat, gieng ich heut aus, mitleidige Menschen anzusprechen. — Es geht mir sauer an, aber ....“ Hier komt' er vor Schluchsen nicht weiter sprechen.

„Seyd getrost, guter Alter,“ sagte Sophie, „Euch soll geholfen werden. — Wie weit ist es zu Eurer Wohnung?“ — „Dort, im Grunde, eine Viertelstunde von hier, liegt meine Hütte,“ antwortete mit freudiger, dankbarer Rührung der Greis. — Mit einer bittenden Miene blickte hierauf Sophie ihren Fahrmann an. „Ich versteh Dich, Engelsseele!“ sprach er zu ihr und reichte ihr den Arm, indem er zu dem Alten sagte:“ Vater, wir wollen Euern kranken Schwiegersohn selbst sehen. Kommt nur und weiset uns den Weg.“ —

Sie fanden nur zu sehr die Wahrheit von dem, was sie gehört hatten. Ausser dem einzigen Stück Bette, auf welchem der Kranke lag, war Alles, was sich im Hause befand, nicht so viel werth,

um die vier hungrigen Kinder nur einmal recht satt zu machen. Dennoch gewahrte man durchgängig Reinlichkeit. — Nachdem sie sich nach der Krankheit des jungen Mannes erkundiget, zeigte sichs, daß dieselbe schon gewichen sey und daß hier nichts als Pflege mangle, um den Patienten in kurzen herzustellen.

Sophie und Fahrmann leerten darauf ihre Börsen in den Hut des alten Vaters aus, den er ehrerbietig in der Hand hielt, und gewiß, sie hatten eine Summe geschüttet, die für den künftigen Wohlstand dieser dürftigen Familie entscheidend war. „Dafür," sagte Fahrmann, „schaffet das wieder an, was ihr habet verstossen müssen." — Der Greis legte den Hut aus der Hand und sank auf seine zitternde Knie vor seinen Wohlthätern nieder. Mit gefaltenen Händen und mit gen Himmel gerichteten, Thränen gefüllten Augen, sprach er: „Gott! Du siehst es, wie es Dir dankt und den Engeln, die du uns in unsern Elende gesandt hast!" — Drauf blieb sein Blick eine Zeitlang erhoben; dann stand er auf, bemühte sich seinen Wohlthätern die sich weigernde Hand zu küssen, wischte sich die dicken

Thränen von den Augen und trat an das Lager des Kranken, der in einer rührenden Extaſe da lag. Indeß hatte die Hausfrau ſich von ihrer freudigen Verwundrung erholt, und brachte auch ihrerſeits das Opfer ihres erkenntlichen Herzens dar, indem die kleinen Kinder um die lieben, wohlthätigen Fremden herum waren und ſich bald an ſie anhiengen, bald ihre Füſſe umklammerten, bald ihnen die Hände ſtreichelten.

Fahrmann und ſeine Sophie, ſtatt mit den ſo lebhaften Dankbezeigungen dieſer guten Leute ihrer Eitelkeit wohlzuthun, fanden ſich vielmehr dadurch beſchämt; indem es ihnen ſchien, daß man ihnen für eine Wohlthat, die ihnen ſo wenig Aufopfrung koſtete, zu viel Erkenntlichkeit erweiſe. Sie machten ſich daher, ſo gut ſich's thun lies, los und enteilten den ſie verfolgenden Seegenswünſchen ihrer Geretteten.

Daß doch ſo mancher eitle Egoiſt, der für jeden kleinen Beytrag, den er von ſeinem Ueberfluſſe zum Beſten ſeines Mitmenſchen macht, vergöttert werden möchte, an dieſer Beſcheidenheit, womit unſre Freunde ihre gute That ſchätzten, ein Beyſpiel nähme! Möchte er doch lernen, daß

eine Handlung auf Seiten deſſen, der ſie verrichtet, nur durch die Motiſen gut oder lobenswerth wird, und nur in dem Grade edel genannt zu werden verdient, als eine beträchtlichere Aufopfrung damit verknüpft iſt! — Welches Motiv leitet denn aber wohl eine ſo elende Alltagsſeele, wenn es ihr einmal einfällt, den Beutel zur Unterſtützung eines Dürftigen zu ziehen? — Doch wohl nicht Menſchenliebe, Mitleid? — Wir müſſen herzlich lachen! — Menſchliebe, in einem Individuum, das keiner andern Liebe fähig iſt, als der Affenliebe, die es für ſein Selbſt hat! — Nein Eitelkeit, Eigenliebe, ſind die Triebfedern, die ſeine karge Hand zum Mittheilen in Bewegung ſetzen! Um ſich einen edeln Mann, einen Menſchenfreund nennen zu hören, giebt er; aber auch gewiß nie, wenn er keinen Ruhm dafür ärndten kann, und in dieſem Fall würd' er kalt bey einem Unglücklichen vorüber gehen, den ein Thaler das Leben erhalten könnte. — Wie es ihm dann wohlthut, wenn er ſo den Weihrauchdampf einzieht! Wie er ſich freut, für ein paar Stücken Geld, die der Krösus nicht vermißt, ſich das Prädikat edelmüthig erworben zu haben! — — Aber — wir wollen Dir Dei-

ne Freude ein Wenig verderben, elender Egoiſt! Wiſſe, daß Du nicht überall Deinen Entzweck erreichſt! Nur der Pöbel, nach ſeinen verſchiedenen Gattungen, nur der Ununterrichtete, hofirt Deiner Eitelkeit. Menſchen aber, die ſchärfere Augen haben, durchdringen leicht den Nimbus, in welchen Du Dich verhüllſt, und ſehen in Dir weiter nichts, als — einen eiteln Narren — einen hartherzigen, verächtlichen Egoiſten! — —

Aber — wo gerathen wir hin? Welch ein mißgünſtiger Dämon hat uns unſrer lieben Geſellſchaft entführt? — Weg von der undankbaren Arbeit, einen Mohren zu waſchen! — Hin zu unſerm wohlthätigen Paar! Wir holen es eben wieder am Eingange des Gartens ein, und fangen eben noch die Worte unſers Fahrmanns auf; „ja, meine Sophie, laß uns wenigſtens ſorgen, daß an dem Orte, wo wir ſo glücklich ſind, kein menſchliches Weſen unter Leiden ſeufze, die wir abzuhelfen vermögen!“ —

Ehe ſie ſich noch zur Geſellſchaft verfügten, trafen ſie die Anordnung, daß für den armen Kranken etwas Bettzeug, Anziehwäſche und einige Erfriſchungen überbracht wurden, und der

Verwalter erhielt überdies Befehl, vor der Hand täglich ein gutes, gesundes Gericht hinzubesorgen.

Dem gemeldeten, schönen Entschluß zufolge nahm Jahrmann den Prediger, der sich auch unter den Gästen befand und der — um Alles von ihm in einigen Worten zu sagen — ein Mann nach dem Herzen des Geheimraths war, bey Seite, und erkundigte sich genau nach dem Zustand der verschiedenen Haushaltungen seiner Gemeinde. Zu seinem Vergnügen, fand er, daß sein wakrer Vater seinen wohlthätigen Absichten wenig zu thun übrig gelassen hatte. Nur eine ganz geringe Anzahl bedurfte einer Unterstützung, die er ihnen durch die Hand des Predigers zustellen lies. —

Was sagt die Majorität unser Leser zu dieser Art Feyer eines Hochzeittages? — Wir hoffen daß derjenigen, welche die Nase darüber rümpfen, nur wenige seyn werden, und wir überlassen denselben mit Vergnügen ihre Bälle und das bunte Gewühl unzählbarer Hochzeitgäste zum Ersatz für die Entbehrung eines Glükkes, wofür sie verwahrloset sind.

Endlich überlieferte bey Annährung der mitternächtlichen Stunde dem mit dürstender Sehnsucht erfüllten Bräutgam die mütterliche Hand seine schöne Braut, um ihn in Besitz seiner erworbnen Rechte zu setzen. Welch ein Augenblick! Wonneberauscht führte Sahrmann die holde Sophie, in deren vollem, blauen Auge sich ein Verlangen mahlte, das die Schamhaftigkeit, welche ihre Wange mit den lieblichsten Rosen bepflanzte, umsonst zu verbergen bemüht war, in die hochzeitliche Kammer. — Wir wagen nicht, dem Hymen die Fackel aus der Hand zu nehmen, um das zu beleuchten, was der geheimnißvolle Gott so gern ins Dunkel nächtlicher Schatten verhüllt. — Indeß zeigte die Zufriedenheit, welche man am folgenden Morgen auf den Gesichtern des neuen Ehepaars las, genugsam, in welchem Grade sie einander glücklich gemacht hatten. Die junge Frau schmiegte sich noch einmal so sehr an ihren Sebastian an, und dieser athmete nur für sein süsses Weibchen. — Indem Hymen ihre Hände verbunden hatte, schien der Liebesgott die Bande verstärkt zu haben, mit welchen er schon vorher ihre Herzen an einander fesselte, und wir hoffen, daß das, bey so wenigen Ehen bestehende

de reitzende Einverständniß dieser beyden Gottheiten, in Ansehung unsers lieben Paares nie werde unterbrochen werden.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Man sieht augenscheinlich, daß sich das Buch zum Ende neiget.

Unsere Gesellschaft blieb hierauf noch ein vierzehn Tage auf dem Landguthe des Geheimraths. Schneller und vergnügter verstrichen wohl nie ein paar Wochen, als diese für die hier versammelten Freunde hinflossen. Und wie war es nicht erst unserm Fahrmann und seiner Sophie! Hier, auf dem stillen Lande, wo nicht Geschäfte ihm seine Zeit raubten, wo nicht beschwerliche Gesichter den Regungen ihrer Herzen Zwang anlegten; wo jedes Auge, das sie anblickte, mit Wärme an ihrem Glücke Theil nahm, wo die Schönheiten der Natur ihr Gefühl reitzbarer machten: hier feyerten sie die ersten, schönsten Tage ihrer Vereinigung in einer Wonne, welche sie von

städtschen Mauern umgeben, vielleicht in einem geringern Grade empfunden hätten.

Endlich erschien der Tag der Trennung. So sehr man sich durch gegenseitiges Versprechen eines baldigen Wiedersehens aufzurichten bemüht war; so blieb der Abschied immer noch sehr traurig. — Jeder reis'te nun wieder dahin, wo seine Geschäfte und seine Verhältnisse ihn hinriefen. Herr Dott und Sackmann begleiteten die Fahrmannsche Familie nach der Residenz. Unser Held führte sein liebes Weibchen heim in sein Haus, und lebte von nun an als ein guter, glücklicher Hausvater.

Fahrmann war, seitdem Sophie die Seinige geworden war, in vielen Stücken ganz ein andrer Mann geworden. — Wir wollen damit nicht sagen, daß eine plötzliche Verwandlung mit ihm vorgegangen sey, indem wir an diese Art Wunder nicht sehr glauben. — Nein, er blieb derselbe Mensch, mit allen seinen guten Seiten und seinen Schwachheiten; aber — er war unter andre Umstände versetzt worden, welche von nun an seinem Gange eine andre Richtung gaben: so wie Umstände gemeiniglich mehr, als das Indi-

viduelle eines Menschen, den Menschen zu das machen, was er ist. —

Wenn wir an unserm Helden, in dem Zeitpunkte, von welchem wir sprechen, eine merkliche Abweichung von dem Bilde finden, welches wir zu Anfang dieses Werkes von demselben entworfen haben; so besteht selbige darinn, daß er durch Erfahrungen belehrt, nicht mehr der ehemalige Neuling in der Kenntniß der Welt und der Menschen war, deren Mangel ihn in so manches Unglück stürzte und ihn zum Spielzeug eines Jeden machte, der ihn dazu misbrauchen wollte. Diese Acquisition war nun freylich, in mehr als einen Betracht, von sehr grosen Nutzen für ihn, indem er nun wenigstens dann, wann seine Leidenschaften ruhten, im Durchschnitt klüger als vorher handelte. — Allein, diesen einzigen Punkt abgerechnet, blieb er immer noch das, was er gewesen war, ob er schon in vielen Stücken davon abzuweichen schien.

Er war noch eben so bereit, auf den ersten Eindruck sich unbedachtsamer Weise mitzutheilen und voreilige Verbindungen zu schliessen, als ehedem; aber in seinen dermaligen Verhältnissen

und bey dem Kreiſe von wackern Menſchen, in welchem er lebte, fehlte die Gelegenheit, ihm dieſe gefährliche Bereitwilligkeit ſchädlich zu machen, indem ſeine für ſein Wohl beſorgten Freunde, ihn bald gewarnt und an ehemalige Erfahrungen erinnert haben würden, wenn ſeine Voreiligkeit eine üble Wahl hätte treffen wollen. Ueberdieß trieb ihn keine Leere, kein Bedürfniß ſeines Herzens, das jetzt auf ſo mancherley Weiſe attaſchirt war, ſich nach neuen Verbindungen zu ſehnen. Späterhin erſt, als er reifere Jahre erreicht hatte, in welchen man bedachtſamer wird und die aus Erfahrungen abgezognen Reſultate nicht mehr das Spiel jeder Aufwallung ſind, lernte er in dieſer Hinſicht auf eignen Füſſen gehen und gewiſſen Grundſätzen folgen.

Sein Hang für ſinnliches Vergnügen, blieb ebenfalls noch derſelbe mächtige Trieb, der er ehedem geweſen war, und der ihn — wie zum Beyſpiel in L** vormals ſogar in die Klaſſe der Liederlichen heruntergebracht hatte und die Quelle ſo mancher Ausſchweifung geworden war. Allein auch dieſer erhielt, durch die ihn umgebenden veränderten Umſtände eine andre Richtung. Bey

unſers Fahrmanns ſeinem Geſchmack, den er in ſeiner vergangenen Lage nur in Ermanglung edlerer Genüße zuweilen aufgeopfert hatte, und der in ſeinen dermaligen, glücklichern Verhältniſſen ſich wieder in einer ihm angemeſſenern Sphäre befand, und bey der ihm nie mangelnden Gelegenheit, ſeine Sinne auf eine Art zu befriedigen, wider welche Tugend und Wohlſtand nichts einzuwenden fanden: war er für jeden Rückfall zur Libertinage geſichert. Der Vollgenuß, welcher ihm in den Armen des ſchönſten, reizendſten Weibes zu Theil wurde — eines Weibes, das er bis zum Anbeten liebte, das ihm täglich von einer neuen, immer intereſſantern Seite erſchien, verwahrte ihn gegen jeden künftigen Wunſch nach dem Genuß andrer Reitze.

Und in der That, welchen Mann hätte eine Sophie nicht fixiren ſollen! Wie konnt' es ihr fehlſchlagen, das Herz eines Fahrmanns gänzlich auszufüllen? Selbſt, bey weniger Schönheit hätte ihr das gelingen müſſen! — Ihre Zärtlichkeit für ihren Gatten, ihre engliſche, unnachahmliche Sanftmuth, ihr ſchönes Herz, das ſich bey jeder Gelegenheit äuſſerte, ihre Beſcheidenheit, ihr

ſich ſtets gleiches gefälliges Weſen, ihre Bereitwilligkeit ſich allezeit nach den Wünſchen ihres Mannes zu richten und das ſorgſame Beſtreben ſie zu ſtudiren, um wo möglich denſelben entgegen zukommen; ihre vielen hausmütterlichen Tugenden, ihr feiner gebildeter Verſtand, und jene unbeſchreibliche Grazie, welche Alles, was ſie that und ſagte, begleitete; jene bezaubernde Anmuth, welche über ihr ganzes Betragen verbreitet war und wodurch ihr Umgang im hohen Grade reitzend und anzüglich wurde; waren eben ſo viel unauflösliche Feſſeln, welche ihr das Herz eines Mannes ſichern mußten, deſſen Gefühl für ſo mannigfaltige Vollkommenheiten nicht abgeſtumpft war.

Unter der Aegide ſo glücklicher Umſtände, fallen alle Beſorgniſſe weg, zu welchen unter einer andern Lage, die Temperamentsfehler unſers Helden uns berechtigen würden. Wir können ſeinetwegen um ſo ruhiger ſeyn, da er ſich immer mehr von einem Alter entfernt, in welchem die Leidenſchaften ſo übermächtig ſind, daß die noch ſchwache Vernunft, ohne Zwiſchenkunft eines fremden Beyſtandes, ihnen ſelten einen Sieg abzugewinnen vermag. —

Fahrmann beſaß die Gunſt ſeines Fürſten in einem hohen Grade; er ſtand in einem anſehnlichen Poſten; er war der Erbe eines mächtigen, bemittelten Vaters und hatte die einzige Tochter eines reichen Mannes zur Gattin: das waren in der That Glücksumſtände, die ſo manchen Kopf ſchwindeln machen. Aber — unſer Freund hatte auch nicht den geringſten Anfall von dieſem Schwindel. Er blieb ſich immer gleich, war immer der ſchlichte, beſcheidne, offne, treuherzige, gutmüthige und jedem menſchlichen Weſen wohlwollende Mann; blieb unzugänglich vor allen Verſchlimmerungen des Herzens und des Karakters, welche im Schooße der Größe und beym Anlächeln der Fürſtengunſt, nicht ſelten ſogar diejenigen erleiden, die auf einer niedrern Stufe recht wackre Menſchen waren. Mit einem Worte — er war und blieb — ganz Fahrmann.

In Erfüllung ſeiner Pflichten, als Geſchäftsmann und als Menſch, ſah er ſich nicht das Geringſte nach. Sein ſüſſeſtes Vergnügen war, Gutes zu wirken, wo er Gelegenheit dazu fand. Jeder Unglückliche, jeder Nothleidende, Jeder, der irgend Hülfe bedürftig war, traf in ihm einen

Freund, der ſich gewiß nicht lau für ihn intereſ-
ſirte, und er unterſtützte, nach Erforderniß der
Umſtände, eben ſo bereitwillig mit ſeiner frey-
gebigen Hand, als durch ſeinen Einfluß oder
durch andre Dienſtleiſtungen. Selbſt ein Feind
würd' ihn nicht vergeblich um ſeinen Beyſtand er-
ſucht haben. Schädlich war er niemals.
— Zugleich hatt' er ſich's aber zum Geſetz ge-
macht, nie Hülfe zu verſprechen, wo er nicht
mit einiger Gewißheit vorausſah, daß er dieſelbe
werde leiſten können. Im andern Fall ſagte er
's allezeit offenherzig, ob etwas oder gar nichts
für die Sache des Anſuchenden zu thun oder zu
hoffen ſey! denn er hielt es für eine Grauſam-
keit, ungegründete Hofnungen zu erregen, die,
wenn ſie getäuſcht werden, den Leiden einen neu-
en Stachel geben. —

Hierinn unterſchied unſer lieber Fahrmann
ſich gewaltig von dem gewöhnlichen Schlage der
Fürſtengünſtlinge, Hofleute, und andrer etwas
vermögender Menſchen, welche verſprechen, ſo
oft Jemand ſich von ihnen etwas verſprechen laſ-
ſen will, und welche gemeiniglich dann am freyge-
big-

bigen mit Verſprechungen ſind, wenn ſie an wenigſten zu thun den Willen haben. Einen Theil dieſer Windmacher regiert die Eitelkeit; indem dieſelbe ſie bey jeder Annährung eines Bittenden, ſo angenehm an ihre wirkliche oder eingebildete Wichtigkeit erinnert, daß ſie ſich unmöglich entſchlieſſen können, durch eine abſchlägliche Antwort die Grenzen derſelben einzugeſtehen. — Andre verſprechen aus Bequemlichkeit und weil ſie damit am geſchwindeſten wegkommen. Denn es iſt weit eher geſchehen, einem Bittenden zu ſagen: deine Bitte ſoll erfüllt werden; als die abgemeſſenen Ausdrücke zu einer abſchläglichen Antwort zu ſuchen, welche, um ſeinen Karakter nicht in üble Nachrede zu bringen, doch ein Wenig eingekleidet werden muß. — Und ſo hat ein Jeder ſein eignes Motif, ſein eignes Intereſſe, den nach Hofnung haſchenden Unglücklichen zu täuſchen. — Ihre Beweggründe aber mögen ſeyn, welche ſie wollen; ſo erklären wir ſie für leichtſinnige, oder verächtliche Betrüger, die mit der Ruhe ihres Mitmenſchen ein ſchändliches Spiel treiben. — Und wir — wir ſcheinen beynah mit der Geduld unſrer Leſer unſer Spiel zu treiben! — So einem Verdacht, dürfen wir uns jetzt am wenig-

ſten ausſetzen. — Geſchwind alſo zu unſerm Fahrmann zurück! —

Doch — eben werden wir gewahr, daß, nachdem wir ihm durch ſo mancherley labyrinthiſche Krümmungen, durch welche ſein Schickſal ihn führte, treulich und mit nie erkaltender Theilnahme gefolgt ſind, und ihn nun im Beſitz eines Glückes ſehen, das ſo vollkommen nur wenigen Sterblichen zu Theil wird, und daß, nachdem wir ihm auch ſchuldigerweiſe ſeine Apologie gemacht haben, uns — wenigſtens in dieſem Kapitel — nichts mehr von ihm zu ſagen übrig iſt; weshalb wir weislich uns bequemen, ein neues anzufangen.

Sieben und vierzigſtes Kapitel.

Nachleſe — und iſt endlich das Letzte.

Und jetzt finden wir, daß wir gar füglich ſchon in dem vorigen Kapitel von unſerm Helden und von *unſern werthen Leſern hätten* Abſchied nehmen können, wenn wir nicht noch einige Schulden abzutragen hätten, deren wir uns denn hier entledigen wollen.

Wahrſcheinlich erinnert man ſich noch des mörderiſchen Angrifs auf das Leben unſers Fahrmanns, und eben ſo wahrſcheinlich iſt es, daß wohl ſchon mehreremal die Frage an uns geſchehen iſt: wer war denn der Böſewicht, der uns beynah um eine Hochzeit gebracht hätte? — Dieſe Ihnen zu beantworten, iſt nun die erſte Schuld, zu deren Abtragung wir uns verpflichtet halten. —

In den ersten Verhören, welche über den Verbrecher gehalten wurden, beobachtete derselbe ein hartnäckiges Stillschweigen über die Beweggründe zu seiner bösen That. Obwohl von der scharfen Frage in den * * * schen Landen seit langen Jahren kein Gebrauch gemacht worden war; so hielt man sich in dem vorliegenden Fall doch für berechtiget, sich derselben zu bedienen. Die Bedrohung damit brachte den verstockten Böswicht schon zum Bekenntniß, und man vernahm nun mit Erstaunen, daß dieser Meuchelmörder nur der erkaufte Handlanger des saubern Herrn von Kronow war, der sich wegen Verlust Sophiens auf diese Art hatte rächen wollen. — Hätte das Schicksal dieses Buben von unserm Helden abgehangen; so wäre er auch diesmal der gerechten Strafe seiner mannigfaltigen Bosheiten entgangen: denn dieser großmüthige Feind verwendete sich ernstlich für eine stille Beylegung des ganzen Prozesses. Allein

die Justiz verweigerte standhaft ihm zu willfahren, und die Sache gieng ihren Gang. — In Rücksicht auf die Familie des verabscheuungswürdigen Kronow, dessen man in seinem Vaterlande auf Requisition glücklicherweise habhaft geworden war, wurde die ihm zu erkannte Todesstrafe gemildert und in einen ewigen Festungsarrest verwandelt. Das Werkzeug seines Unbenstückes hatte dasselbe Schicksal. —

Nach Tilgung dieser Hauptschuld, eilen wir nun auch die übrigen rückständigen Posten aus dem Debet zu löschen.

Zuvörderst fertigen wir Herrn Dott ab. — Dieser, dessen wahren Namen wir nur unsern Lesern anvertraut haben, und der für das ganze übrige Menschengeschlecht Herr Smith bleibt: liess sich's in unsers Fahrmanns Hause einige Monat gefallen; während welchen ihre Verbindung noch durch engre Bande befestiget wurde,

deren Zweck groſsentheils in einem gemeinschaftlichen Bestreben bestand, zum Besten der leidenden Menschheit thätig zu seyn. In der Folge war der wohlthätige Doktor jederzeit drey Theil des Jahres auf Reisen, und ein Viertel desselben verlebte er bey seinem Freunde Fahrmann.

Zunächst stoßen wir auf die brave Trödlerfamilie in H... — Unser Held, der empfangenes Gute nie vergaß, unterlies auch nicht, sich derselben zu erinnern. Auf einer Reise, welche ihn den guten Leuten in die Nähe brachte, machte er einen Abstecher auf H... und lies ihnen Beweise seiner Erkenntlichkeit zurück, welche sie auf einmal in Wohlstand versetzten.

Sogar seiner ehemaligen Wirthsleute in dem R... schen Gebürge, vergaß er nicht. Mit vieler Mühe hatte er sich einen Weg gebahnt, ihnen gleichfalls eine für ihre Lage sehr ansehnliche Summe zu übermachen. Röschens Grabhü-

gel im Stande zu erhalten, lies er gar angelegentlich bitten. —

Jackmann hatte, wie wir ſchon wiſſen, ſeinen vorigen Dienſt verlaſſen, und erhielt die ihm zugeſagte Kompagnie. Er wohnte bey ſeinem Jahrmann im Hauſe und blieb unverändert ſein wärmſter Freund.

Unſer Jahrmann, der nun ſchon zwey Jahr im Beſitz ſeiner Sophie verlebt hat, iſt immer noch deren Liebhaber und macht ſie zur Glücklichſten ihres Geſchlechts. Schon ſpielen zwey kleine Engel, ein Knabe und ein Mädchen, die Ebenbilder ihrer Aeltern, zu ihren Füſſen. — Das Einzige, was wir beklagen iſt, daß der Vollkommenheit der irrdiſchen Glückſeeligkeit zu enge Grenzen geſteckt ſind, um die Hofnung zu nähren, daß die unſers liebenswürdigen Paares, noch eines beträchtlichen Zuwachſes fähig ſeyn dürfte. —

Und nun — meine theuersten Leser! was soll ich Ihnen beym Scheiden sagen? — — Ja — aber erwarten Sie doch nicht ein schön ausgeputztes Abschiedskompliment! — Wenn man so ein paar Alphabete zur Messe geliefert hat, so.... bald, hätt' ich noch zur guten Letzt ein Geheimniß meiner ehrwürdigen Zunft verrathen! — Um nicht noch einmal in diese Gefahr zukommen, eil' ich, Ihnen zum Abschiede, nur noch drey Worte zu sagen. —

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Geduld! — Leben Sie allezeit wohl, und Jeder unter Ihnen, in seiner Art so glücklich, als ich meinen Helden habe werden lassen! Und — fragen Sie recht fleißig in den Lesebibliotheken nach den Fahrten Sebastians von Fahrmann!!

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek